<36620158400013

<36620158400013

Bayer. Staatsbibliothek

Kleine Mittheilungen

aus

dem staatswissenschaftlichen Gebiete.

Zweiter Theil.

Kleine Mittheilungen

aus

dem staatswissenschaftlichen Gebiete.

Zweiter Theil.

Kleine Mittheilungen

aus

dem staatswissenschaftlichen Gebiete.

Zur

Orientirung über verschiedene Gegenstände und Angelegenheiten des innern Staatslebens.

Von

L. Gervais.

In zwei Theilen.

Zweiter Theil.

Publica salus mea merces.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1822.

Inhalt.

		Seite
XII.	Gedanken über den Einfluß der Wissenschaften in politischer Hinsicht	3
XIII.	Bruchstücke über verschiedene Gegenstände des innern Staatslebens — der Staatsverwaltung und Gesetzgebung. Aus Beaumelle's Schriften, mit beifälligen Mariginalien	21
XIV.	Blicke ins Gebiet der Aufklärungs-Politik. Reminiscenzen aus Lüders Kritik der Statistik und Politik. Mit einigen Anmerkungen . .	107
XV.	Beurtheilung einiger Aussprüche und Ansichten Montaigne's über Volksgehorsam	143
XVI.	Einige kritische Bemerkungen über angegebene verschiedene Grundursachen der in den Jahren 1816 und 1817 vorzüglich im südlichen Deutschland entstandenen Brodnoth — und über die zur Verhütung derselben vom Grafen von Soden vorgeschlagene idealische Magazinirung . . .	165
XVII.	Ein Wunsch in Beziehung auf Abänderung unserer bisherigen Dorfsanlagen, als wesentliches Mittel zur Verbesserung der Bodencultur . .	183

Seite

XVIII. Zeit-Stimmen. Andeutungen und Wünsche, Stoff zum weitern Nachdenken . . . 191

XIX. Ueber Boden-Cultur. Gewinnung roher Producte in allen Beziehungen 312

XX. Fragmente.

A. Einige beifällige Gedanken über Bildungsanstalten für Geistliche und Schullehrer lutherischen Bekenntnisses 315

B. Einige Bemerkungen über den Wollmarkt in Breslau 331

C. Ist der Adel ein absolut nothwendiges Element der Staaten? 338

XII.

Gedanken

über

den Einfluß der Wissenschaften

in

politischer Hinsicht.

Die Nothwendigkeit und Nützlichkeit gelehrter Gesellschaften und Vereine bedarf wohl keines Beweises. Belebung, Erneuerung und Weiterförderung des wissenschaftlichen Geistes und Kunstsinnes soll ihr Hauptzweck seyn. Im siebzehnten Jahrhundert ergriff die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit fast alle Nationen. So entstand in England die königliche physikalische Akademie, die Akademie zu Arles in der Provence; die fruchtbringende Gesellschaft in Deutschland; die Akademie der Malerei und Bildhauerei; die Akademie der Wissenschaften für Physik und Mathematik; die der Baukunst, die portugiesische Akademie, und 1696 die preußische Akademie der Wissenschaften. In Italien wurden fast in allen Städten unter den sonderbarsten Benennungen Akademien errichtet. Sie nannten sich z. B. in Siena: Intronali; in Florenz, de la Crusca; in Rom, Humoristi, Lincei, Fantastici; in Bologna, Otiosi; in Genua, Addormentati; in Padua, Ricovrati; in Vicenza, Olimpici; in Parma, Innominati u. s. w.

Während der Revolution in Frankreich, wurden alle Akademien zu Nationlinstituten umgewandelt, und Napoleon führte überdem noch in diesen Instituten, so wie auch in den Schulen, einen gewissen Corporalismus ein, über dessen wohlthätige Wirkungen für die Wissenschaften mit Bestimmtheit zu ertheilen etwas schwierig bleibt. —

Wenn sich — sagt Herr von Leipziger in seinem Geist der Nationalökonomie — eine Gesellschaft Männer, wie Godeau, Gombaud, Giry, Chapelain, Cerisy, Conrardt, Serizay und Malleville im Jahr 1629 zu Paris vereinigen, um Wissenschaften und Cultur zu erwecken, zu beleben; wenn sich in Indien eine gelehrte Gesellschaft unter der Leitung des Ritter Jonas bildet, um die Alterthümer und Geschichte Asiens aufzusuchen, zu studiren und der Welt mitzutheilen; wenn die Frauen in Lincolnshire, unter der Leitung einer Lady Banks sich zu einer fruchtbringenden Gesellschaft vereinigen, und ihre seidene Kleider ablegen, und nur wollene, aus englischer Wolle in England fabriciret, tragen, um den Fabriken aufzuhelfen, so sind dies ehrwürdige Vereine, welche die Nation in ihren Zwecken und Wirkungen achten muß, weil sie selbst wohlthätig auf sie einwirken. Sie kosten der Nation nichts. — Solche Institute der Wissenschaften würden immer fort wohlthätig gewirkt haben, wären sie nicht durch Eitelkeit der Regierungen sowohl, als der Gelehrten in privilegirte Institute ausgeartet; die Mitglieder kamen dadurch in die Categorie wirklicher Staatsbeamten, denn sie wurden auf Kosten der Nation bezahlt und übernahmen dafür die Verbindlichkeit, die Regierungen und deren Schutz zu loben. Alles dieses scheint den wahren Nutzen für's Ganze vereitelt zu haben. Sobald blos blendender

Ruhm mehr als Erforschung, Beförderung nützlicher Wahrheiten Zweck wird, sind sie in einem sonst wohlorganisirten Staate wie glänzende Folianten in einer großen Bibliothek zu betrachten. Wenn diese auch wenig gelesen werden, oder auch wohl das Lesen wenig verdienen, so fallen sie doch herrlich in die Augen. —

Das Privilegiren solcher Gelehrtenvereine erzeugt nun überdem noch einen gewissen Innungs- Zunftgeist, in dem doch immer ein zerstörendes Gift liegt, und sich für nichts weniger paßt, als für Wissenschaften und Künste. Die Gelehrten müssen in solchen Verhältnissen leben und wirken, in denen sie ihren hohen Zweck, als Ausstreuer des Salzes der Erde, erfüllen können. Durch die bisherige Organisationsweise der wissenschaftlichen Institute und Akademien erscheinen sie meistens blos als dienende Anstalt; das soll aber nicht seyn. Sie sollen als Erzieherinnen im höchsten und weitesten Sinne des Volks betrachtet werden, welche in den ganzen Gang der intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Bildung der Nation eingreift und auf die Cultur des ganzen Zeitalters entscheidend wirket. —

Fragen wir, was alle Akademien der Wissenschaften und Künste, so wie sie vorhanden, den Wissenschaften zunächst und den Nationen genützt, und welche Vortheile sie beiden wirklich gebracht haben? so wird die Beantwortung nicht so leicht werden. Zwar wissen wir, daß die Pariser Akademie z. B. das Mikrometer von Huyghens verbessert und die Verbindung des Fernrohrs mit dem Quadranten angegeben. — Daß sie eine Messung der Erde in den Jahren 1669 und 1670 veranlaßte, die aber kein entsprechendes Resultat hervorbrachte; — daß ferner die englische Akademie vergeblich sich bemühte, die Paralelaxe der Erdbahn und die allge-

meine Schwerkraft zu bestimmen; aber auch das ist bestimmt richtig, daß Newton und Herschel mehr gethan haben als alle diese Akademiker. Können wir wohl sagen: daß die französische Akademie durch ihr Dictionaire sich um die französische Sprache verdient gemacht, sie wirklich bereichert hat; wer weiß, ob sie dadurch nicht vielmehr ihre weitere Ausbildung verhindert hat? Man könnte beweisen, daß Adelung und Andere für die deutsche Sprache weit mehr geleistet haben; und so ist überall nichts geschehen, was nicht ohne sie auch geschehen wäre. —

Weit entfernt, hier behaupten zu wollen, daß solche wissenschaftliche Vereine und Akademien wenig nützlich werden können, glauben wir vielmehr, daß sie unter Voraussetzung einer zweckmäßigen Organisation, und wenn sie die unterrichtetsten Männer in allen Zweigen der Wissenschaften in sich fassen, wohl manche Vortheile gewähren können. Schon der Umstand ist nicht zu übersehen, je abgesonderter die Gelehrten, je isolirter sie stehen, je einseitiger bilden sich ihre Begriffe. In Verbindung mehrerer aufgeklärter Männer, lernt der Einsichtige mannigfaltigere Seiten eines Gegenstandes kennen, und wird über seine unrichtigen Begriffe zurecht gewiesen. Uebrigens sind gut organisirte Akademien mit eigentlichen Bienenstöcken zu vergleichen, in denen der Honig aller Wissenschaften und Künste der ganzen Welt zusammengetragen, verarbeitet und dem Staate, der Nation in einer annehmlichen Form zum Nutzen und Gebrauch mitgetheilt werden kann. Aber immer setzen wir voraus, daß die schaffende Kraft aller genialischen Köpfe im Staate in diesen wissenschaftlichen Gesellschaften vereiniget ist, und dann können sie allerdings für die bürgerliche Gesellschaft, den Staat, wahre und ausgebreitete

Vortheile schaffen. Auch selbst in politischer Rücksicht können Akademien der Wissenschaften und Künste als eine sehr nützliche Triebfeder für die Staatsadministration betrachtet werden, besonders dann, wenn die an der Spitze derselben stehenden Männer zugleich auch an der Spitze der Akademie stehen. Sie haben gewissermaßen die Talente und Kenntnisse, welche in der Nation vorhanden, zu ihrer Disposition; sie können diesen eine auf das Wohl des Staats abzweckende Richtung geben. Dann aber müssen auch alle Wissenschaften und Künste in solch' einer Akademie aufgenommen werden, weil jede in ihrer Art zum Besten des Staats und der Nation wirken kann. Auch selbst der einzelne Landwirth aus dem Stande der Bauern, der sich schon durch Versuche im Gebiete der Land = und Bodencultur bekannt gemacht hat, muß der Zutritt erlaubt seyn; er muß gleiche Ansprüche, als jeder andere, auf öffentliche Achtung erhalten. —

Auch noch aus einem andern wichtigen Gesichtspuncte betrachtet, können Akademien für Staat und Nation äußerst nützlich werden. Alle Beamte und Geschäftsträger der auswärtigen Angelegenheiten müßten ihre Materialien, Notizen einliefern. Die Mitglieder der Akademie müssen, jeder in seinem Fache, genau prüfen, was für ihr Land und ihr Volk anwendbar ist; die Akademie selbst muß über die Anwendbarkeit und Brauchbarkeit entscheiden. In öffentlichen, dazu bestimmten Blättern muß demnächst das Wichtigste und Brauchbarste angezeigt werden; sowohl der Gelehrte, als auch der Künstler, Fabrikant, Handwerker, nicht weniger der Landmann, müssen hier das Brauchbare und wirklich Nützliche für ihren Wirkungskreis finden. Auf diese Art würde Lebendigkeit in die Akademien kommen, und durch sie der Staat und die Na=

tion gewinnen. Sie würden den Geschmack veredeln und unmittelbarer Weise zur sittlichen Cultur beitragen.

Diese wenigen Bemerkungen leiten uns hier noch zu einer andern kurzen Betrachtung in Beziehung auf den Standpunct der Cultur und wissenschaftlichen Bildung unserer Zeit, in Vergleichung mit den wichtigen politischen Weltereignissen, welche Deutschlands Bewohner erlebt haben. Hier einige Bruchstücke darüber; fallen sie auch nicht schmeichelhaft genug aus, so glauben wir doch, daß sie nicht unwerth sind, beherziget zu werden. —

Daß der Wissenschaften Einfluß groß ist auf's bürgerliche gesellige Leben, gehört zu den ewigen Wahrheiten. Das Leben hat alle seine Reize, seine Bequemlichkeiten, selbst die erste Bedingung seines Bestehens von den Wissenschaften entlehnt. Tausendfältige Genüsse, kaum für denkenswerth haltend, weil uns ihre Entziehung unmöglich scheint, sind wohlthätige Ausflüsse der Wissenschaften. Das einzige Gut ist Wissenschaft, meint Sokrates, und das einzige Uebel ist Unwissenheit. Jede Wissenschaft ist Nahrung des Geistes, im Zwecke der Menschheit ist sie begriffen *). Mit einem Worte, das geistige Capital der Menschheit, nennen wir es auch allenfalls die Summe von Ideen, Erfahrungen und Lebensweisheit, sind die Wissenschaften und bleiben das Element des Weltreichthums; wir müssen ihnen den

---

*) Studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris per noctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur. —

Cicero.

Thron über alles Uebrige einräumen. Mit jedem neuen Aufschwung der Wissenschaften verjüngen und verschönern sich alle menschlichen Dinge auf Erden. Gleich würdig als die Wissenschaft, ist auch die Kunst, ihre göttliche Schwester. Auch für sie glüheten von jeher die Herzen der Menschen, für sie glühen auch heute noch die gebildetsten Völker. In der Naturlehre und angewandten Mathematik fand vorzüglich der gesellschaftliche Zustand seinen Werth und seine Bedeutung. Das Reich der Wissenschaften dehnt sich einige Jahrtausende in die Geschichte hinaus; älter ist es, als der Anfang unserer historischen Zeit: Asien war, so viel wir wissen, die Wiege der Cultur. Die Weisheit der Aegypter *) und

*) Zwischen dem Indus und Ganges und jenseit der Länderstrecke desselben, weit hin gegen Osten, lebte und lebt noch das zahlreiche Volk der Hindus. Edel und gefällig im Aeußern, einfach, harmlos in seiner Lebensweise, ist es gebildet und kenntnißreich vor den asiatischen Völkern. Diesem Lande aber an den äußersten Enden Nordafrika's, jedoch schon seiner Lage nach verbunden mit dem südlichen Theile Asiens, tritt ein anderes Land entgegen, welches um den Preis des Alterthums mit allen übrigen Ländern streitet. Wunderbar in jeder Hinsicht, empfing es durch seine Natur sowohl, als durch Kunst und Wissenschaft seine erste, aber auch eine bewunderungswerthe Bildung. Dies war Aegypten. Was uns die Geschichte der grauen Vorzeit sagt, nachdem erscheint uns das Volk der Aegypter als ein schon früh an Bildung reiches, und in vielen, mannigfaltigen Kenntnissen und Künsten [illegible]lschaftlichen Lebens sehr erfahrenes Volk; abgesehen [illegible]n seinem sehr religiösen Gefühl und einem Charakter des Ernstes und der Gesetzmäßigkeit, zeigt es sich in seiner ganzen Entwickelung vollendeter als das Volk der Hindus. Dies bezeugt schon Herodot. — In den Gefilden des mittägigen Asiens vergrößerten sich Nomadenvölker zu Horden, immer wandernd warfen sie sich

Chaldäer entsprang wahrscheinlich aus Indien; der Strom des Lichts ergoß sich nach Griechenland *); von da nach Rom, von Rom aus durch ganz Europa, und

---

stets auf einander und zerstörten oder hemmten doch gegenseitig die aufblühende Civilisation. Dagegen wohnte der Aegypter ruhiger und ungestörter in seinem engen Nilthale, wurde durch die segensreiche Fülle seines vom Nil bedüngten Bodens gleichsam zum Ackerbau gezwungen und gelangte daher schon dadurch schneller zur Civilisation. Denn Ackerbau gibt festen Besitz, macht den Menschen friedliebender, aber auch empfänglicher für das Redliche, Nützliche als das herumstreifende Nomadenleben. Der befruchtende Nil machte aber auch zugleich Dämme, Canäle, Wasserbauten nothwendig, und so wurde der Egypter zeitiger zu mathematischen, mechanischen, sogar zu astronomischen Kenntnissen geleitet und ausgebildet, und wir müssen es noch jetzt bewundern, wie weit es Aegypten gegen andere gleichzeitige Völker in noch andern Fächern des menschlichen Wissens gebracht hat. — Vergl. Universal historische Blicke über das Leben und die Entwickelung der Völker, von D. Christ. Wilh. Starke. Jena 1817. 1. Theil.

*) Durch Alexanders kriegerischen Zug nach Asien wurde, wie bekannt, Alexandria gegründet und nachher der Sitz der Wissenschaften und Gelehrsamkeit. Alles, was Griechenland vereinzelt Herrliches erzeugt hatte, floß hier zusammen. Die nach Alexanders Tode entstandenen verschiedenen einzelnen Reiche schufen in ihren Hauptstädten, besonders für Asien, neue Mittelpuncte des Kunstfleißes. Das griechische Volk war überhaupt das gebildetste und allseitigste Volk der alten Welt. Griechenland war ein großes liebliches Gefilde der Erde, durch die geniale Thätigkeit seiner Einwohner wurde es dazu gemacht. — Vergl. Joh. v. Müller allgem. Geschichte 1. Theil. —

Was Rom von Künsten besaß, das hatte es auch nur von den ältesten Völkern und vorzüglich von den Griechen. —

dieser Welttheil hat das Verdienst, Alles was er von andern empfing, weiter gebracht und mehr zum Gemeingut gemacht zu haben. —

Mit Recht können wir sagen, daß unsere Geschichte bei ihrem Beginnen die Menschen schon im Besitz der wichtigsten mechanischen, chemischen und mehrerer Kenntnisse fand. Welche Fortschritte diese Kenntnisse zur Verschönerung des Lebens und der Gesellschaft gemacht, und wie sie den Glanz der Verfeinerung über die Völker verbreitet haben, dies bleibt wohl der würdigste, aber gewiß auch der schwierigste Stoff des historischen Forschens. Nichts dürfte lehrreicher und interessanter seyn, als das Entstehen und allmählige Wachsen der Wissenschaften chronologisch darzustellen, mit steter Beziehung auf die lebenden Geschlechter jedes Zeitabschnittes; solchergestalt nachzuweisen, welche Umstände, in Noth oder Zufall gegründet, zur Entdeckung metaphysischer Wahrheiten geführt, oder zur Wahrnehmung und Benutzung physischer Kräfte geleitet und wie der Zustand der Gesellschaft dadurch verbessert worden. Solch' eine Uebersicht, sollte sie nicht den armseligen Stolz auf die hohe Stufe der jetzigen Cultur gar sehr demüthigen können? Wo viel Prahlens ist, da steckt selten viel dahinter! Alles Wissen verliert seinen Werth, wenn es nichts als eine Prahlerei der Eitelkeit ist, oder nur als Mittel des Vergnügens erscheint. — Jede Zeit, die sich mit ihrem Wissen gar zu hoch stellt, ist gewiß immer eine geistesarme Zeit. Meinen wir auch auf sonnenheller Höhe zu stehen, so befinden wir uns meistens doch im Sumpfe, von Irrlichtern umringt. „Unser Wissen" sagt der kluge und dabei edel denkende Paulus, „ist und bleibt Stückwerk;" wer nur willig in sein Inneres geht, wird es gern gestehen. Alles, was wir wissen, sind Bruchstücke, und unsre Erkenntniß hat Lücken, immer bleibt noch

Viel zu fragen übrig. Wie viel Dinge gibt es noch zwischen Himmel und Erde, die wir gar nicht ahnen, und die wir uns mit unserer hochgerühmten Weisheit, Philosophie genannt, nicht erklären können. —

Der Weisheit Anfang ist das lebendige Gefühl, daß man nichts weiß; das geistige Leben beginnt mit diesem Gefühl; wo es sichtbar hervortritt in den Erscheinungen der Zeit, da ist Fortschreiten; wo es nicht mehr bemerkbar wird, Stillstand oder wohl gar Rückschreiten der Cultur. Auch dies lehrt die Geschichte der alten Völker. Sollte es uns nicht auch unsere Zeitgeschichte und vorzüglich die der letzten funfzig Jahre lehren? Welcher Stolz auf eingebildete Vorzüge, Cultur und Aufklärung — und doch stoßen wir auf einen Wust von manchen Erbärmlichkeiten! Licht ist zwar aufgegangen allen Völkern, aber gewichen ist von ihnen die Wärme; das Bessere wird erkannt, nur fehlt es an der Kraft, die es schützen und pflegen soll. Also wozu das Anerkennen mehrerer Vollkommenheit, wenn es blos in stumpfsinniges Anschauen sich auflöset? — Wir klagen über die Unbilder der Zeit fortwährend, und doch thun wir nichts, sie zu verbannen. Soll das Heil von außen herkommen, wie uns unser Daseyn ohne unser Zuthun gekommen ist? Soll die Kraft, Großes zu wirken, die uns in Fülle gegeben ward, ewig untergehen in den drückenden Fesseln eines trägen Willens? — Die Vorsehung hat gewiß Viel und Großes für uns gethan, als sie den Geist der Kraft im deutschen Volke erweckte. Das merkwürdige Jahr 1813 enthüllte den Schauplatz seines Wirkens, und herrliche That schuf der Geist; aber auf's neue ruht die Kraft, die kühne Begeisterung ist verschwunden. —

Daß dies sobald geschehen konnte, und die Lorberkränze zerrissen wurden, ehe sie noch welken mochten,

daß auf den Blutfeldern des Vaterlandes, wo edle Kämpfer für Freiheit und Recht modern, nur Unkraut üppig gedeiht, und seine pflegende Hand die bessere Saat schützt, die unter ihm verschmachtet, daß genug Gärtner vorüber gehen, den verwildernden Gottes-Garten bejammern, aber die Hand zagend verbergen vor dem Brennen der Nesseln und den Spitzen der Dornen: das können wir eigentlich die Erbärmlichkeit unserer Zeit nennen, die sich in schimmernden Phrasen gefällt, und an muthiger That winselnd verzweifelt. Sie ist das Erbtheil vom vergangenen achtzehnten Jahrhundert*); es ging unter in Blut und Verwirrung. Das zweite Decennium des neunzehnten Jahrhunderts begann mit großer, edler Kraftäußerung, und dennoch sind die Uebel geerbter Erbärmlichkeit drückender als jemals wieder hervorgetreten. So tief gewurzelt ist das Unheil erblicher Schäden! —

Betrachten und vergleichen wir nun den Standpunct unserer wissenschaftlichen Bildung mit den erlebten Weltbegebenheiten, so werden wir beschämt gestehen müssen, daß wir wenig vorwärts gekommen. Läßt sich das wahre Fortschreiten nicht trennen vom thätigen Erkennen der Wahrheit, so müssen Erfolge den Beweis lie-

---

*) Man nennt es das philosophische Jahrhundert; ein Wort — sagt Brandes in seinen trefflichen Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland. Hannover 1808. — das die ersten Urheber spottweise erfanden, welches aber nachher verschwand. Von mehreren Seiten fing man an in Deutschland einzusehen, daß es auch ein Fortschreiten im Erbärmlichen gebe. Man kam hier und da zur Erkenntniß; Erkenntniß aber ist der nothwendige Anfang zur Besserung, so weit auch diese entfernt seyn mag. —

fern, daß die Wahrheit erkannt sey; aber wo finden wir diese Erfolge? — Die Krankheit unserer Zeit ist Universalität; die Sucht, Alles wissen, Alles umfassen zu wollen, eine Krankheit die tödtlich ist aller echten Cultur und wahren wissenschaftlichen Bildung. Nur durch anhaltende Uebung wird Vollkommenheit erreicht; ausschließendes, ernstes Studium macht den Meister, flüchtiges Aufgreifen allgemeiner Begriffe bezeichnet den oberflächlichen Stümper. Wahr ist's, Oberflächlichkeit erwirbt auch wohl mitunter eine feine Summe, legt sie hin, zehrt täglich davon, aber sie vermindert sich. Dagegen ist Gründlichkeit ein Capital, anfangs wohl nicht gar groß. Aber sie leiht es aus, und wird von Zeit zu Zeit reicher, weil das Erworbene ihr sehr reichliche Zinsen trägt. Die Oberflächlichkeit zieht wohl Menschen, die recht gut in eine Welt passen, auch in dieser fortkommen, wo man genügsam ist, weil man das Bedürfniß des Bessern entweder nicht kennt und fühlt, oder nicht befriedigen kann. Genug! wer Alles wissen will, kann unmöglich etwas gründlich verstehen, und wer Etwas ohne gründliche Einsicht unternimmt, kann Kraft, Geld und Zeit verlieren, ohne etwas Gutes bewirkt zu haben. Der Hauptzweck alles Lernens und Wissens ist und bleibt nur dieser: Kraft der Anstrengung zu erwecken, und gerade diese wird durch die Universalität, und die gar zu große Vervielfältigung des Wissens gelähmt *). —

---

*) Es gibt eine sogenannte wissenschaftliche Freibeuterei. — Vergl. die Schrift: „Das Leben des Professor Christian Jacob Kraus, dargestellt vom Professor Johannes Voigt, Königsberg 1819. — die viel kostet, und allerlei in sich aufnimmt. Dieses naschhafte Beschmecken der Wissenschaften, ist für junge Köpfe sehr gefährlich; es

Aber auch die Begierde nach Scheinverdienst entwickelt sich hierdurch, und dieses Scheinverdienst ist ein gar großes und gefährliches Uebel, welches nicht nur im Einzelnen schadet, sondern auch den Zustand der ge-

---

führt leicht zur Seichtigkeit, zum Ekel an recht nahrhaften Speisen, die mit Ernst und Nachdruck verdaut seyn wollen; sie kann leicht in literärische Charlatanerie und wissenschaftlichen Kleinhandel ausarten. Wer nicht versteht, mit Geist diese Freibeuterei zu treiben und mit feinem Geschmack Vieles zu kosten; wer Alles sammelt, aber nicht mit gründlichem Urtheil in der Auswahl, mit philosophischem Blicke über das Wesen, die Bedeutung und den Zweck des wissenschaftlichen Stoffs, dem kann sie sehr gefährlich werden. —

Den Grund jener Universalität, von der wir hier reden, müssen wir aber vorzüglich in den letzten 30 — 40 Jahren unserer Erziehungs- und Unterrichtsanstalten in den beliebten Philantropinen suchen. Die Ertheilung des mannigfaltigsten Unterrichts war in diesen Hauptziel. Wohl wahr mag das seyn, was Brandes auch hierüber sagt: „durch die Philantropine ward eine bedeutende Zahl Kinder aus dem väterlichen Hause entfernt, bevor die heilige Anhänglichkeit zu den Penaten sich tief in ihnen zu gründen vermochte. Was einige Jahre später in einer ausgebildeteren Jugend heilsam war, war so früh äußerst schädlich, der festgeschlagenen Wurzel tiefer Eindrücke entbehrend. Die Entstehung der großen Gleichgültigkeit gegen Alles, was dem Menschen durchaus nicht gleichgültig seyn soll, ein schaler, mit den Jahren nur zu sehr zunehmender Kosmopolitismus ward unvermeidliche, höchst nachtheilige Folge. An nichts fest zu hängen, ward die Jugend gewöhnt, weder an Menschen, noch an Ideen. Tausend bunte Bilderchen, keine Spuren zurücklassend, gaukelten ihr vorüber. Bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein wirkte das Revolutioniren in der Erziehung, in dem Unterrichte fort. Aber ein Anderes machen, war im Ganzen kein Bessermachen. Das Uebel ging hier stets von dem Wahne aus: vorzüglichere Menschen,

sammten Cultur bedenklich macht. Man kann sagen, daß es schon ein Beweis des Stillstandes und sogar des Rückschreitens ist, daß Scheinverdienst überhaupt nur möglich ist, und daß die Sucht, es sich anzumaßen

---

als wie die Welt sie sonst sah, zu bilden. Fast unbegreiflich scheint es, daß Regierungen diesen Wahn theilen konnten." — Siehe Brandes Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Decennien. Hannover 1808. — Die Philantropine und alle in ihrem Geiste arbeitenden Unterrichtsanstalten, so wie alle andere Institute ähnlicher Art unserer Zeit, haben der bürgerlichen Gesellschaft wohl manche sittlich gute Menschen gegeben, aber so weit wir die vierzig- oder dreißigjährigen Erfahrungen unsers Zeitalters befragen, ist aus der Masse der philantropinischen Schüler keiner hervorgegangen, durch den das Reich der Wissenschaften im eigentlichsten Sinn erweitert worden. Aber das wissen wir wohl, aus beinahe täglicher Erfahrung im Getriebe der Dinge, daß junge Männer, eigentlich noch zur Classe der Jünglinge gehörend, die eine Encyclopädie vermöge ihrer Gedächtnißkraft und mannigfaltige Kenntnisse sich zugeeignet haben, an sich selbst wie zu einem Wunderthiere hinauf schauen und eine Verehrung ihrer Elementarbegriffe verlangen, als wenn es dem höchsten Verdienste gälte. In den Augen dieser gelehrten Sprößlinge ist jeder Andere ein kleiner Geist. Verdienste Anderer und der wissenschaftlichsten Männer wiegen sie mit ironischem Lächeln ab, sind nebenbei unbarmherzige Kritiker auf unsern literärischen Tummelplätzen und erträumen sich nach gerade ein Plätzchen im Tempel der Unsterblichkeit. Fallen sie überdem noch durch Zufall in eine gewisse Art von Celebrität, so hat man seine liebe Noth mit diesen Unsterblichen. —

So erzeugt sich jener unleidliche Gelehrten-Egoismus, der nicht gehörig geleitet, vielmehr durch jene Anstalten gepflegt und genährt, zur Giftpflanze wird; sonst immer gern zugegeben, daß Egoismus vom Menschen nicht getrennt

täglich mehr um sich greifen darf; dem guten Kopf in jeder Gattung des Wissens ist Hervordrängen zuwider, er will hervorgehoben seyn, und wo dies nicht geschieht, tritt er schüchtern zurück, und verschwindet im großen Haufen. Je häufiger dieses Zurücktreten des echten Verdienstes bemerkt wird, je deutlicher liegt es am Tage, daß der Sinn für wahre Vorzüglichkeit seltener wird, welches wieder eine natürliche Folge ist von der Abnahme richtiger Kenntnisse, und von der steigenden Verwirrung der Begriffe.

Uebrigens ist es natürliche Folge, daß, wo die Mehrzahl eines Volkes aus Halbwissern besteht, diese auch den Ton angeben, und über Alles, was sie auch nicht verstehn, eben so vornehm absprechen werden, wie über das, wovon sie etwas wissen. Wenn dies nun in der Meinung der Menge genügt, um für Etwas zu gelten, wenn sogar Wohlstand und Ansehn damit zu erlangen ist, so erhält der Nacheiferungstrieb der Jugend eine falsche Richtung, das echte Talent verkümmert unter

---

werden kann, in sofern er seine Selbständigkeit nicht ganz aufgeben will, mithin das kräftigste Bildungsgesetz der Natur bleibt. Aber der grobe Egoismus, von dem wir hier reden, ist unverträglich mit dem tiefen Gefühl, mit der Achtung Anderer. Dieser, meint Brandes auch sehr wahr, fühlt sich nur, fühlt und achtet sonst nichts, und im Herunterreißen besteht nur sein Dichten und Trachten, seine einzige Wonne. Nicht hohe Verdienste, nicht einmal die hohen Jahre der Lebenserfahrungen vermögen, diesen Egoismus zur Annahme des Scheins von gebührender Achtung zu bewegen. — „Im Herzen des Ichlings ist keine Kammer der auswärtigen Angelegenheiten, und er sieht, wie Gott, nur auf's Innere, aber auf keinen andern Menschen, als auf seinen innern." Jean Paul Richter. —

vielwisserischem Spielwerk, die Summe richtiger, gründlicher Begriffe verschwindet im Helldunkel des Halbwahren, und nur in wenig Auserwählten erhält sich fortlebend der echten Wissenschaft himmlisches Licht. So kann es wohl begriffen werden, wenn die gründliche, geistige Bildung allmählig zurücksinkt, wie ein von unten herauf absterbender Körper, und die schwachsinnige Nachgiebigkeit gegen überhandnehmende Oberflächlichkeit im Einzelnen sich an dem frischen Leben der gesammten Cultur zu rächen sucht. Nur durch Gründlichkeit, aber auch unter Vermeidung der Einseitigkeit, kann das Reich der Wissenschaft gewinnen und weiter gebracht werden.

XIII.

Bruchstücke

über verschiedene

Gegenstände des innern Staatslebens — der Staatsverwaltung und Gesetzgebung.

Aus

Beaumell's Schriften.

Mit beifälligen Marginalien.

Vorbemerkung.

Der Verstand ist in allen Theilen der Erde, in allen Ländern Verstand, und die Resultate der politischen Intelligenz der Völker, so wie jedes einzelnen Mannes, sind eben sowohl ein Gemeingut aller Menschen, wie die übrigen Erfindungen in Wissenschaften und Künsten. Fehlerhaft bleibt es daher, wenn wir aus Geistesproducten älterer Zeit nicht auch jetzt noch große und wichtige Wahrheiten blos aus dem Grunde, weil sie der Vorzeit angehören, aufsuchen und an's Licht fördern wollen. Wir halten es sogar für nothwendig, auch selbst alte Ideen immer wieder auf's Neue zur Sprache zu bringen, weil wir sonst in Gefahr sind, manche auch für unsere Zeit höchst wichtige Wahrheit ganz aus dem Gesichte zu verlieren, die doch nicht der Vergessenheit übergeben werden sollten. Jeder Einzelne macht die Erfahrung, wie der Strom des Lebens so reißend dahin eilt, und wie die Menge und der Wechsel der Gestalten, die vor den Blicken des Menschen umhertreiben, so groß ist, daß in der Regel über dem Heute das Gestern nur gar zu schnell vergessen wird. Und endlich wollen wir

nicht vergessen — wenn vom Alten die Rede ist — und ohne Rückhalt gern gestehen, daß wir auf einer einzigen Seite des Aristoteles gewöhnlich mehr Verstand finden, als in dem Wortschwall ganzer Octavbände der neuern Zeit. —

Beaumelle war einer der geistreichsten und freimüthigsten Schriftsteller Frankreichs in der Vorzeit, der vorzüglich das einflußreiche Zeitalter Ludwigs XIV. zum Gegenstande seiner Betrachtungen, in Beziehung auf Staatsvewaltung im weitesten Sinne, zog! Zwar schildert er oft mit grellen, aber auch sehr treffenden Farben, den erbärmlichen Zustand jeder Regierung, die der Ludewigs XIV. gleich kommt. Er hatte das Schicksal aller derer, die nicht die Wahrheit scheuen, und wurde von den lichtscheuenden Umgebungen des Hofes, die nur Sclaven eines fremden despotischen Willens sind, verfolgt. Befindet man sich unter diesen, so bewaffnet sich sogleich Alles. Alle Höfe sind sich in dieser Hinsicht gleich. Beaumelle mußte daher sein Leben auch meistens im Auslande zubringen. Vorzüglich setzte er sich auch wohl durch Charakterschilderung einzelner Männer und durch manche bittere Ausfälle auf den päpstlichen Stuhl der Verfolgung aus. —

Die merkwürdigste Schrift in dieser Hinsicht und in Beziehung auf Politik und Staatsverwaltung ist die: Mes pensées. Paris chez Rollin. 1753. Die ihres Interesse wegen in Jahr und Tag beinahe sieben Auflagen erhielt.

In ganz kurzen Sätzen entwickelt Beaumelle hier die trefflichsten, gemeinnützigsten Ansichten über verschiedenartige Gegenstände des innern Staatslebens, die auch für die jetzigen und wohl für alle Zeiten belehrend und interessant bleiben.

Aus der ganzen Fülle dieser anziehenden Schrift werden hier nur einige einzelne Bruchstücke, die sich für den vorliegenden Zweck passen, geliefert. Die von Beaumelle aufgestellten Sätze zeichnen sich zwar durch sehr gedrängte Kürze aus, aber demungeachtet enthalten sie eine Quintessenz von Gedanken, die vielleicht, in einer

breitern Rede verdünnt, der Aufmerksamkeit zum Theil entgehen würden. Sie weisen unmitelbar auf den Mittelpunct der Sache hin, wecken und befördern das Nachdenken und geben Stoff zu mannichfaltigen Reflexionen. — Auch hier wird man die Bemerkung bestätiget finden, die irgend ein geistreicher Schriftsteller macht, „daß wenig vollwichtige Worte oft mehr als weitläuftige Abhandlungen, wenn auch von Werth, wirken. So ätzen einige Tropfen Scheidewasser Metall und Stein, worüber ganze Ströme von reinem Wasser laufen, ohne eine Spur zu hinterlassen.“

So entstanden auch die beigefügten Marginalien und Bemerkungen, die aber auch dazu dienen können, Beaumell's Ansichten und Behauptungen dem Leser ebenfalls, in Beziehung auf unsere Zeit, in den rechten Gesichtspunct zu stellen; so wie es auch gewiß seinen Nutzen haben kann, bei Aufstellung der Wahrheit aus der Vorzeit, zugleich auch den Standpunkt des gegenwärtigen Zeitalters zu ergreifen und darauf berichtigende Ideen zu pfropfen.

Uebrigens ist Beaumelle auch noch durch einige andere Schriften bekannt, z. B. durch die Antwort auf Voltair's Supplemente zu den Zeiten Ludewigs XIV. — Gedanken von den Thorheiten, und noch andere mehr.

1.

Auch dem weisesten Fürsten bleibt's unmöglich, solche Gesetze zu geben, um jeden Einzelnen im Volke zufrieden und glücklich zu machen. Der Einzelne muß immer dem Ganzen ein Opfer bringen. Des Gesetzgebers Pflicht bleibt es daher, das Verhältniß zwischen der Anzahl der Unglücklichen, und derer, die irgend glücklich zu machen sind, genau zu berechnen. Nicht Mehrere, als dringend nothwendig ist, müssen von einem glücklichen Zustande ausgeschlossen und dem Elende preisgegeben werden. Entfernt haben sich aber die mei-

sten Gesetzgeber von diesem Grundsatze, daher auch ihre Gesetze nicht für alle Zeiten haltbar sind. —

Der Begriff von glücklich seyn, bleibt durchaus etwas ganz Unbestimmbares. Jedes Individuum modelt ihn nach seinen Gefühlen, Ansichten und Wünschen. Glück ist ein zu großes Wort. Für den einzelnen Menschen bedeutet es allenfalls die Kunst, zu entbehren. Für ein ganzes Volk könnte Glück wieder nur in einer strengen, einfachen und vollkommen gleichen Gerechtigkeit bestehen, deren Tochter die bürgerliche Freiheit ist, und welche selbst nur durch eine weise, feste Verfassung und wohlgeordnete Erziehung des Volks erzeugt werden kann. —

So lange überhaupt Menschen Menschen regieren werden, so lange wird es wohl eine Grille bleiben, Gesetzgebungen aufzustellen, die Alle und Jede glücklich machen. Also schon genug, wenn die Regierungen festhalten an dem Grundsatze: Bemühe dich, Moralität und Legalität allgemein zu verbreiten! Diese Regel bezeichnet, glauben wir, einen Zustand gesetzlicher Freiheit und gerechter Ordnung im Staate. Nothwendig ist dieser zur freien Entwickelung des Geistes, als zum friedlichen Lebensgenuß für alle Classen von Menschen. Da wo dieser Zustand wirklich vorhanden, werden sich die Menschen, so wie es hienieden möglich ist, glücklich genug fühlen *). —

---

*) Auch neuerlich sind wir wieder mit einem Project: Die Völker glücklich zu machen, beschenkt worden. Wer die Mittel und Vorschläge dazu näher kennen lernen will, lese die Schrift: Project d'une organisation politique pour l'Europe, ayant pour objet de procurer aux Souverains et aux peuples un paix generale et perpetuelle, et *un bonheur inalterable*. Par Mr. le Comte de *Paoli-Chagny* à Hamburg 1818. — Der Verfasser dieses Projects entwarf solches schon in der verhängnißvollen Zeit im Jahr 1813 und übergab es dem Kaiser von Ruß-

2.

Die größte Staatsweisheit verlangt durchaus, Meister in der Rechenkunst zu seyn. Alle Einrichtungen werden dann nie in den Fehler verfallen, keine Rücksicht auf den Zustand der Classe der Ackerbauer zu nehmen, die doch immer die Hauptgrundlage des ganzen Staatsgebäudes bleibt. —

Aber welcher Grad von Geisteskraft wird erfordert, so verschiedenartige, auf einmal sich darbietende und zu erwägende Gegenstände von allen Seiten richtig zu durchblicken? — Man nehme z. B. nur die genaue Berechnung und Uebersicht der Bevölkerung eines Staats; die richtige Schätzung der Arbeitskraft eines Jeden; die Kenntniß aller Hülfsquellen; die Beurtheilung der individuellen Charaktere; die möglichste Aufrechterhaltung des Staatscredits; alle und jede einzelne Verhältnisse der Dinge untereinander; und endlich die hieraus hervorgehenden Resultate mit ihren nützlichsten Erfolgen! —

Nur einem Sully war diese Geisteskraft vorbehalten. Auf einem hohen Standpuncte stehend, führte ihn

---

land. Daß gar keine Rücksicht auf seine Vorschläge genommen worden, gibt er der Eifersucht der Minister schuld. — Wohlmeinend ist gewiß die Absicht; aber wir glauben auch gern mit dem Recensenten — in der leipziger Litteratur-Zeitung 1819 — daß der Verfasser den schweren Stein des ewigen Friedens und des Völker-Glücks, blos mühsam auf die Höhe gebracht, dort aber, wie alle seine Vorgänger, den Punct nicht gefunden hat, auf welchem er festzustellen wäre. —

sein schneller und eben so heller Blick in das ganze Innere des Staats. Mit ruhigem Auge überblickte er den Grund der Ereignisse, ergründete ihre Wirkungen, und arbeitete bei Zeiten nachtheiligen Folgen entgegen. —

Ein wohl erlaubter Wunsch ist es: Möchten doch jetzt noch Funken aus der Flamme seines Geistes auf die Staatsmänner unserer Zeit herabfallen und einige von den wenigen Seelen entzünden, welche von der Hand der Natur jedem Jahrhundert mit Kargheit zugezählt werden!

3.

Das Genie in der Staatskunst übertrifft selbst die größten Kenntnisse in der Geometrie; das gestehen selbst die Geometer ein. Wir finden eher hundert Euler, hundert Newtone, als einen Colbert, und so wieder tausend Colberts als einen Montesquieu. Ein großer Mathematiker äußerte, daß in der Wissenschaft der Geometrie der Eine Alles eben so gut als der Andere verstehe. Ihre Aufgaben sind bestimmt; sie hat, so zu sagen, nur mit einem gewissen Mechanismus zu thun. Bei ihr folgt immer eine Gewißheit aus der andern; auch hat man beständig unveränderliche Gesichtspuncte vor Augen. Newton's Entdeckungen stützen sich auf die seiner Vorgänger, auf seinen Fleiß und seine Geduld. —

Ganz anders verhält es sich mit der Staatskunst. Da sind die Aufgaben ungewiß; bei ihr gilt kein gewaltsamer Beweis, durch den man, so zu sagen, despotisch zur Wahrheit geleitet wird. Auch fehlt es hier an einem sichern Leitstern und festen Punct. Montesquieu erfand Alles aus sich selbst; hier hilft auch kein Fleiß; Geduld ist unnütze. Nur das Genie kann hier wirken.

4.

Die Staatsrechenkunst hat mit zusammengesetzten, der steten Veränderung unterworfenen Gegenständen zu thun. Nicht so die Geometrie; die Gegenstände ihrer Berechnung sind unveränderlich. Dort sind die Leidenschaften zu berechnen; hier befaßt man sich blos mit Zahlen. In der Staatskunst sucht man das Künftige wissenschaftlich zu bestimmen, wo doch meistens nur Muthmaßungen genügen müssen. In der Geometrie entdeckt man immer handgreifliche Wahrheiten. — In jeder Hinsicht ist das Rechnen in der Staatskunst weit schwieriger, auch seltner für den geistreichen und Alles umfassenden Kopf, aber auch weit entscheidender, als die gewöhnliche Rechenkunst.

Welch' ein scharfblickender Geist gehört dazu, um aus der Gegenwart zugleich die Zukunft zu errathen? Welche starke Beurtheilungskraft muß man besitzen, um sogar schon über die in der Zeitfolge eintretenden Ereignisse Herr und Meister zu werden; die allerentferntesten Verhältnisse mit den gegenwärtigen zu übersehen; das Mögliche genau zu berechnen, und es sich zugleich durch gesetzliche Bestimmungen unterwürfig zu machen? —

Ex aliis aliud reparare sagt Lucrez: das ist's, was die Staatskunst verlangt. Nicht allein den Augenblick, sondern auch die Zukunft, soll sie umfassen, und dazu gehört freilich Viel und ein starker Geist. Sie bleibt in sofern die schwerste aller Wissenschaften, weil die Anwendung ihrer Theorien, die zusammengesetzteste aller Künste ist. Ein längeres und weit tieferes Nachdenken, als selbst die höhere Meßkunst, erfordert sie aus dem

Grunde, weil sie immerfort mit Verhältnissen zu thun hat, die sich augenblicklich ändern und nicht in unserer Gewalt stehen. —

Sehr wahr ist's daher (was Lieden in seinem Handbuche der Staatsweisheit und Politik sagt): „Ganz etwas Anderes ist es, ruhig auf seiner Stube Verhältnisse zu berechnen und Regeln aufzustellen, nach welchen sie ausgeglichen werden könnten, als im Drange des Lebens, unter entgegengesetzten Bestrebungen, verschiedenen Interessen, Collisionen, Bitten, Leiden und Leidenschaften, dem Calcul getreu zu bleiben, oder den Ausweg zu finden, der aus dem Gewirre zum Ziele führt." —

5.

Wilhelm III., verlegen, in Beziehung auf wichtige Staatsangelegenheiten, anwortete denen, die ihm vorschlugen, sich darüber mit Newton zu berathen: „Newton! aber Newton ist ja blos ein großer Philosoph. — Duclos in seinen Betrachtungen über die Sitten billigt diese Antwort.

Würde es aber nicht sonderbar seyn, zu glauben, daß Newton seinen Scharfblick als Geometer nicht auch eben so gut in Staatssachen anzuwenden fähig gewesen, wenn man ihm vorher die nöthige Uebersicht von Allem verschafft hätte? Ich zweifele nicht, er würde sich über die verschiedenen Ansichten Wilhelm's und seines damaligen Staatsministers Schomberg's ebenfalls sehr richtig ausgesprochen haben. Der Verstand eines Philosophen und eines Staatsmannes ist doch bestimmt der nämliche. Eine Angelegenheit also, die den König und seinen ganzen Staatsrath in Verlegenheit gesetzt, wobei vielleicht beide den schlimmsten Ausweg ergriffen, würde Newton's Feder gewiß auch sehr bald ins Klare gebracht und beseitiget haben.

Wir glauben, daß Beaumell's Aeußerung doch wohl die Einschränkung leiden dürfte, daß der größte Philosoph, als bloßer Gelehrter, nicht immer den praktischen Staatsgeschäften gewachsen ist; denn sie setzen Uebung und Erfahrung voraus. Hugo Grotius, berühmt durch seine Gelehrsamkeit, erntete als Gesandter in Frankreich wenig Ruhm. Vereinigen sich in Staatsgeschäften Verstand mit Erfahrung und Witz in gehörigem Grade, so kommt man damit weiter, als mit dem philosophischen Alles haarklein spaltenden speculativen Scharfsinn.

6.

Die größte äußere Macht liegt durchaus nur in der Ueberlegenheit der Geisteskraft, Künste und Wissenschaften, Herrschen diese in einem Staate, dann folgt auch jederzeit von selbst die Herrschaft zu Wasser und zu Lande. Was soll man also wohl von Fürsten glauben, welche das Denken untersagen? —

Doch wohl nichts Anders, als daß sie kleinlich denken; denn sie wollen Großes durch Knechtssinn ausführen. Aber zu tief liegt im Menschen das mächtige Gefühl, daß Denken und Denkfreiheit Rechte sind, in deren rechtlichem Gebrauch kein Sterblicher einen Sterblichen beeinträchtigen darf. Die Freiheit zu denken, und der damit verbundene freie Ideentausch hat eine Zauberkraft. Spinoza meinte: Jeder Versuch, sie zu unterdrücken, damit weder über Wahres noch Unwahres, Gutes und Böses, Recht oder Unrecht geurtheilt werden kann, ist ein tyrannischer Eingriff in ein Recht, welches der Mensch nicht einmal aufgeben kann, wenn er auch wollte. — Diese Geistesfreiheit belebt Alles, sie erzeugt geistige, materielle Schätze, und diese machen nur Staaten wahrhaft groß und mächtig. Durch das Denken und den freien, ungefesselten Umlauf des Gedachten wird das geistige Vermögen einer Nation ver-

mehrt, und dieses kann nie groß genug seyn. Achtet sich also eine Regierung selbst, so wird sie nie dahin arbeiten, die Bürger in Geistesarmuth und Sclavensinn hinabzudrücken. —

7.

Die größte Schwäche verräth es, wenn ein Fürst die Gesetze nicht achtet, die ihn ja selbst schützen. Wacht das Gesetz nicht für den Unterthan, wer wird denn für den Regenten wachen? Seine Leibgarden? Eine Million bewaffneter Arme können wohl einen Fürsten vertheidigen, aber nicht gegen einen Verräther schützen. — Oder die Majestät der Gesetze? Aber ein König, der selbst das Gesetz bricht, kann dieses nicht zur Hülfe rufen. Oder etwa die Furcht? Im äußersten Unglück ist kein Unglück mehr zu fürchten. Oder die Gewalt? Die vermag nichts wieder die Untreue. —

8.

Die größere Verbreitung des Handelsgeistes wird unvermerkt den Despotis'm schwächen. Die Handelsfreiheit wird die politische bürgerliche Freiheit herbeiführen, die Fürsten selbst werden Kaufleute werden. Da sie aber wenig davon vortheilen können, so lange sie gefürchtet werden, so werden sie, alles Furcht Erregende zu entfernen suchen, und um reich zu werden, lieber auf größere Macht verzichten. —

Den Handelsgeist der Fürsten wolle Gott doch immer verhüten. Das Volk bedarf zur völligen freien Auslebung eines freien Verkehrs. Jede Störung desselben hemmt die Entwickelung des Volks. Um den Handel müßten sich die Regierungen überhaupt noch weniger bekümmern, als es geschieht, ihn vielmehr, wie

alle andere Productionen, sich selbst überlassen. Reißen sie überdem noch Handelszweige der ersten Lebensbedürfnisse, wie z. B. Salz u. a. m., selbst an sich, so werden dadurch offenbar Genuß- und Nahrungsverkümmerung, auch drückende Monopolpreise erzeugt. —

9.

Ist's möglich, so suche man den Handelsgeist mit dem Finanzgeist zu vereinen; beide, einander entgegenstrebend, sind des Staats Verderben. Große Abgaben können zwar anfangs die Industrie ermuntern, in der Folge machen sie aber muthlos; am Ende erstirbt aller Fleiß. Der Unterthan fühlt, daß seine Arbeit nur allein dem Landesherrn nutzt, ihm selbst aber gar nicht vortheilt; sie dient ihm nur dazu, die Auflagen entrichten zu können, und doch sollte sie eigentlich gegen den Druck derselben sichern.

Unter den Krallen des Fiskus kann nie Industrie gedeihen. Wo Arbeit und Thätigkeit immerfort durch Abgaben belastet werden, da ist der Stand des Staatsbürgers mit einer Pflanzschule von Seidenwürmern zu vergleichen, die man blos aufzieht, um ihnen, wenn sie reif sind, die Haut abzuziehen. —

10.

Aber Völker, die mit Noth und Elend zu kämpfen haben, sind gewiß immer die gehorsamsten. Ein abscheulicher Grundsatz! jenem ganz gleich: Je mehr sie dem Drucke der Abgaben unterworfen sind, um so arbeitsamer werden sie seyn. — Fürsten! von keinem Volke habt Ihr Etwas zu befürchten, welches durch den Ackerbau beschäftiget, vom Handel bereichert und durch

Wissenschaften aufgeklärter wird; aber Despoten! Alles habt Ihr zu befürchten von einem Volke, welches nichts zu verlieren hat. —

Der Mensch überläßt sich der Ungebundenheit um so mehr, wenn er aus dem Zustande der größten Freiheit zur härtesten Sclaverei, vom größten Reichthume zur äußersten Dürftigkeit übergehen muß; und der allergrausamste Zustand ist wohl der, wenn er sich nur allein mit seinem Unglücke zu beschäftigen hat. Hunderttausend Mann werden von einem durch Verzweiflung kühn gemachten Volke vernichtet. Druck bringt jene große Seelen hervor, durch welche Freiheit empfangen und geboren wird. Jedes Volk, wenn es nur will, wird siegen. —

11.

In allen Gesetzbüchern müßte durchaus und vorzüglich folgendes Gebot stehen: „Alle die Ihr im öffentlichen Dienste des Staats lebt, Ihr! sollt den Namen des Herrn Eures Königs nicht mißbrauchen!" — Im Namen der Großen, werden die Kleinen täglich unterdrückt, ohne daß jene es wissen.

Daher bleibt Oeffentlichkeit und Verantwortlichkeit die einzige sicherste Schutzwehre. Der größte Mißbrauch des Namens geschieht immer unter solchen Fürsten, die keine Kraft und keinen eigenen Willen haben, auch nicht haben wollen, das Selbsthören, Selbstsehen und Selbstprüfen scheuen. — Kaiser Carl V. pflegte bei den jährlichen Bereisungen seiner Staaten, wo er möglichst selbst prüfte, zu sagen: „Auf drei P müsse er besonders scharf achten: es waren: Pastor — Praeceptor — Praetor. — Gewiß! wer-

den diese Drei in Ordnung erhalten, dann steht es im Staatshause immer gut; der Name des Herrn wird nicht so leicht gemißbraucht werden. —

12.

In jedem Falle, wo ein großer und kluger Staatsmann, ein Verbrechen zu begehen, für nützlich hält, kann man auch sicher darauf rechnen, daß er es begehen wird. —

Etwas hart ist zwar die Behauptung; aber sehen wir z. B. auf die machiavellistische Politik des Bewohners von St. Helena zurück, so finden wir sie doch auch nicht unwahr. Nur bewahre uns Gott! daß alle große Staatsmänner so denken. Der Sinn der ganzen bürgerlichen Gesellschaft würde, der Natur entgegen, dadurch umgekehrt werden. Die Politik würde dann gar nicht mehr für die Gesellschaft, sondern die Gesellschaft für die Politik daseyn.

13.

Der Charakter der Völker ist vom Klima so sehr abhängig, daß er sich nicht so leicht verändern wird. — Die Deutschen gleichen sich jetzt noch eben so in ihren Hauptzügen als zu Tacitus Zeiten. Die Engländer besitzen noch in dem nämlichen Maße den feurigen Muth, die nämliche Liebe zur Freiheit als zu Cäsars Zeiten, auch beseelt sie noch eben so stark die Neigung zum Handel. Die Franzosen waren unter den Kaisern eben so, wie sie unter den Bourbons sind. — Besäßen wir noch die Gesänge der Druiden, die unsere Jahrbücher vorstellten, wir würden darin die höchsten Gefühle von Ehre, Wunder der Tapferkeit, auch auf-

fallende Beispiele von Leichtigkeit, großer Lebhaftigkeit und stets frohem Sinn finden.

Der Einwirkung des Klima's haben zwar Manche aus älterer und neuerer Zeit widersprochen, wie z. B. Strabo, Machiawell, Gordan, Hume u. a. m. Aber wir meinen auch, der Einfluß desselben auf Menschen ist keine leere Grille. Man kann eigentlich sagen: es gibt klimatische Geheimnisse, klimatische Nothwendigkeiten, auch klimatische Mängel. Mit den klimatischen Mängeln haben die Menschen am meisten zu kämpfen. Die Regierungen suchen sie bisweilen künstlich zu übertünchen. Aber damit wird der Mensch oft schlechter und unglücklicher gemacht.

Wenn übrigens vom Einflusse des Klima's auf den Menschen die Rede ist, so dürfen wir nie bei der Hitze und Kälte allein stehen bleiben. Sie sind beiweitem nicht die einzigen Factoren, in welche sich das Klima zerlegen läßt. Es gehören auch dazu alle Verschiedenheiten der Atmosphäre, des Bodens, auch der darauf erzeugten Producte. Alles dies hat einen wesentlichen Einfluß auf die organischen Körper, kann ihn wenigstens haben. Da nun aber Körper und Geist innigst mit einander im Verbande stehen, beide sichtlich auf einander wirken, so muß der Einfluß der gesammten Kräfte des Klima's sich auch bei den Geisteskräften, dem Charakter des Menschen deutlich äußern. —

In unsern Tagen haben Chateaubriand und Beaujour über diese Materie interessante Bemerkungen geliefert. Bewunderungswürdig, sagen sie, bleiben die Einflüsse des Klima's; sie wirken nicht nur auf das Menschengeschlecht ein, dem es mehr Feuer und Fruchtbarkeit gibt, sondern auch im Allgemeinen auf die animalische und vegetabilische Natur, indem es diese lebendiger und zum Erzeugen geschickter macht. In dem nördlichen Theile unserer Erdkugel darf die Regierung nur eine einzige fehlerhafte Vorkehrung treffen, und sogleich kann Abnahme in der Volkszahl die Folge seyn. Ganz anders

ist es in den südlichen Ländern. Dort leidet nicht so leicht die Bevölkerung, auch durch die unvernünftigste Verfassung und Administration, sie kommt immer wieder empor. — Die Siege Carls XII. haben Schweden zur Einöde gemacht; aber weder die sinnlosen Thorheiten der Regierung, noch der Wahnsinn des Fanatismus und des Aberglaubens haben es dahin bringen können, die lachenden Thäler Siciliens und Macedoniens zu entvölkern. Man lebt hier noch immer im Lande der Pyrrha und des Deukalion. Die Menschen wachsen empor wie die Bäume im Walde, und die Steine, die man zur Erde wirft verwandeln sich in Menschen. So drängt sich auch bei allen herrlichen Provinzen des otomanischen despotischen Reichs stets der Gedanke auf, daß in ihm die Natur Alles auf's vortrefflichste geschaffen, wenn die Regierung auch Alles verdorben hat. —

14.

Beinahe alle Künste und Wissenschaften hat man vervollkommnet, nur nicht die Kunst zu regieren. — Den Grund der größern Vollkommenheit der Künste kann man darin finden, weil die Künstler, wo und zu welchen Zeiten sie auch lebten, immer nur Einen Zweck hatten. Unvollkommner blieb dagegen die Regierungskunst daher, weil sie von Menschen geübt worden, die für sie gar nicht paßten, auch von solchen Menschen, die weder einerlei Absicht, noch einerlei Interesse, eben so wenig einerlei Talente hatten.

Die meisten Künste sind von Menschen gepflegt worden, die sie aus natürlicher Neigung liebten; die Kunst zu regieren aber nur von solchen, die blos der glückliche Zufall damit belastete. Von jeher hat man den Stand eines Fürsten als eine Last, als bloße Würde, bisweilen auch als eine Pflicht, aber nie als eine Kunst betrachtet. Kaum ist es glaublich, wie sehr Ma-

chiavell die Fortschritte in der Regierungskunst gehemmt hat. Er und seine Neigung zum Despotismus sind in dieser Kunst dasjenige, was Aristoteles und die Causae occultae in der Philosophie waren. —

Machiavell's: „Il Prencipe" enthält zwar mitunter Grundsätze und Regeln, die freilich nur in einem durchaus despotischen Staat geltend gemacht werden können. Clemens VIII. ließ sie daher auch von der Inquisition confisciren. Beaumelle und nach ihm auch noch Andere scheinen indessen Machiavell nach dieser Schrift zu einseitig zu beurtheilen und nicht immer den rechten Gesichtspunct aufzustellen, nach welchem derselbe verstanden werden muß. Hier nur eine Stelle aus der Zuschrift seiner Schrift an Lorenzo, als Beleg, wie richtig Machiavell die Kunst zu regieren zu würdigen wußte. Er sagt daselbst: „Auch halte man es nicht für Vermessenheit, wenn ein Mann aus niederem Stande es wagt, über die Regierung der Fürsten zu schreiben und diese unter Regeln zu bringen; denn so wie diejenigen, die eine Gegend abzeichnen, ihren Standpunct in der Ebne nehmen, um die Gestalt der Berge und der Anhöhen in das Auge zu fassen — auf den Bergen aber, um die tiefer liegende Gegend zu betrachten; eben so muß man Fürst seyn, um die Eigenschaften der Völker, und aus dem Volke, um die der Fürsten wohl zu erkennen." — Ueberall äußert Machiavell den Grundsatz, daß die Staats- und Regierungskunst ein gründliches, wissenschaftliches Studium erfordern, und Niemand ohne vollständige wissenschaftliche Bildung ein tüchtiger Regent und Staatsmann seyn wird. Nach solchen Aeußerungen läßt sich also doch nicht so geradezu behaupten, daß Machiavell die Fortschritte der Regierungskunst aufzuhalten strebte.

15.

Jede Kunst verlangt ein besonderes Talent. Gesunder Verstand, gepaart mit einem richtigen Geschmack; darin besteht das Talent zu regieren.

Der Geschmack ist das Gefühl, welches zum Guten, der gesunde Verstand aber jene männliche Eigenschaft, die zum Besten leitet.

Der Geschmack lehrt vorzüglich, den Sinn und Geist der Menschen gehörig zu unterscheiden, der gesunde Verstand, ihn weise zu benutzen.

Regieren heißt Leiten, und Leiten soviel als Allem die gehörige Richtung geben. Gesunder Verstand gehört wohl allerdings dazu, und auch, wenn man will, Geschmack, so wie ihn Beaumelle hier nimmt und voraussetzt. Ueberhaupt wird sich jede Regierung dadurch als gut charakterisiren, wenn sie Allem eine dem Zwecke des Staats und der Nation angemessene Richtung zu geben versteht. — Joachim, Churfürst von Brandenburg, wegen seiner Beredtsamkeit der deutsche Cicero genannt, gab seinem Sohne Joachim I. auf seinem Sterbebette folgende, die ganze Regentenkunst umfassende schöne Lehre: „Habe Gott stets vor Augen; befleißige dich der Gerechtigkeit und Herablassung, und um die Unterthanen nicht drücken zu lassen, gestatte dem Adel nicht zuviel Freiheit!" Einfach genug sind diese drei Lehren; wir glauben aber auch, ihre Befolgung wird Allem die beste Richtung geben. Vor einem Stand im Staate hätte Joachim noch warnen sollen: — vor der Staatsdienerschaft! In steter Aufsicht und strenger Ordnung muß diese gehalten werden, denn oft drückt sie gewaltig. —

16.

Es würde ein treffliches Mittel geben, Künste und Handel, mit einem Worte, die Staatsklugheit und Regierungskunst zu vervollkommnen. Jede Regierung nämlich müßte in allen Hauptstädten als Residenten einen Mann von hellem Kopf, von richtigem Geschmacke anstellen, der aber auch zugleich einsichtsvoll, thätig

wäre und strenge Pünctlichkeit liebte. — Eine Hauptbeschäftigung für ihn müßte seyn, das Land, wo er wäre, genau kennen zu lernen. Zuverlässige Nachrichten müßte dieser Mann sammeln: über alle Handelszweige, polizeiliche Einrichtungen, die öffentlichen Abgaben und deren Einhebungssystem, über Producten-Aus- und Einfuhre, den Charakter der Landeseinwohner, das Verfahren der obrigkeitlichen Behörden, über den individuellen Charakter der vermögendsten Personen, über die Speculationen, die Unternehmungen, auch über die Fonds und Mittel der vorzüglichsten Handelshäuser, und endlich über alle Fortschritte der Künste und Erfindungen. —

Diese Nachrichten müßte dieser Mann an eine Behörde seines Landes einsenden, deren Beschäftigung es wäre, selbige zu prüfen, mit einander zu vergleichen und zu ordnen. Solche zuverlässige Notizen würden es möglich machen, nützliche Vorschläge zu entwerfen, Beweise aufzustellen und mannichfaltige Materialien für einen richtigen politischen Calcul zu sammeln. —

Hier zeichnet Beaumelle eigentlich die Hauptzüge der Bestimtnung eines jeden Gesandten in auswärtigen Staaten; und für diese Männer gilt auch nur seine Aufgabe. —

Die erste Bestimmuug eines Gesandten ist nun wohl freilich die: die angeknüpften Freundschaftsverhältnisse mit einem andern Fürsten so wie mit einer ganzen Nation zu unterhalten und zu befestigen. Aber eben so nahe liegt auch jener Zweck der Bestimmung, alle die Gegenstände zu umfassen, welche Beaumelle berührt. Freilich ist's etwas viel verlangt von einem einzigen Manne, sey er übrigens auch mit vielen Kenntnissen und allen Feinheiten des gesellschaftlichen Lebens ausgestattet, je-

nen Aufgaben zu genügen. Als Beistand muß er daher Männer zur Seite haben, die im Besitz der nöthigen Kenntnisse sind. Etwas kostbarer würden allerdings dadurch die Gesandtschaften zu stehen kommen, aber der eigentliche Zweck derselben würde auch um so eher erreicht werden, und sie selbst für den Staat und die Nation wirklich nützlich werden. Ein großer Schatz von Materialien kann auf diesem Wege gesammelt werden für Wissenschaft und Kunst; unverkennbare Vortheile müßten dadurch für dir Nation und Production entstehen. —

17.

Manche Staaten haben eine mißliche Lage, wodurch auch die Größe und Existenz ihrer Regenten schwankend wird. Ununterbrochen glückliche Verhältnisse von Jahrhunderten sind erforderlich, um solche Staaten blühend zu machen. Der Verlust einer einzigen Schlacht ist oft hinreichend, sie zu zerrütten. Der Thron fällt, sobald der König darauf einschläft. —

Die Lage der Staaten, ihre Selbständigkeit — die Hauptsache — hängt vorzüglich von den Berührungen mit Andern, aber auch eben so sehr vom lebendigen Geiste ihrer Bürger ab, der sich freilich nicht in den todten Buchstaben und in dem Tabellenwesen der gewöhnlichen Ziffernstatistik ausdrücken läßt; ferner vom Genie der Beherrscher und endlich von dem Geiste ist die Lage der Staaten abhängig, der das Zeitalter beherrscht. — Carnot in seiner Denkschrift sagt: Un roi foible est souvent aussi dangereux, qu'un Roi méchant: celuici fait le mal pour lui même, et l'autre le laisse faire par touts ces, qui l'ensourent. — Das ist meistens der Fall, wenn, nach Beaumelle, ein Fürst auf seinem Throne einschläft; dann hört und erfährt er nie das Rechte und Wahre; und doch bleibt's die eigentliche Probe, ob Jemand wirklich das Gute will, wenn er begierig ist,

selbst Alles zu sehen, zu erforschen und zu hören. Sully konnte seinen Heinrich immer wecken, wenn er schlief, um zu aller Zeit die Wahrheit zu ihm zu sprechen. —

18.

In einem Lande, wo es nicht erlaubt ist, seinen Geist zu erheben, ist es nicht möglich, große Köpfe zu haben. —

Ganz natürlich; wo der Mensch gehindert wird, den geistigen Kräften den Schwung geben zu dürfen, da können auch nicht erhabene Gefühle, Gesinnungen edler Art, der wahren Vaterlandsliebe und Treue erweckt werden. Ohne Freiheit kann sich nimmermehr der Mensch zum großen Menschen entwickeln. —

19.

Ist es wohl unterdrückten Völkern erlaubt, sich gegen unumschränkte Beherrscher zu empören? —

Zu wünschen wäre es, die Fürsten glaubten, die Völker wären dazu berechtiget; dagegen die Völker dies nicht glauben müßten.

Die Mutter aller Volksempörungen war von jeher fortdauernder Druck, Armuth und Elend. Neben höhnendem Reichthum kann wohl der Mensch den Genuß des Ueberflüssigen, ja einen Theil des Nothwendigen sich versagen. Greift aber die Forderung an das Nothwendigste, und bemeistert sich Verzweiflung des Gemüths, dann erwachen auch plötzlich die reißenden Thiere in den Eingeweiden; aus einem langen Schlaf wachen sie auf und wüthen, bis sie gesättiget sind. Wir haben es gesehen, das Volk duldet gewiß Viel und auch lange, ehe es

auffährt. Aber fortwährender Druck zündet die Flamme an. Daher ist's gefährlich, wenn die gebietende, langmüthige Zeit eine Aufforderung nach der andern träge hingehen und auf sich beruhen läßt, wenn nie an die Rache gedacht wird. Dann sind aber auch die Regierungen ganz allein verantwortlich für allen Brand und für alles Blut. —

20.

Es gibt eine öffentliche Stelle, die ich immer gern einem Manne übertrüge, der eben nicht zu den Genies gehört, sich aber eine gewisse Geistesgewandtheit zugeeignet, der es versteht, den Geschäften Wichtigkeit zu geben, und sein erstes Geschäft mit den Worten anfangen kann: „der König, mein Herr, hat einen andern Minister, sein Minister aber andere Grundsätze gewählt." —

Im diplomatischen Fache, welches Beaumelle hier meint, kömmt es allerdings vorzüglich auf Geistesgewandtheit an, verbunden mit Muth, Festigkeit und Unerschrockenheit. Wie sich ein Gesandter zu nehmen hat, bewies einstens jener spanische Gesandter, der sich mit Heinrich IV. über die große Macht seines Gebieters unterhielt. Heinrich, dadurch beleidiget, sagte mit Heftigkeit: „Wenn ich Lust hätte, zu Pferde zu steigen, so könnte ich in Mailand frühstücken, in Rom die heilige Messe hören, und in Neapel zu Mittag speisen." — Der Gesandte erwiderte weiter Nichts, als: „Wenn Ew. Majestät so schnell reisen, dann können Sie auch noch an demselben Tage in Sicilien die Vesper lauten hören." Damit war die Sache abgemacht. —

21.

Daß die Zahl großer Könige so gering ist, wundert mich gar nicht. Große Talente trifft man nicht in

allen Ständen an. Woher kommt's aber, daß man bei der Erziehung, welche sie gewöhnlich erhalten, und bei den Umgebungen von so vielen Schmeichlern doch noch so viel gute Könige findet? —

Sehr wahr! Aber es ist auch Nichts schwieriger, als einen künftigen König zu erziehen. „Der Fürstenerzieher, sagt Jean Paul in seiner Lewana, hat vielleicht die Zukunft eines halben Seculums vor und unter sich; er kann die Fruchtkeime eines Eichenhains, aber auch das Pulverkorn einer Ländermine erwecken." — Uebrigens ist nicht zu übersehen: Ein Fürst kann selten oder nie wegen seiner frühesten Umgebung und der andern ungünstigen Verhältnisse, unter denen er heranwächst, und die ihm allen Vortheil der eigenen Erfahrung benehmen, in den vollen Besitz der gesammten Weisheit der Nation kommen. Er wird höchstens nur ein Verwalter und Vertheidiger seiner herkömmlichen Rechte. Die Umgebungen, Gehülfen, die Minister und Befehlshaber, die er wählt, sind ihm gleich und müssen öfters, wollen sie sich anders auf ihren Stellen behaupten, denselben Scheingrundsätzen huldigen, wodurch sie sich gehoben haben. — Ein Irrthum ist es, gelehrte Könige bilden zu wollen. Ein König braucht nicht zu polemisiren und zu lehren, und dann braucht er auch nur Wenig zu wissen. Alles Unnöthige ist nur schwächend und wird ihm eine Last. Daher sehe man bei seiner Erziehung vorzüglich nur auf schlichtes, einfaches Urtheil, auf wenige aber richtige Begriffe, und insonderheit auf Ordnungsgeist, Wahrheitssinn und feste Willenskraft. —

22.

Das Finanzwesen wird fast überall schlecht verwaltet, nicht sowohl wegen Unfähigkeit derer, in deren Händen es liegt, als vielmehr der Ungewißheit wegen, wie lange es von ihnen verwaltet werde. — Ein Fi-

nanzminister sollte auch eigentlich für des Staats Wohlfahrt arbeiten, er arbeitet aber gewöhnlich nur für seinen Ruhm.

Beständiger Ministerwechsel war von jeher das Grab jeder Finanzadministration. Es ist ein fortwährendes Bauen und Niederreißen, Organisiren und Reorganisiren, ein fortdauerndes Schwanken in Systemen und Grundsätzen. Das Volk leidet dabei am meisten. —

Bleibt es nur allein beim Ruhm, nach welchem der Finanzminister strebt, Geld zu sammeln und zu schaffen, dann ist's noch gut. Aber sein Standpunct gibt ihm überdem noch die mannichfaltigste Gelegenheit, eine noch weit gefährlichere Leidenschaft, die des Eigennutzes, zu befriedigen. Der Reichthum des Landes liegt in seinen Händen. Nur ahnen darf er lassen, wonach sein Herz lüstet, und ein Heer von geschäftigen Dienern wird vor ihn hinstäuben, Opfer für seine Leidenschaft aufzusuchen, um unter seinen Fittigen zugleich auch die ihrigen zu befriedigen. —

23.

Der schönste Zweig der Ministerialverwaltung ist die Finanzadministration. In ihr concentriren sich alle andere Zweige. Ein geschickter Generalfinanzcontroleur gibt allen übrigen öffentlichen Angelegenheiten die gehörige Richtung. In allen Versammlungen des Staatsraths, obgleich selbst dabei nicht immer gegenwärtig, gibt derselbe den endlichen Ausschlag; unvermerkt leitet er Alles für seine Zwecke. —

Wie wichtig ist aber auch ein Amt, wo man über das Schicksal eines Staats entscheiden, aber auch eben so leicht Noth und Elend verbreiten kann, wo man

überhaupt über alle Reichthümer, auch die geistigen Talente im Staate Herr und Meister wird! —

Insofern hat Beaumelle Recht, wenn man unter Finanzadministration nicht blos die Kunst versteht, auf den Geldbeutel des Staatsbürgers zu speculiren, sondern die Kunst, Nationalwohlstand zu schaffen und zu verbreiten, auch durch Verstärkung der Nationalkräfte die aufgelegten Lasten zu erleichtern. Aber die Intelligenz eines solchen Finanzministers ist auch kein gewöhnliches Geschenk der Natur. Die Sully's sind seltene, die Handwerksmänner im Finanzwesen desto häufigere Erscheinungen. Heinrich IV. bezeichnete die Letztern mit dem Namen Finanzmacher. Eingeweiht sind diese nicht in das Geheimniß der echten Finanzkunst. Dieses liegt nur in Erweckung und Erhaltung der Lebenswärme emsiger Thätigkeit, und nicht blos in Zahlen und im todten Metall. Nicht der Ertrag einzelner Einnahme-Rubriken, sondern der ganze dauerhafte Ertrag der Staatsanstalt und dessen Uebereinstimmung mit den höheren Beziehungen der Staatsverbindung bewährt die Güte der Finanzadministration. —

24.

Ein Mann von Stande, geübt in öffentlichen Geschäften, wird immer ein besseres Handelsproject entwerfen, als ein sonst geschickter und gewandter Kaufmann. Ein für öffentliche Geschäfte geübter Verstand umfaßt und übersieht Alles. Der Verstand des Kaufmannes überschreitet selten die Grenzen seines Privatinteresse. —

Ein Finanzminister wird bei Menschen, die viel Geld besitzen, auch weiter Nichts als Geld finden. Die meisten Kaufleute haben höchstens zwei oder drei Grundsätze; sie sind die mühsame Frucht einer langen Erfahrung. Alle Dinge betrachten sie nur aus einem einzi-

gen Gesichtspuncte; und irren sie sich zufällig in ihrem ersten Urtheile, so kommen sie von dem Irrthume nicht zurück, man muß es abwarten, bis sie durch eine unglückliche Erfahrung aus diesem erwachen. — Daher ist es eben so unzweckmäßig, Kaufleute über große und wichtige Handelsprojecte zu Rathe zu ziehen, als es der Klugheit gemäß ist, über gewisse einzelne Gegenstände ihr Gutachten einzuziehen, die sie, und zwar auch sie nur allein, richtig beurtheilen können.

Man sucht aber gewöhnlich ein Extrem durch das andere zu verbessern. Vor Zeiten eröffnete man den Kaufleuten Nichts über Handelsangelegenheiten; man betrachtete sie blos als Automaten, abgerichtet, Geld zu gewinnen; heutzutage berathet man sich wieder über Alles mit ihnen, gleichsam als hätten sich Klugheit und Talente nur allein in ihre Comtoire geflüchtet, obschon erwiesen ist, daß ihre Einsichten, ihre Kenntnisse nur in etwas wenigem mit Uebung verbundenem Nachdenken bestehen. —

Die Aeußerungen Beaumelle's über den kaufmännischen Geist sind denen gleich, die Burke in unsern Zeiten darüber aussprach. „Redet mir Nichts, sagte dieser, von der Denkart und Liberalität eines Kaufmannes. Sein Gott ist sein Geld, sein Vaterland seine Facture, sein Pult sein Altar, sein Schuldbuch seine Bibel, und die Börse seine Kirche." — Wenn dies selbst ein Britte sagt, was soll man denken? Bestreiten wollen wir es nicht ganz, daß unter vielen Tausenden von Kaufleuten einer Nation Privat- aber nicht Nationalinteresse herrschend ist. Ganz natürlich ist der Grund. Im Handelsstande liegt entschiedener Hang zum Kosmopolitismus, gestützt auf Gewinn. Ohne Wunsch nach diesem läßt sich das Daseyn des kaufmännischen Standes

nicht so leicht denken. Uebertrieben bleibt's daher, von der einen Seite diesen Stand als Stand im Staate wie eine Heroengattung zu schildern; obschon nicht zu leugnen ist, daß aus ihm einzelne Heroen hervorgingen und noch hervorgehen können; aber eben so thöricht bleibt's auch wieder, ihm im Allgemeinen das nothwendige Bedingniß seiner Existenz zu verargen. —

Fragen wir nach dem eigentlichen Sinn des Handels, welches ist dieser? Kein anderer, als alle Naturproducte und Erzeugnisse menschlicher Kraft und Industrie zum gemeinsamen Gute der Menschheit zu machen. Verschieden von diesem Sinn ist nun freilich der sogenannte Krämergeist. Dieser sieht nur auf sich allein und durchaus nicht weiter. Diesem zu viel Spielraum eingeräumt, wird die Sucht nach Gewinn oft unersättlich. Der Staatsmann also, von dem wir, das Ganze zu übersehen, verlangen, muß dahin streben, jenem vorhin gedachten Sinne des Handels die wahre Richtung zum Besten des Ganzen zu geben.

Beaumelle scheint überhaupt in Betreff dieses Gegenstandes von dem gewöhnlichen Vorurtheile geleitet worden zu seyn, welches in der alltäglichen Regierungsbeamtenwelt über den kaufmännischen Stand herrscht. Vorausgesetzt, daß nur die Rede von der Classe wissenschaftlich gebildeter und erfahrner Kaufleute ist, so wird eine Regierung mit allen ihren Staatsräthen, auch beim besten Willen, in allen Handels- und Gewerbangelegenheiten nichts Gründliches und wahrhaft Nützliches leisten, wenn sie nicht die Einsichten, Kenntnisse und Vorschläge der Verständigsten aus dem Handelsstande zu benutzen sucht. — Die meisten einseitigen Ansichten der gewöhnlichen calculirenden Staatszöllner begehen eben darum die auffallendsten mercantilischen Ketzereien bei ihren Handelsprojecten, weil sie nicht jene Einsichten und Erfahrungen zu Rathe ziehen. Von falschen, nicht auf Localverhältnisse passenden Theorien geblendet, werden alsdann Handelsentwürfe fabricirt, die über kurz oder lang den Handelsverkehr rund um sich her in den entferntesten Berührungen stören, sogar wohl ganz vernichten. —

Colbert handelte in dieser Hinsicht sehr weise. Er fühlte den Mangel eigner praktischer Einsichten. Diesen konnten ihm nur Kaufleute allein ersetzen, daher er sie auch immer zur Ertheilung ihres Rathes aufforderte. Der praktische Kaufmann ist weit davon entfernt und nicht gewohnt, den Erfolg nach der Möglichkeit der Ausführung zu beurtheilen. Er ist in allen diesen Beziehungen ein eigentlich praktischer Oekonomist. Seine Erfahrung ist mehr werth als die gelehrteste Theorie. Durch die Ausgebreitheit seiner Weltverbindungen ist er auch weit fähiger, die allgemeinen Verhältnisse der Nationen unter sich, so wie den Einfluß ihrer politischen und Finanzsysteme zu beobachten und genau kennen zu lernen. Er bedient sich bei seinen Vorschlägen nicht gelehrter Einkleidungen, hat dagegen Gründlichkeit in seinen Ueberzeugungen und Genauigkeit in der Ausführung, die ihn über jene setzen. Das Genie kann wohl erfinden, die gesunde Vernunft führt nur aus. In der Staatsverwaltung so wie in der Politik ist immer der Mann brauchbarer, der zu handeln versteht, als derjenige, der nur vernünfteln kann. —

25.

Man glaubt, das einzige Mittel, alle Völker glücklich zu machen, würde seyn, Englands Regierungsverfassung einzuführen; aber gewiß, Nichts würde sie unglücklicher machen als eben dieses. Jene Verfassung paßt nur für Köpfe in England. Um Menschen eine ganz gleiche Regierungsverfassung zu geben, müßte man auch zuvor ihrem Geiste, ihrem Charakter Gleichförmigkeit zu geben wissen. — Wir haben Staaten, die sich für Freiheit, aber auch solche, die sich für Sclaverei eignen; und würde es nicht auffallend seyn, wenn Persien eine ganz freie Regierungsverfassung haben sollte? Eben so sonderbar es wäre, wenn Schwe-

den wieder in den Zustand der Sclaverei zurücktreten sollte. —

Nicht jedes Volk, auch nicht jede Zeit paßt für jede Verfassung. Das ist ein Erfahrungssatz. Immer muß sich die Verfassung, soll sie von wohlthätigen Folgen seyn, nach dem ganzen individuellen Charakter des Volkes und nach der Culturstufe desselben richten; für die eigenthümlichste Beschaffenheit desselben muß sie sich eignen. Daher bleibt bei allen Verfassungsentwürfen Auffassung der Eigenthümlichkeiten der Nation die Hauptsache, und diese treffen zunächst den Charakter, hergebrachte Einrichtungen und örtliche Verhältnisse. Das Ganze jeder Verfassung muß sich durchaus an diese Grundlagen knüpfen. Auch das schon Bestehende ist immer etwas sehr Köstliches und Wichtiges, es muß sich mit dem Werdenden so verwurzeln, daß für das Volk der Uebergang kaum merklich wird. —

26.

Alle fremde Waaren, die bei uns eingeführt werden, müssen bestimmten Auflagen unterworfen seyn, dagegen lasse man die Ausfuhr eigener Landesproducte abgabefrei. Ein in allen Staaten gebilligter Grundsatz, der aber blos in England befolgt worden.

Nur bedingungsweise kann der hier von Beaumelle aufgestellte Grundsatz als richtig angenommen werden. Unweise war es von jeher, fremde Handelsproducte auf's höchste zu besteuern, die der Nation unentbehrlich sind, und die sie nicht selbst zu produciren vermag. Wenigstens muß die Finanz die Klugheit besitzen, Auflagen und Zölle in Beziehung auf Producte des Auslandes nach dem Grade der Allgemeinheit des Bedürfnisses, abzustufen.

Ist dies nicht der Fall, so versündiget sie sich an der Ehrfurcht für das freie Menschengefühl. Daher die unreifen Geburten jener verwerflichen Verbote, die nach der Natur der menschlichen Seele nur den Reiz nach den verbotenen Waaren und den Scharfsinn erhöhen, diese Verbote wieder zu vernichten. Verbote der Art werden die Menschheit immerfort drücken, so lange Finanzmänner so denken, wie wirklich ein ehemaliger Finanzrath dachte, der, als einst vom Handel und Zollwesen die Rede war sagte: „Ich raisonnire so: Wo Handel ist, ist Mauth; folglich, wo Mauth ist, muß auch Handel seyn; tertium non datur. Also Punctum; der große Finanzier übersieht das mit Einem Blick." —

Wir vergessen noch bis zum heutigen Tage die Wahrheit, die Virgil schon sagte: Non omnis fert omnia tellus. Nicht jedes Land ist zu Hervorbringung aller Producte geeignet. Im Naturzustande begnügt sich freilich der Mensch mit den Erzeugnissen seines Bodens. Entbehren würde niemand etwas, wäre es nur möglich, die jetzt lebenden Menschen in diesen primitiven Zustand zurückzuführen. Was man nicht kennt, entbehrt man auch nicht. Seitdem übrigens der Weg über das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt ist, und der tausend Meilen breite Ocean durch die vervollkommnete Schifffahrt, so zu sagen, ganz aufgehört hat eine Scheidewand zwischen den verschiedenen Welttheilen und Himmelsstrichen der bekannten Erde abzugeben, hat sich auch der Zustand der europäischen Völker ganz verändert. Für sie ist mancher neue Genuß und damit wirkliches Bedürfniß entstanden. Eine anfangs luxuriöse Consumtion kann durch Gewohnheit zum Bedürfniß werden. Den Fall sehen wir beim Verbrauch des Caffee; und so sind dem nördlichen Europäer fast alle Producte des südlichen Himmels zuerst angenehm und zuletzt nothwendig geworden. Sollte dies nicht auch der Wille des großen Weltenschöpfers seyn? — Nach Graf Sodens nationalökonomistischen Grundsätzen ist ja auch der Mensch, als Bürger der Welt, wie der Vogel Bürger des weiten Aethers; er soll sich nach jenem Willen das Schöne und Gute aller Klimate im Wege

des Tausches aneignen. Nicht schließen sollen sich daher die Staaten für fremden Genuß. Und eben jedes durch ungeheure Auflagen erzwungene Verschließungssystem hat den schrecklichsten Handelszwang erzeugt, den Schleichhandel, der in allen Staaten den Keim des Betrugs, der Unredlichkeit verbreitet und die Bande des Vertrauens zwischen Volk und Regenten auflöst. —

27.

In Paris hat man eine Anstalt errichtet, die in allen großen Hauptstädten Nachahmung verdient.

Die Liebe zur Ehre überlebt den Verlust derselben, daher rächten bisweilen die Gewissensbisse, als die letzten Seufzer der sterbenden Ehre, die geschändete Ehre auf eine grausame Art. Eine sich schuldig fühlende Mutter wurde oft versucht, der öffentlichen Ehre eine unschuldige Frucht aufzuopfern. Dieser Unregelmäßigkeit ist durch eine Einrichtung vorgebeugt worden, die eine erleuchtete Humanität einflößte. — Eine verbrecherische Schande vernichtet nicht mehr das Werk der Wollust; ein unvorsichtiges Mädchen kann ihre Unschuld verlieren, ohne daß der Staat dabei den Verlust eines Bürgers befürchten darf. Ihrer von Bangigkeit begleiteten Schwachheit öffnet sich eine mit dem Schatten der Nacht bedeckte Freistätte. Die Gewißheit einer undurchdringlichen Verschwiegenheit leitet ihre zitternden Schritte; der neue kleine Bürger, geheim empfangen, wird auch eben so geheim geboren. Sein erstes Lächeln, könnte man sagen, ist der Ausdruck seines Dankes dafür, daß ihm die Liebe das Daseyn gab, und Leutseligkeit für seine Erhaltung sorgte. —

So schön auch Beaumelle hier die Einrichtung der Findelhäuser mit ihren wohlthätigen Zwecken und Folgen zu schildern sucht, so schlägt er doch den Werth derselben viel zu hoch an. In neuern Zeiten hat man andere Ansichten darüber aufgestellt, denen die Mehrheit ihre Zustimmung gibt. — Alle Anstalten, die auf Erhöhung des reinen, häuslichen Familienlebens widrig und nachtheilig einwirken, sind ein giftiger Wurm im Herzen des Staats. Auch in politischer Hinsicht gewinnt der Staat nichts durch diese Anstalten. Süsmilch und noch andere Forscher über die Sterblichkeit unehelicher Kinder haben dies klar genug bewiesen. — Findelhäuser waren immer wahre und ganz eigentliche Mördergruben; sie blieben es auch dann noch, nachdem man die Opfer in Abzug gebracht, welche die Venusseuche selbst in den Armen der Mutter getödtet haben würde. Als Beleg nur folgende Thatsachen: — Von 13,229 Findlingen, die von 1741 bis 1774 ins Hospital zu London kamen, brachten, nach Franks Nachrichten, nur 2353 ihr Leben auf 5 — 6 Jahre. Ferner: nach Mercier Tableau de Paris starb die Hälfte aller Kinder im pariser Findelhause vom Jahre 1773 in den ersten zwei Jahren. — Nach Tenon war die Sterblichkeit in der nämlichen Anstalt vom Jahre 1773—1777 folgende: Aufgenommen wurden in diesen Jahren 31,951 Kinder. Davon starben im ersten Monat 21,985, am Ende des ersten Jahres 3491, im zweiten Jahre 1325, im dritten 332 und im vierten 107. —

28.

Herrscht einmal der Geist, dann sind Rückschritte der Zeit unmöglich. Europa kann vielleicht wohl noch Zeiten erleben, die nicht gefallen, aber in die Zeit der Barbarei wird es nicht mehr zurücksinken. Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat dafür gesorgt. —

Des Glaubens sind auch wir. Diese Kunst ist die stärkste Schutzwehr gegen gänzlich wiederkehrende Geistes-

unterdrückung. Sie hat die öffentliche Meinung so auf ihrem Throne befestiget, daß Freiheit und Wissenschaft wohl in einzelnen Perioden von Finsterlingen und Verfinsterungssucht bedroht, aber doch nie allgemein und auf Dauer unterdrückt werden können. Durch Hülfe dieses göttlichen Geschenkes, Ideen tausendfältig vervielfältigen und in Umlauf bringen zu können, kann der Geist nie mehr in dem Kampfe mit dem Wahn und Irrthum ganz ermatten; ununterbrochen steigt er zu dem immer hellern Lichte empor! —

29.

Selten wird das Verdienst am Hofe glänzen; denn einmal glänzt daselbst nichts ohne besondern Schutz, nächst dem geizt aber auch das wahre Verdienst nicht nach Schutz. Männer von ausgezeichneten Geistesgaben wird man selten in den Vorzimmern der Großen finden. Große Talente erheben die Seele, machen sie aber auch zugleich unbiegsam.

Die Menschen an den Höfen der Fürsten halten sich auch immer nur zu den Leuten ihres Gelichters. Sie betrachten uns als Menschen von einer andern Welt, mit Geringschätzung oder mit Mitleiden. Man nehme ihnen aber ihr Gespräch über die Ministerien, und sie sind wie Fische außer dem Wasser, eben so unwissend und für uns eben so wenig passend, als wir es für sie sind. — Montaigne.

30.

Gute Erziehungsvorschriften zu entwerfen, bleibt weniger schwierig, als sie in Ausführung zu bringen, denn für den Gesetzgeber wird es unmöglich, immer solche fähige Köpfe herauszufinden, die sich vorzüglich der Bildung des Herzens widmen. — Wundern darf man

sich auch nicht, daß die Fürsten so wenig auf Erziehungsvorschläge ihr Augenmerk richten; meistens sind sie selbst so schlecht erzogen, daß sie ihr ganzes Leben hindurch verzogene Kinder bleiben. Die Erziehung, die man ihnen gibt, ist von der, die man ihnen eigentlich geben sollte, so sehr verschieden, daß gemeinhin diejenigen, welche, nach den einmal angenommenen Begriffen und Grundsätzen, die schlechteste Erziehung erhalten haben, die größten Männer werden. —

Ludwig's XIV. Fehler waren Fehler der Erziehung. Nie wurde ihm widersprochen, und von Natur war er eigensinnig. Auch gebieterisch war er, weil ihm seine Höflinge ohne Unterlaß vorschwatzten: er sey nur Herr und unumschränkter Gebieter, und weil seine Mutter, die ihn eben so verehren wollte, als sie ihn liebte, sich ein für allemal dahin bestimmte, daß bei allen zwischen ihm und dem Herzog von Anjou vorfallenden Zwisten der Letztere stets unrecht behalten sollte. Auch war er eitel, weil man nur immer bemüht war, ihn mehr auf alles in die Augen fallende Aeußere aufmerksam zu machen, als seinen Geist aufzuhellen. —

Ist Fürstenerziehung schlecht, so kommt dies meistens wohl daher, weil sie oft blos dem Zufall preisgegeben, auch fast immer nur einseitig ist. — Auf Ludwigs XIV. Erziehung wirkte vorzüglich Mazarin sehr nachtheilig, der die Großjährigkeit desselben fürchtete und doch gern allein regieren wollte. Er suchte daher alles dahin zu leiten, daß für den künftigen König das Regieren nur eine Sache des Genusses, und der Thron nichts weiter würde, als ein Eigenthum des uneingeschränktesten Willens. Dies ist der Krebsschaden, zu dem Fürstenerzieher den Grund sehr leicht legen können, der nachher in den Eingeweiden der Staaten wüthet, und ein solches

unterdrückung. Sie hat die öffentliche Meinung so auf ihrem Throne befestiget, daß Freiheit und Wissenschaft wohl in einzelnen Perioden von Finsterlingen und Verfinsterungssucht bedroht, aber doch nie allgemein und auf Dauer unterdrückt werden können. Durch Hülfe dieses göttlichen Geschenkes, Ideen tausendfältig vervielfältigen und in Umlauf bringen zu können, kann der Geist nie mehr in dem Kampfe mit dem Wahn und Irrthum ganz ermatten; ununterbrochen steigt er zu dem immer hellern Lichte empor! —

29.

Selten wird das Verdienst am Hofe glänzen; denn einmal glänzt daselbst nichts ohne besondern Schutz, nächst dem geizt aber auch das wahre Verdienst nicht nach Schutz. Männer von ausgezeichneten Geistesgaben wird man selten in den Vorzimmern der Großen finden. Große Talente erheben die Seele, machen sie aber auch zugleich unbiegsam.

Die Menschen an den Höfen der Fürsten halten sich auch immer nur zu den Leuten ihres Gelichters. Sie betrachten uns als Menschen von einer andern Welt, mit Geringschätzung oder mit Mitleiden. Man nehme ihnen aber ihr Gespräch über die Ministerien, und sie sind wie Fische außer dem Wasser, eben so unwissend und für uns eben so wenig passend, als wir es für sie sind. — Montaigne.

30.

Gute Erziehungsvorschriften zu entwerfen, bleibt weniger schwierig, als sie in Ausführung zu bringen, denn für den Gesetzgeber wird es unmöglich, immer solche fähige Köpfe herauszufinden, die sich vorzüglich der Bildung des Herzens widmen. — Wundern darf man

sich auch nicht, daß die Fürsten so wenig auf Erziehungsvorschläge ihr Augenmerk richten; meistens sind sie selbst so schlecht erzogen, daß sie ihr ganzes Leben hindurch verzogene Kinder bleiben. Die Erziehung, die man ihnen gibt, ist von der, die man ihnen eigentlich geben sollte, so sehr verschieden, daß gemeinhin diejenigen, welche, nach den einmal angenommenen Begriffen und Grundsätzen, die schlechteste Erziehung erhalten haben, die größten Männer werden. —

Ludwig's XIV. Fehler waren Fehler der Erziehung. Nie wurde ihm widersprochen, und von Natur war er eigensinnig. Auch gebieterisch war er, weil ihm seine Höflinge ohne Unterlaß vorschwatzten: er sey nur Herr und unumschränkter Gebieter, und weil seine Mutter, die ihn eben so verehren wollte, als sie ihn liebte, sich ein für allemal dahin bestimmte, daß bei allen zwischen ihm und dem Herzog von Anjou vorfallenden Zwisten der Letztere stets unrecht behalten sollte. Auch war er eitel, weil man nur immer bemüht war, ihn mehr auf alles in die Augen fallende Aeußere aufmerksam zu machen, als seinen Geist aufzuhellen. —

Ist Fürstenerziehung schlecht, so kommt dies meistens wohl daher, weil sie oft blos dem Zufall preisgegeben, auch fast immer nur einseitig ist. — Auf Ludwigs XIV. Erziehung wirkte vorzüglich Mazarin sehr nachtheilig, der die Großjährigkeit desselben fürchtete und doch gern allein regieren wollte. Er suchte daher alles dahin zu leiten, daß für den künftigen König das Regieren nur eine Sache des Genusses, und der Thron nichts weiter würde, als ein Eigenthum des uneingeschränktesten Willens. Dies ist der Krebsschaden, zu dem Fürstenerzieher den Grund sehr leicht legen können, der nachher in den Eingeweiden der Staaten wüthet, und ein solches

Gift verbreitet, welches schnell um sich greift und zum Tode führt. —

31.

Jenes Project, welches der zu London zur Verbesserung der Sitten errichteten Societät übergeben wurde, war recht gut. Das Parlament nämlich sollte die Erlaubniß ertheilen, solche privilegirte Orte zu bestimmen, wo junge Leute ohne Gefahr ihre sinnlichen Triebe befriedigen könnten. — Kann man dem Athenäus glauben, so unterhielt schon Solon auf Gemeinde-Unkosten einen solchen, der Göttin Venus als Tempel gewidmeten öffentlichen Vergnügungsort. Diese polizeiliche Einrichtung war sehr weise. Erfordert einmal die Nothwendigkeit gewisse Mißbräuche, so ist es immer besser, sie unter gesetzliche Aufsicht zu stellen, als sie ihrer eigenen Unordnung zu überlassen. Das Laster, kann man es nicht ganz unterdrücken, so muß man es wenigstens unterwürfig zu machen suchen. —

Ganz gleich denkt unsere jetzige Staatsklugheit über diesen Gegenstand. Wir können indessen der Meinung nicht beitreten. In seinem Innern muß Jeder die Wichtigkeit der Wahrheit fühlen daß dem Staate nichts mehr schadet, als moralischer Indifferentismus; er untergräbt die Wurzeln des Familienlebens, so auch des Staats. Möge unsere Staatskunst immerhin Bordelle in politischer Hinsicht, besonders für große, volkreiche, vorzüglich Handelsstädte als nothwendig rechtfertigen, vor dem Richterstuhle der Religion und Moral werden sie doch nie vertreten werden können. Sie sind und bleiben Pestgeschwüre des Staats, die ihr Gift weit umher spritzen, und die Moralität seiner Glieder nach und nach ganz vernichten. Wünschenswerth bleibt's in-

dessen immer, daß uns endlich auf eine oder die andere Art das wichtige Problem richtig und befriedigend gelöset werde: wie nach völliger Aufhebung solcher das Familienglück zerstörenden, die Unzucht und Schamlosigkeit befördernden Anstalten auch wieder andere größere Uebel ganz beseitiget werden können? — Um so wünschenswerther bleibt dies, weil man sonst leicht durch das Beispiel aller cultivirten Völker alter und neuer Zeit, und noch mehr durch die in Roscoe's Geschichte Leo's X. befindlichen Thatsachen geirrt werden könnte, daß nämlich um das Jahr 1500 der Senat von Venedig alle öffentliche Buhldirnen vertrieb und sie nach Jahres-Frist durch ein förmliches Edict, worin er sie nostrae delictae et bene meritae meretrices nannte, zurückberief, weil Frauen, Mütter und Töchter gegen die Angriffe der Verführung und Gewalt nicht gesichert werden könnten. — Noth und Elend, nothwendige Resultate unserer einmal vorhandenen Naturgesetze, können wohl durch menschliche Einrichtungen gemindert, aber doch nicht ganz aufgehoben werden. So ist's auch mit diesem Weltübel. —

Joseph II. beurtheilte die Sache sehr richtig. Die Wiener Polizei trug bei ihm darauf an, privilegirte Bordelle anlegen zu lassen. Er decretirte: „die Wollust werde schon in allen Ständen so unregelmäßig getrieben, daß er nicht für nöthig halte, öffentliche Ableiter anzulegen." Er war überzeugt, daß da, wo die Schamlosigkeit unter öffentlicher Autorität begünstiget wird, auch weit schneller der höchste Grad der Verdorbenheit erreicht werde.

32.

Ein Volk von seinen leeren Einbildungen, selbst von gewissen Thorheiten zu heilen, bleibt äußerst schwer; besonders wenn diese im Wesen seines Charakters, der übrigens gut ist, eingewurzelt sind. Thorheiten können oft nützlicher seyn als eine gewisse Art von Weisheit. —

Im Ganzen kann man wohl gewisse eingewurzelte Vorurtheile, wenn sie schon in offenbare Thorheit ausarten, nicht loben. Das Licht müssen sie immer scheuen, weil dieses ihre Nichtigkeit aufdeckt. So lange aber alle Menschen noch nicht gleich hellsehen, und dazu wird man sie noch nicht sobald bringen, so lange sind auch manche Vorurtheile gar keine üble Ingredienz zum Wohlbefinden des Ganzen. —

Das Vorurtheil kann im bürgerlichen Leben oft dermaßen über die Wahrheit steigen, daß der Kampf mit derselben wohl gar ein Kampf auf Leben und Tod werden kann. Erheischt es die Nothwendigkeit und das Wohl des Ganzen, Vorurtheile zu bekämpfen, so müssen Behutsamkeit und weise Umsicht die Bahn brechen. Oft gründet ein Vorurtheil den Stolz des Volkes, und diesen muß der Gesetzgeber mit Weisheit zu schonen wissen. Machtsprüche und Gewalt sind nun überdem die zwecklosesten und gefährlichsten Mittel, Vorurtheile, wie überhaupt alle Mißbräuche, auszurotten. Die Denkart und Gesinnung des Volks in gewissen Sachen, muß für den Gesetzgeber eine heilige Sache seyn. Durch zweckmäßige Belehrung kann er beide allmählig verändern; mit Gewalt läßt sich die bessere Einsicht nie erzwingen. Die Geschichte der Regierung des rastlosen, alles Gute wollenden Josephs II. gibt uns auch hierüber die lehrreichsten Winke. —

33.

Die bürgerliche Gesellschaft kann weder ohne Laster, noch ohne Uebel und Unglücksfälle bestehen; sie sind das eigentliche Salz, welches die Fäulniß hindert. Aber der Gesetzgeber muß Unglücksfälle zu erleichtern und die Herrschaft des Lasters zu schwächen suchen. Ungerechtigkeit vergrößert das Unglück in der Welt, und Nachsicht beim Bestrafen verbreitet das Laster. Begünstigung der Laster macht sie ansteckend, gibt ihnen sogar einen großen Werth.

Das Laster aus der bürgerlichen Gesellschaft ganz zu verbannen, wird wohl freilich wenigstens so lange ein frommer Wunsch bleiben, bis wir es dahin bringen, daß das Laster für den Menschen nicht mehr einträglich, die Tugend dagegen eine Sache der Speculation wird. Aber als das Salz der Welt können wir das Laster doch auch nicht gelten lassen. Etwas anderes ist's mit den Uebeln in der Welt, mit dem Unglück. Diese erregen Kraft und oft den herrlichsten Geist. Wo manches Große gar nicht aufblühen wollte, kommt es zur Reife in Tagen des Unglücks und allgemeiner Noth. Erlebt haben wir dies auch in unsern Tagen. Kein Unglück ist so bitter, dem nicht irgend ein Gut als Ersatz gegen über steht. —

34.

Ist es vortheilhaft, die Hauptstadt eines Landes zu vergrößern? — Ja! wenn diese eine Seestadt ist. So kann London nicht groß genug werden, dagegen Paris schon mehr als zu groß ist. — Die Vergrößerung von Berlin können nur Nebenabsichten anrathen; dagegen müßten nach Regeln einer guten Staatskunst Stettin und Königsberg vergrößert werden. —

Die nöthigste Frage scheint uns hier eigentlich die zu seyn? Sind überhaupt sehr große Städte dem Staate vortheilhaft? Die Vortheile, welche sie vielleicht gewähren, mögen meistens noch überschätzt werden. Freilich können sich in ihnen Einsichten und Kenntnisse leichter und schneller entwickeln, auch Reichthümer können sich da leichter mehren. Aber nun die Kehrseite. Im Verhältniß des Wachsthums der Größe einer Stadt nimmt auch Sclaverei, Mangel, höchster Grad der Armuth und der Immoralität zu. Colqhoun — in seiner belehrenden Schrift über London documentirt dies zur Genüge. —

Heinrich IV. sagte einstens bei einem heftigen Streite zu Sully: „Avec vos bizarres réglements! que ferai je de la population urbaine, et de ces filles, que vous me jettes dans les bras? Was werde ich am Ende mit all' den Weibern und Mädchen anfangen, die mir auf dem Halse liegen? — Die Art und die Bedingungen zur Vergrößerung scheinen mir richtig; sie muß vor allen Dingen nicht das platte Land entvölkern wie in unserm Vaterlande. Im Uebrigen ist es nicht zu leugnen, daß der Kopf in den großen Städten sich dem Staate höher verzinset als in den kleinen Städten und Dörfern.

Wahr ist's, was von Gagern sagt: (Siehe Resultate der Sittengeschichte. 3.) Fremdlinge strömen in große Städte, sie ziehen sich dem Gelde und dem Abenteuer nach. Alles, was mehr wünscht, als ihm in der Heimath zu Theil wurde, geht dort auf Glücksjagd. Alles, was den häuslichen Frieden meidet, sucht das Getümmel der Stadt und wird Theil der Stadt.

Wenn schlechte Flugblätter des Fremdlings Gemüth erhitzen und empören, Kampf und Thiergefechte ihn mit Blutvergießen vertrauter machen, der Missethäter stündliches Wiedersehen ihn abhärten, dann wird all' sein Begehren tobender; und wehe der menschlichen Gattung und der Tugend, wenn Gewalt in seine Hände übergeht. Dann ist es freilich buchstäblich wahr, was der Demagoge Lasource frech behauptete! Souvenez vous que le peuple veut la justice! Il a vu assez long tems le capitole et le trone, il veut voir maintenant la roche tarpejenne et l'echafaut. —

Große Städte können also Muster der Weisheit, aber bei übermäßiger Größe auch eben so leicht Wolfsgruben aller bürgerlichen Sittlichkeit und Ruhe werden. Rousseau und Hufeland haben auch wohl nicht unrecht, wenn sie behaupten: der Mensch sey unter allen thierischen Geschöpfen am wenigsten dazu gemacht, in großen Haufen zusammen zu leben. —

35.

„Verwirrt mir nicht den Kopf mit Euren Rechten und Privilegien, so lange Ihr sehet, daß ich der Stärkste bin!“ Pompejus sagte dies zu den Mamertinern. —

Wie damals Pompejus sprach, als die Römer den Mamertinern gegen die Karthaginenser Beistand sandten, wodurch der erste punische Krieg entstand, so haben alle Machthaber der Welt gesprochen, welche nur die Macht als Quelle des Rechts, und den Willen des Mächtigen als Gesetz für alle Uebrige aufstellen. Aus der neuern Zeit hier nur einen Beleg. — Als die Kaiserin Katharina die Privilegien der curischen Stände zu bestätigen Anstand nahm, durch eine Deputation darüber Vorstellungen erhielt und auf die Folgen aufmerksam gemacht wurde, antwortete sie den Deputirten, auf die ihr vorgelegten Privilegien zeigend: „Ich bin über Berge gekommen und werde auch über das Hügelchen wegkommen.“ Dieselben Abgeordneten wandten sich nachher noch an den damaligen Kanzler und Justizminister Bestuschef; dieser fragte sie: „Was ist das für ein Ding, ein Privilegium?“ und als sie ihm die Definition davon gegeben hatten, fragte er weiter: „Wer hat das gesagt?“ Auf die Antwort: Cujacius, fragte er wieder: „wer dies sey?“ und da man ihm sagte: ein Doctor Juris, Professor der Rechte, und der anerkannt größte Rechtslehrer seiner Zeit, erwiderte er endlich: „„Was, so ein Cujon soll mich lehren, was ich thun soll? Ich, nach der Kaiserin die erste Person, soll von einem solchen Schulmeister, deren ich alle Tage Dutzende machen kann, mir Vorschriften geben lassen?““ Damit war die Sache abgemacht. —

36.

Die Entdeckung der Bergwerke zu Peru, welchen Nutzen hat sie wohl gestiftet? Zwar sind die Zeichen des Reichthums dadurch vermehrt worden, aber von Gründung des eigentlichen Nationalreichthums kann nicht die Rede seyn. — Diese Bergwerke mehrten blos in der Hinsicht den Reichthum, daß sie das luxuriöse Leben erleichterten. Unsere Väter genossen das Nothwendige und Bequeme; wir besitzen aber das Ueberflüssige, Angenehme und Schöne. —

Mit Recht kann man wohl behaupten, daß Gold und Silber die Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit sind, sich aber auch nur durch die Arbeit festhalten lassen; aber auch ist es wieder die erste, wesentlichste Bedingung, daß diese Ausgleichungsmittel nicht in allzugroßer Fülle herbeiströmen, weil es sonst dem menschlichen Fleiße unmöglich wird, sie zu erwerben; noch weit unmöglicher wird es aber auch, einem fortdauernden Zuströmen gewachsen zu seyn. —

Mit Gewißheit kann man daher auch behaupten, daß Spanien in den letzten drei Jahrhunderten durch nichts so sehr zu Grunde gerichtet worden, als durch die regelmäßigen jährlichen Zuflüsse von 20—30 Millionen Piaster aus America. Nach der gewöhnlichen Vorstellung von der Wirksamkeit der edlern Metalle hätte Spanien seit Entdeckung der Gold- und Silberminen unter allen europäischen Staaten der mächtigste und reichste seyn müssen. Aber nichts weniger. Von dem Augenblicke, wo sich Peru's und Mexico's Schätze ergossen, war es um die Kraft der Bewohner Spaniens geschehen. Das Zuströmen ungeheurer Gold- und Silbermassen erstickte den Fleiß, welcher der Nation sonst eigen war. Sie zerfiel allmählig in zwei Classen, in sehr Reiche und sehr Arme. Jene verschafften sich alle

Lebensbedürfnisse und Bequemlichkeiten durch americanisches Gold aus dem Auslande; diese mußten von den Almosen der Reichen genährt werden. Dieser Geldzufluß war also nur eine unfruchtbare, an Spaniens Himmel vorüberziehende Wolke, um ihren Segen da auszuschütten, wo er in ein besseres Erdreich fiel. So wurde Spanien ein warnendes Beispiel, National- und Geldreichthum nie mit einander zu verwechseln.

37.

Im Jahre 1647 erließ Mazarini ein Edict, welches von Staatssachen zu sprechen untersagte. Einem Volke verbieten, von Angelegenheiten zu reden, die dasselbe betreffen; Unterdrückten befehlen, sich über Willkür mißbilligend auszusprechen; dagegen dem Volke erlauben, nur heimlich zu murren und zu klagen, heißt: dasselbe zum Handeln unfähig machen! Ueberall, wo man keine Volks- und Straßenlieder — Vaudeville — hört, auch nicht die tadelnde öffentliche Meinung in Schriften findet, da ist auch an keine Freiheit zu denken. —

Wer muß sich hier nicht an jene schöne Verordnung Kaisers Theodosius erinnern, die Justinian vor allen allein auf den Titel seines Codex hatte setzen lassen: Si quis Imperatori maledixerit etc. „Spricht jemand schlecht von unserer Person oder Regierung, dann wollen wir nicht, daß er gestraft oder gemißhandelt werde; hat er aus Leichtsinn gesprochen, dann verdient er Verachtung; ist es aus Verrücktheit geschehen, dann muß man ihn beklagen; ist es aber eine absichtliche Beleidigung, dann muß man sie verzeihen.“ Handelte nicht auch der unvergeßliche Friedrich II. nach diesen Grundsätzen? —

Was half Napoleons furchtbare geheimste Polizei und die absoluteste Unterdrückung aller Rede- und Schreibefreiheit? Konnte er es hindern, daß der Haß gegen ihn die Brust der Menschen immer mehr füllte, und daß jeder mit freudigem Sinn in den Tod ging, um nur sein Verderben zu beschleunigen. Regierungen also, die den Geist fesseln und nach ihrer Willkür lenken wollen, kommen gewiß immer in Gefahr; der gefesselte Geist spottet ihres Unternehmens und ihrer Absicht. Von Mund zu Mund strömt er um so mehr und stärker seinen verschlossenen Groll aus über den Angriff auf seine Freiheit, das köstlichste Gut, was der Schöpfer dem Menschen hienieden gab. Auf solche Weise können sehr leicht jene Volksvereinigungen zu Stande kommen, die in wirkliche Umwälzungen ausarten. Ist's also nicht gerathener, der öffentlichen Meinung Freiheit zu lassen, durch die jede Regierung nur allein Wahrheit und das, was sie zu beachten hat, früh genug erfahren kann? Das einzige sichere Mittel, Ausbrüche wilder Empörung auf die Dauer zu unterdrücken. Wir sollten glauben, Spanien und Neapel bekräftigen dies wieder auf's neue und bündigste! — — Nur da, wo die freie Luft des Denkens, Redens und Schreibens wehet, kann der Menschheit wahres Wohl blühen; wo aber Willkür herrscht über den Geist, da wird die Welt zum Kerker. Wenn niemand frei sprechen und schreiben darf, wie kann man da zum Throne und zum Volke die Wahrheit bringen? ohne die wir nichts sind, nichts werden, auch nichts Gutes vollbringen können. Wahrheit reden und fördern, heißt ja nicht Feind der Regierung seyn, aber wohl sich als ein echter, treuer Freund der bürgerlichen Gesellschaft, des Vaterlandes und der Ordnung beweisen. —

38.

Es gibt Fälle, wo der Landesherr genöthiget ist, sich über die Gesetze zu erheben, sie nach seinem Willen zu entwerfen, zu mildern, ja sie sogar zu übertre-

ten. Ist er aber weise, so wird er das Gemälde nicht zerreißen, sondern nur umkehren. —

Das Letztere kann doch nur dann der Fall seyn, wenn sich Regenten als die alleinige Urquelle aller Macht ansehen und die übrigen Menschen allein dazu bestimmt finden, sich ihrer Willkür zu fügen. Freilich ist in dem Falle nicht weiter daran zu denken, ob ihre Bestimmungen, Entscheidungen aus Leidenschaft, Laune, oder vernünftiger Ueberzeugung fließen. Solche Regenten stehen aber auch ganz außer ihrem Volke und wirken blos durch Gewalt und durch die Macht des Schreckens. —

39.

Rom ist doch untergegangen, sagt Montesquieu, und wie konnte es auch bestehen? — Nach seinem System strebte es nur immer nach Vergrößerung, aber nicht nach Erhaltung. England ist dagegen auf den Punct gekommen, nicht mehr untergehen zu können, denn alle die großen Veränderungen, woran sein System hätte scheitern müssen, haben es eigentlich vollendet.

In unsern Tagen verlautet doch wohl eine andere Stimme über Englands Lage und Zukunft; sogar als wahrscheinlich könnte es angenommen werden, daß es Ausbrüchen einer großen Veränderung entgegen eile. —

Als Vorboten dürften folgende Erscheinungen besonders zu beachten seyn: Das Ueberhandnehmen und Unerträglichwerden der Ungleichheit des Güter- oder Geldbesitzes, und die Armuth des beiweitem größern Theils der Nation; — Entsittlichung der höhern Stände und daraus entsprungene allgemein laut ausgedrückte Verachtung derselben — allgemeine Beschwerden über den Widerspruch der Gesetze und der Staatseinrichtungen mit

den Einsichten des Zeitalters und die hartnäckige Verweigerung gütlicher Abstellung der Mißbräuche — Entstehung von Parteien, tobenden Versammlungen und theilweisen Volksaufständen, verbunden mit der Erscheinung kühner und beliebter Volksmänner, welche sich der Regierung oft mit glücklichem Erfolg widersetzen; — endlich Verblendung und Schwindelgeist von Seiten der Staatsführer.

Uebersehen wir dabei nicht den wichtigen Punct, daß Noth und Ehrgeiz seit 126 Jahren England in die ungeheureste Schuldenlast versetzt hat, und die jährlichen Interessen davon die Summe von mehr als 30 Millionen Pf. Sterling übersteigen. Dieses Anleihesystem hat zwar England über alle europäische Mächte emporgehoben; aber wird es nicht auch durch eben dieses immer schneller einer großen Umwälzung entgegen gehen und allen seinen Anstrengungen unterliegen? —

40.

Ein König, der aus Nothwendigkeit einen Liebling hat, muß aus Klugheit doch nicht mehr als einen einzigen haben. — In einem großen Reiche ist es gleichgültig, ob der Regent einen Liebling hat oder nicht; ist aber dieser Liebling sein Premierminister, dann ist auch alles verloren.

Die wesentlichste Frage ist die: ob überhaupt in einer unumschränkten großen Monarchie ein Premierminister, als wirklich unentbehrliches Organ, durchaus nothwendig ist? Der Sultan hat freilich seinen Vezier. Friedrich II. hat uns aber auch wieder vom Gegentheil überführt. Er bedurfte keines solchen Organs und ersparte dabei manche beträchtliche Kosten. —

Aber doch kann es Fälle geben, wo die Existenz eines Premierministers wirklich heilsam zu seyn scheint. Der nächste Fall könnte wohl der seyn: wenn im Regen-

ten selbst der Centralvereinigungspunct gar nicht zu finden ist, und jene nothwendig gebietende Intelligenz durchaus an der Spitze fehlt, die alles übersehen, alles leiten soll. Noch nothwendiger scheint es dann zu seyn, wenn ganz besondere Staatskrisen eintreten. Für den Staat bleibt es indessen doch immer eine Cur auf Leben und Tod. — Bei einem nur einigermaßen selbständigen Fürsten ist ein Premierminister immer überflüssig, sogar kann diese Mittelregierungsinstanz höchst nachtheilig werden. Ist er einmal vorhanden, so wird derselbe gewiß die ihm ertheilte Autorität so stark als möglich zu befestigen suchen, und ungern wird er seinen Wirkungskreis sich einengen lassen. Ohne Spannungen zwischen ihm und dem Regenten wird nie der Zustand seyn, und dies kann wohl nie zu etwas Gutem führen. Also nur gänzliche Unfähigkeit des Regenten rechtfertiget das Daseyn eines Premierministers; die Verwaltung würde wenigstens nicht täglich in die Hände wechselnder Günstlinge gerathen. —

41.

Betrachten wir das System des Gleichgewichts, so verständig und einfach dieses auch ist, dennoch wirkt es nur langsam; den Alten war es ganz unbekannt. Hannibal allein hatte einen Begriff davon. „Ich wünschte", sagte er zum Antiochus, „alle Fürsten vergäßen ihr einzelnes Interesse; Rom, durch seine Uneinigkeiten groß geworden, sollte bald zu triumphiren aufhören". — Hannibal, Elisabeth, Heinrich IV. und Richelieu dachten ebenso. Die Begriffe großer Geister sind immer übereinstimmend. —

Die Behauptung: den Alten sey das System des Gleichgewichts ganz unbekannt gewesen, ist nicht ganz richtig. Es

war dem Alterthume keineswegs fremd. Polybius, bei Erzählung des Betragens von Hiero, der zwischen Rom und Carthago das Gleichgewicht zu erhalten suchte, stellt schon den Grundsatz auf: keinen zu der Macht kommen zu lassen, daß man über sein Recht nicht mehr mit gleicher Kraft gegen ihn kämpfen könne. —

Was beabsichtigte Athen durch seine Verbindung mit Aegypten? Warum kämpften die Reiche, die aus Alexanders Eroberungen hervorgingen? Warum suchte Hannibal — dessen Beaumelle nur allein denkt — den Antiochus zum Kriege wider Rom zu bewegen? Warum strebte Mithridates gemeinsam mit Galliern und Germanen? —

Will man übrigens ein unabhängiges Bestehen der Staaten neben einander wünschen und nach richtigen Principien der Politik annehmen, so muß man auch zugeben, daß ein Gleichgewicht der Macht das gemeinsame Streben aller Staaten seyn müsse. Auffallend war daher die Erscheinung im 18ten Jahrhundert, daß die neuere Politik gegen dieses System so laut declamirte und es für ein Phantom hielt. Dieses ist es aber nicht, sondern unzertrennlich ist es von der Idee des Staatenorganismus.

Wo man zur klaren Einsicht des organischen Wirkens gelangt ist, sicher wird man da auch das Bedürfniß jenes Gleichgewichts fühlen. Die Idee desselben, sagt Johannes v. Müller, ist groß und zugleich wohlthätig. Wie dem gewaltigsten, so auch dem geringsten Staate, werden dadurch seine Rechte gesichert. —

Man sagt: Im Mittelalter dachte man an kein System des politischen Gleichgewichts. Sehr natürlich war dies. Die geistliche Macht des Papstes, die Europa verband und gewissermaßen zu einem Ganzen machte, war hinreichend, den Mangel des Gleichgewichts zu ersetzen. Als aber der alleinige Glaube an den Papst sank, sein Despotismus immer mehr beschränkt wurde, und der Verstand sich emporhob über das Gemüth, da wurde statt der Einheit der Autorität eine Einheit des Verstandes nothwendig. Dieser kennt nur das Minder oder Mehr.

Aber auch noch einige andere große Weltereignisse führten die Entstehung des politischen Gleichgewichts herbei; sie machten es zum Bedürfniß. Wir berühren hier nur America's Entdeckung, die Erfindung des Schießpulvers, die fortschreitende, überall erhöhete Geistescultur, und die damit verbundene Vermehrung der Bedürfnisse und vervielfältigte stärkere Berührung der Staaten. — Fortwährend machte man diesem System Vorwürfe, daß es die Kriege vermehrt, auch zu der fürchterlichen Last, zu ungemessener Vermehrung der stehenden Heere Gelegenheit gegeben hat, und dadurch wieder Abgabenvermehrung und Erhöhung nothwendig geworden, endlich aber auch, daß bei alle dem doch noch nie der Zweck erreicht worden. Die meisten dieser Vorwürfe lassen sich aber abweisen und sind schon längst entkräftet worden *). — Daß der Zweck nicht erreicht wurde, lag immer nur an den Leidenschaften und Launen der Fürsten und ihrer Minister, die meistens das verderben, was gesunde Politik will. Das politische Gleichgewicht läßt sich also durchaus nicht trennen von der Existenz der Staaten. Seine Vernichtung ist Vernichtung aller Freiheit. Staaten haben alsdann keinen eigenen Willen, sondern dienen nur als Sclaven dem Willen einiger Uebermächtigen. —

42.

Weder Gold noch Silber, sondern nur Arbeit gründet Volksreichthum. Schon tausendmal ist diese Wahrheit gesagt worden, aber unglücklicher Weise muß sie noch immerfort verkündiget werden. —

Je mehr Arbeit im Volke selbst ist, desto mehr Auskommen wird erzeugt; um so leichter sammelt sich

---

*) Siehe Schmaus Einleitung zur Staatswissenschaft. Leipzig 1741. — Joh. v. Müller Fürstenbund. 1786. —

auch ein Ueberschuß von jenem Auskommen, der zur Vermehrung des Nationalreichthums angewendet werden kann. So wächst das Vermögen des Staats und zugleich dessen Macht. Aus der Arbeit entspringen aber auch noch zwei andere wohlthätige Folgen: Gefühl der Unabhängigkeit und Gefühl der Selbständigkeit. —

Nationalkraft und Macht stehen übrigens mehr, als man wohl glauben mag, in dem innigsten Zusammenhange und in unzertrennlicher Wechselwirkung. Was die Eine vermehrt, vermehrt auch die Andere. Eine Wahrheit, die nur zu oft noch von Regierungen und Ministern übersehen wird. Auch die Finanzen unserer Staaten würden weniger in Verwirrung gerathen, die Staatscassen weniger über Deficit zu klagen Ursach haben, wenn die allgemeine Volkskraft durch Arbeit vermehrt würde. Daher bleibt's auch immer der thörichtste Ausweg, das Deficit durch neue und erhöhete Abgaben decken zu wollen; solches dadurch zu heben, daran ist eben so wenig zu denken, wenn der im Volke anzutreffende Arbeitsfond nicht mehr hinreichend ist. — Arbeit muß daher für das Hauptelement des innern Staatslebens angesehen werden; und unsere Vorfahren hatten wohl sehr recht, wenn sie auf alle Weise das Bete und Arbeite! in Ausübung zu bringen suchten; ein Wort, das in seiner rechten Bedeutung aufgefaßt, als die Quintessenz aller staatsbürgerlichen Moral angesehen werden muß, für dessen Ausübung also auch nie genug gesorgt werden kann. —

43.

In der Staatskunst ist jeder, auch der kleinste Irrthum immer von Wichtigkeit. Unter den politischen

---

v. Herzberg Dissertation. Berlin 1786. — Nicol. Vogt System des Gleichgewichts, eine Chimäre? — Europäischer Aufseher 1806. — Luden's Handbuch der Staatsweisheit und Politik. Jena. 1811. u. a. m.

zweideutigen Worten ist keines gewöhnlicher, aber auch keines nachtheiliger als dasjenige, welches Verfassung mit Regierung verwechselt.

Verfassung des Staats ist der Inbegriff der Gesetze und Gewohnheiten, auf gewisse feste Grundsätze der Vernunft gegründet, und auf bestimmte Zwecke des allgemeinen Wohls gerichtet, nach welchen ein Volk regiert zu werden wünscht, oder darein williget. —

Die Regierung bestimmt das Verfahren im Innern der Staatsverwaltung, welches sowohl die obern Staatsbehörden als auch die untern unter ihrer Leitung und ihrem Einflusse beobachten.

Ein Staat kann daher eine gute Verfassung und schlechte Regierung, so aber auch eine gute Regierung und schlechte Verfassung haben.

Handelt die Regierung nach Gesetzen, berücksichtiget sie die Gewohnheiten, achtet sie alte Gewohnheiten, und befolgt sie auf's genaueste die feststehenden Grundsätze, dann kann man solche vollkommen nennen. —

Handelt sie aber gegen die ersten Zwecke der Verfassung, oder leitet die Grundsätze auf andere, übertritt sie aus Schwäche die Gesetze, oder verfälscht diese durch Kunstgriffe und vernichtet sie wohl gar durch Gewaltstreiche, dann ist sie tyrannisch u. s. w.

Beaumelle berührt hier einen für unsere Tage vorzüglich interessanten Gegenstand, und wer wird nicht seine Begriffe darüber richtig und bündig ausgedrückt finden? — Wichtig bleibt die Sache um so mehr, da man mit Recht sagen kann: Ganz Europa gleicht jetzt einer constituirenden Versammlung; große Bewegungen sind in dieser

Hinsicht in Europa erregt und werden, wie wir sehen, immer lebendiger. Gern theilen wir in dieser Hinsicht die Bemerkung mit Herrn de Pradt *), daß man darin eine große Beruhigung finden kann, zu wissen: daß jetzt schon 115 Millionen Menschen auf dem Erdboden constitutionsmäßig regiert werden, mithin unmöglich die noch nicht constitutionnellen Staaten dem Drange der Zeit lange widerstehen können. — Es ist eine der größten Epochen der Weltgeschichte die Zeit, in der wir leben; man sehe und lese und suche etwas auf, das mit der jetzigen Bewegung, zu gleicher Zeit Europa und jenes America umfassend, verglichen werden könne; eine Bewegung, worin die religiöse, politische, coloniale und commerciale Ordnung der Welt begriffen ist. — Wahrlich eitel ist derjenige, welcher sich einbildet, er werde bleiben, wie er ist! Wir verändern uns; wir haben uns schon sehr verändert; wir werden noch mehr Veränderungen erfahren. — Man mag dies Fortschreiten nennen, wie man will; allein man muß sich ergeben und diese Veränderung annehmen. Aber was ist denn endlich das Ziel dieser Veränderungen, fragt de Pradt? — Die Antwort ist einfach: Es ist das Ende der mit dem Weltzustande in Widerspruch stehenden Anstalten. — —

Merkwürdig bleibt's aber auch von der andern Seite, daß es zu eben dieser Zeit auch noch eine Menge Adepten, eine eigene Caste wirklicher Verfassungsfeinde gibt, denen schon die Worte: Volk, Volksvertretung, Verfassung u. s. w. ein Gräuel sind; sie schaudern, so zu sagen, zurück vor dem Geiste, der unsere Zeit bewegt hat. Ihr Zweck ist, die Fürsten vom Volke zu trennen, sie wohl gar gegen dasselbe einzunehmen. Sie verlassen sich darauf, daß Fürsten nur gar zu oft geneigt sind, dem am liebsten zu glauben, der sich, am geschmeidigsten durch Wort und That, am geschmeidigsten krümmt. Wem fällt nicht dabei ein Haller mit seiner Staatsrestauration und die

---

*) In seiner neuesten Schrift: l'Europe et l'Amerique depuis le congrès d'Aix-la-Chapelle.

Menge seiner Consorten ein? — Aber so wenig Alba's Scheiterhaufen die Geister hindern konnten, sich vom Gewissenszwange los und frei zu machen, eben so wenig werden auch alle etwanige Maßregeln, die man jetzt noch ergreift, das Bestreben unterdrücken können, die Herrschaft des Gesetzes und wahre bürgerliche Freiheit durch neue Grundverträge zwischen Völkern und ihren Oberhäuptern zu befestigen.

Wenn die Völker jetzt vorzüglich und mehr als jemals so laut und dringend ständische Repräsentations-Verfassung wünschen, worin mag eigentlich der Grund liegen? Wir finden ihn darin: Die Völker wollen vor den Zufällen und der Willkür, die leicht die wohlthätige Stellung der Fürsten zu ihren Völkern verändern, geschützt seyn; die Fürsten dagegen sollen eine kräftige Garantie gegen den Geist der ungezügelten Freiheit und Willkür, der auch so leicht die Völker ergreift, durch Einrichtungen finden, die den Geist der Freiheit aufnehmen, aber auch mäßigen. Willkür kann durch nichts anderes verdrängt werden, als daß eine Gesetzgebung aufhört das Werk des Einzelnen zu seyn, der an der Spitze der Gesellschaft steht. Das einzige sichere Mittel dazu liegt aber offenbar nur in einer wohl organisirten Volksvertretung. Diese schlichten, einfachen Grundwahrheiten rechtfertigen wohl am meisten jene lauten Wünsche, die viele noch mit dem bittern und lieblosen Tadel einer Art von Krankheit, Constitutions-Fieber genannt, in unserer bewegten Zeit bezeichnen. —

Dieses sogenannte Fieber, was ist es anders als die Folge eines ganz natürlichen Bedürfnisses, welches sich im Innern eines jeden wohl organisirten Menschen um so kräftiger regt, je lebendiger er sich seiner Menschenwürde bewußt geworden. Dieses Fieber eigner Art kann nicht durch gewaltsame Mittel geheilt werden, will man es nicht heftiger und gefährlicher machen, sondern einzig und allein dadurch, daß man jenes natürliche Bedürfniß befriediget und also aller Willkürherrschaft entsagt und an deren Stelle die Herrschaft der Gerechtigkeit und des Rechts setzt. Eine Rechtsherr-

schaft dieser Art läßt sich aber nicht denken im Staate, so lange nicht die Ausübung der höchsten Gewalt an eine feste Regel, an ein Gesetz gebunden ist, welches ihr eine beständige Richtung auf das öffentliche Wohl gibt und diesem jedes Privatinteresse unterordnet. Eine Repräsentations-Verfassung ist eine solche Regel, welche dem Gesammtwillen des Volks ein Organ verleihet, durch welches er sich aussprechen kann; und ein solches Organ ist eben eine Versammlung von Landständen, welche als frei gewählte wahrhafte Stellvertreter das ganze Volk, nach allen seinen Ständen und Bürgerclassen, repräsentiren. —

Der Mangel einer Verfassung dieser Art kann eben so wenig durch die Einsicht und das größte Wohlwollen des Regenten ersetzt werden, als der Mangel einer gesunden körperlichen Constitution durch einen geschickten und gefühlvollen Arzt. Auch der einsichtsvollste, beste Regent ist doch dem Irrthum und der Verleitung durch listige, schlechte Rathgeber aus der Mitte seiner Umgebungen, besonders derer, die ihm ganz nahe stehen, unterworfen, denn er ist nicht allwissend, nicht untrüglich, auch nicht unsterblich wie Gott. Darum muß er wollen, je gerechter er ist und je mehr er sein Volk als wahrer Landesvater liebt, daß sein Volk, welches auf ihn überall blickt, eine feste Bürgschaft erhalte für die Dauer einer immer gerechten Regierung und alles des Guten, was daraus hervorgegangen. Diese Bürgschaft kann aber das Volk nur durch eine rechtliche oder stellvertretende Verfassung erhalten. —

Also ihr alle, die ihr das Streben der Völker und die laut gewordene Stimme des rechtlichen Staatsbürgers nach solchen Verfassungen unter dem Namen eines Constitutionsfiebers verdächtig und lächerlich zu machen und die guten Fürsten, die solche selbst schon in jenen verflossenen entscheidenden Tagen den Völkern verheißen, zum Zögern, auch wohl gar zum gewaltsamen Unterdrücken jenes natürlichen Strebens zu verleiten sucht, ihr meint es weder mit den Völkern noch mit den Fürsten redlich, sucht nur euren eigenen Vortheil,

seyd also auch die eigentlichen Feinde der Menschheit und so auch Gottes. Denn Gott selbst beherrscht die Welt nicht despotisch nach absoluter Willkür, sondern nach ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit; daher will er auch, daß in der Menschenwelt die Rechtsherrschaft so fest als möglich gegründet werde. Wehe allen denen, die diesem Gotteswillen widerstreben! —

Ludwig XIV., mit empörenden Uebermuthe hohnsprechend, warf unbedachtsam und gewiß, ohne ihren furchtbaren Sinn zu ahnen, die Worte hin, damit zugleich jeden Rechtszustand vernichtend: L'état c'est Moi! — Sie traten ins Leben. Das Volk ohne Rechtszustand, unter einer eisernen Willkür erliegend, gemißhandelt von einer Menge Unterdespoten, trennte sich vom Staat; alle Einheit war dahin; und, dem heranwachsenden Geschlechte treulich überliefert, lehrten sie dasselbe sehen, denken und endlich handeln. Vom Volke verlassen, wankte der einsam stehende Thron. Die von jenem Fürsten selbst in Frankreichs Boden gestreute Saat des Unheils brach unaufhaltsam hervor; das aufgelockerte Erdreich vermochte seine Last nicht mehr zu tragen, und mit einem Sturze, der Europa's Grundsäulen erschütterte, fiel der alte Fürstensitz, ein tausendjähriges Denkmal irdischer Größe schmetterte aus einander. —

Denken wir aber auch daran; eine gute Verfassung für den Staat zu entwerfen, ist wahrlich kein Werk des flüchtigen Augenblicks; die größte weit umfassendste Idee bleibt es, und die höchste Aufgabe für des Menschen Geist und Verstand. Jahrtausende haben sich schon damit beschäftiget, und keine Verfassung von Aristoteles und Plato's Tagen bis auf die unsrigen hat noch das ungetheilte Anerkenntniß der Vollkommenheit erringen können. Auch dauerhafter wird keine seyn als diejenige, welche, wie Beaumelle sehr richtig bemerkt, die Sitten und Gewohnheiten des Volkes achtet. Jede Verfassung, welche bestehende Rechte geradezu antastet und zu vernichten sucht, nach Willkür einreißt und wieder aufbauet, trägt den Keim schneller Auflösung in sich. Die Gebrechen der Zeit müssen ohne neue Gebrechen abgewen-

det werden. Daher auch immer allmählige Verbesserung der Verfassungsurkunden oder Charten, wie man sie jetzt nennt, von Zeit zu Zeit, ein festes Princip seyn muß.

Keine kann die Stufe der Vollkommenheit erreichen, jede bedarf mit dem Fortschritte, dem Geiste der Zeit allmähliger Verbesserung. So erhält die Verfassung in sich selbst ihr Vervollkommnungsprincip und könnte nie so veralten oder erstarren, daß sie mit den abwechselnden Erscheinungen und Aussprüchen der Zeit in Widerstreit geriethe, wie dieses schon bei manchen Verfassungen der Fall war. — Auch kommt es am wenigsten darauf an, andere Verfassungen nachzuahmen; der Hauptzweck bleibt, das Bedürfniß des Volks zu entdecken und hiernach die Verfassung zu entwerfen. Bloße Nachahmung führt Unheil mit sich und bringt keine Dauer.

Mit einem Worte, soll die Rede von dem Werth und der Zweckmäßigkeit einer Verfassung seyn, so gibt es nur ein einziges sicheres Kennzeichen derselben, nämlich: das Streben nach Gerechtigkeit und die Vollkommenheit der von ihr ausgehenden Gesetze! —

Dies nun ist freilich ganz etwas anderes, als was der schon erwähnte Haller in seiner neuesten Schrift: „Ueber die Constitution der Spanischen Cortes" mit den grellsten Farben auszumalen und der ganzen Welt mit Parteisucht und Leidenschaftlichkeit zu beweisen sucht. Nach ihm gehören alle die, welche Verfassung wünschen und durch diese einen Rechtszustand zu gründen streben, zu jener in ganz Europa verbreiteten politischen Secte, deren Zweck nur ist, Fürstenthronen umzustürzen, Anarchie und Atheismus durchzusetzen. Jeder lese seine Tiraden und Declamationen darüber, und er wird erstaunen, wie ein Mann, blos von Leidenschaftlichkeit getrieben, eine Politik und Moral predigen kann, die es darauf anlegt, die ganze Welt, Fürsten und Völker, noch unglücklicher zu machen. — —

44.

Muß man mehr Talente besitzen, um einen Staat umzustürzen als zu gründen? Ein der philosophischen Feder würdiges Problem! Ich stimme für die Bejahung und glaube, daß ein Usurpator einen gut organisirten Staat nicht umstürzen kann, insofern er nicht alle Gaben eines Zerstörers, aber auch zugleich die eines Stifters besitzt. —

„Sehr leicht ist's, die Gebrechen eines Staats zu rügen, denn alle sterbliche Dinge sind damit angefüllt. Aber eine große Masse umgießen und die Grundfesten eines großen Gebäudes verändern wollen, das thun nur solche, die ein Gemälde waschen wollen, um es zu verwischen." Montaigne. — So stellt auch Lichtwer in seinen Fabeln einen Affen vor, der an einer wohlgearbeiteten Uhr den Zeiger so lange vor- und rückwärts stellt, bis sie ganz stille steht. So ist's auch mit gewissen politischen Aerzten, die am systematischen Staatskörper fortflicken, und diesen rücken, stellen, bis der ganze Mechanismus stockt. —

45.

Umstände, Verhältnisse lehren uns die Fähigkeiten eines Menschen kennen. Fürsten müssen sie zu beurtheilen verstehen. — Wer die Kunst besitzt, Talente am rechten Orte zu benutzen, ist der Schöpfer der Talente.

Daß es der Inbegriff menschlicher Weisheit ist, die rechten Menschen auf die rechte Stelle zu setzen, bleibt eine längst entschiedene Wahrheit. Daß wir aber auch, mit den schärfsten Adlerblicken eines Friedrich des Einzigen versehen, doch gar häufig Mißgriffe dabei begehen,

und bei solchen Mißgriffen, aus Mangel individueller Menschenkenntniß, die zahllosesten Uebel für Staat und Volk entstehen können, bleibt eben so wahr. — Frankreichs Geschichte, vorzüglich in staatswirthschaftlicher Hinsicht, bewahrt ein merkwürdiges Beispiel auf. Auf Law's Talente und Finanzpläne stützte Frankreich bei seiner Finanzverwirrung alle Rettung. Aber sie waren für die Nation nicht berechnet. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte er den Gang seiner ausgedehnten Geld-Papiermühle wohl voraussehen müssen, auch das eintretende Schrecken, welches den Sturz seines ganzen Gebäudes bewirkte. —

Woher kommt es, daß Fürsten noch so häufig Männern die Rettung ihrer Staaten anvertrauen, die blos Gedächtnißmenschen sind, die sich darauf blos beschränken, den bratenwenderartigen Gang der sogenannten Staatsmaschine fortzuerhalten? Daher, weil ihnen die Gabe fehlt, das wahre Talent auf die rechte Stelle zu setzen. Nur vom Innern des Menschen geht größtentheils das Wohl und die Kraft der Staaten aus. —

46.

Ueberall herrscht häufig das Vorurtheil, daß wissenschaftlich gelehrte Männer blos für das eigentliche Bücherschreiben nützlich sind; damit will man eigentlich sagen: daß alle die, welche am meisten auf größere Ausbildung ihres Verstandes bedacht sind, sich eben dadurch für alle öffentliche Staatsgeschäfte unfähig machen, ob zwar für diese durchaus der größte Verstand nothwendig ist; daß man, um eben diesen Geschäften vorzüglich vorzustehen, nur einer gewissen Art Verstandes bedarf, und daß endlich der Geschmack für Künste, Gelehrsamkeit und das Talent der Beredtsamkeit gar nicht mit Staatswissenschaften verträglich sey. —

Sehr leicht wird der Beweis seyn, daß alle bei ihrer Regierung ausgezeichnete Fürsten und Minister die aufgeklärtesten Köpfe gewesen: Xenophon, Hannibal, Cäsar, Cicero, Augustus, Mäcenas, Antonius, Marcus Aurelius, Julianus, Carl der Große, Hopital, Richelieu, Bolingbrocke, Daguessau, Ximenes u. dgl. m. haben mit ihren Namen sowohl die Verzeichnisse der großen Männer als auch der Schriftsteller vermehrt. — Hat Friedrich II., Preußens König, weil er lesenswerthe Werke geschrieben, weniger des Aufbewahrens würdige Thaten geleistet? —

Der Staatsgeschäfts- und der wissenschaftliche Verstand stehen nicht im geringsten Widerspruche mit einander. Bei Griechen und Römern war nie Eines ohne das Andere. Die Alten wußten nichts von dem Geheimniß nur halb groß zu seyn.

In unsern Tagen streben die an der Spitze stehenden Männer vorzüglich nur immer dahin, einen ganz oberflächlichen Kunstgeschmack, dagegen aber gar nicht diejenigen Wissenschaften und Kenntnisse zu besitzen, die sonst ein Mann von Stande eben nicht haben darf. Zu wünschen wäre es, sie überließen den Geschmack für Kunst den Hofleuten und ersetzten den Mangel desselben durch Liebe für solche Wissenschaften, die den Verstand weniger nach der Außenseite, aber um so richtiger, weniger für angenehme Unterhaltung, aber mehr zum allgemeinen Nutzen, weniger leicht, aber um so gründlicher ausbilden. —

Wissen Minister nicht Wissenschaften mit den öffentlichen Geschäften zu vereinbaren, so deutet dies immer auf Geistes-Kleinlichkeit.

Lesen wir den Seneca, wir werden freilich in ihm einen etwas grämlichen Philosophen, einen sehr stren-

gen Moralisten, aber dabei einen trefflichen Verstand finden, der auch für den äußern Ausputz beinahe bis zum Kindischen besorgt war. Man darf nur die römische Geschichte lesen, so wird man sehen, daß der Mann, welcher Worte so gut zu ordnen mußte, noch weit besser die Angelegenheiten des Staats in Ordnung zu erhalten verstand. Seneca war es, der in den ersten fünf Jahren der Regierung Nero's die Welt regieret; und nach Trajan erschienen wenige Könige, diesen fünf ersten Jahren gleich. Seneca's Regierung muß doch also wohl sehr weise gewesen seyn, da sie sogar das Lob eines Fürsten verdiente, der — um mich des Ausdruckes eines großen Malers zu bedienen — die menschliche Natur zu ehren und die göttliche vorzustellen am fähigsten war. —

Kant stellte die interessante Frage auf: „Ob der Welt und den Staaten durch große Genies im Ganzen sonderlich gedient sey?" Seine Meinung entscheidet meistens bejahend, aus dem Grunde, wie er sagt: „weil sie doch oft ganz neue Wege einschlagen und neue Aussichten eröffnen; meint aber doch dabei, daß mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltäglichen, langsamen, am Stecken und Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande vielleicht das Meiste zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beigetragen haben möchten, indem sie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnungen stifteten." —

Ist von wirklichen Genies die Rede, so kann man eigentlich sagen: Sie stehen nicht unter, sondern über den Geschäften. Ein edles Roß kann freilich eben so gut wie ein Esel den Packsattel tragen; es verschmähet aber eine solche erniedrigende Last und will sich nur zu edeln Verrichtungen hingeben. Klein ist aber auch nur die Classe solcher ausgezeichneten, hervorragenden Köpfe, und nützlich ist es ebenfalls, wenn sich bei der Mehrzahl,

blos die Anlage zu einem gesunden Menschenverstande, verbunden mit Charakter und Gewissenhaftigkeit, zeigt. Sehr treffend ist die Bemerkung*): daß es im Welt- und Staatsdienste zwischen der Poesie und Prosa einen Mittelzustand gibt; auch gibt es Männer, die zwar nichts Poetisches in ihrer Seele haben, aber doch keine kalten Prosaiker sind. Auf den poetischen Geschäftsmann wirken Sachen und Personen schärfer und feiner; aus Abscheu gegen die Härte sucht er stets etwas vom Schönen mit ins Spiel zu ziehen, wenn dem Prosaiker blos das Gerade genügt u. s. w. —

Soviel bleibt im Allgemeinen gewiß, daß der Philosoph im öffentlichen Staatsdienste mehr leisten wird als der Mann von bloßer kalter Geschäftsroutine. Diesem fehlt es immer an Licht der innern Erkenntniß, er arbeitet, wie der Bergmann im dunkeln Schacht. Der Geist wird durch den Buchstaben getödtet. —

Bacon sagt auch: Diejenigen Jahrhunderte waren nach dem Zeugnisse der Geschichte vorzüglich glücklich, in welchen gelehrte Fürsten das Scepter führten. Denn obschon Regenten, wie andere Sterbliche, Irrthümern und Fehlern unterworfen sind, so werden sie doch bei dem Lichte der Wissenschaften, geleitet von Einsichten und Kenntnissen, nie verderbliche Ausschweifungen begehen. Wissenschaften raunen immer fort, selbst wenn Minister und Räthe schweigen, dem Fürsten guten Rath zu. —

Wenn der Staatsgeschäftsmann nicht Gefahr laufen will, sich stets wie ein Kreisel im Geschäftstrabe herumdrehend, bis zum bloßen Machinisten herabzusinken, so muß er durchaus eine wissenschaftliche, philosophische Bildung erhalten; denn Entfesselung des Geistes ist ein wesentliches Bedürfniß für ihn. Fehlt unter den Staatsdienern ein echt philosophischer Geist, so gleicht der Staat einem Menschen, der sich muthwillig die Augen verschließt, um in den Abgrund zu stürzen. Gesetze zu entwerfen, ist wahrlich kein Werk der Geistesarmuth; wo

---

*) Schifner in seiner Schrift: Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst u. s. w.

nicht wissenschaftliche Kenntnisse zum Grunde liegen, da kommt meistens nichts als Stümperei ans Licht. —

Auch der rauhe Kriegsdienst verträgt sich mit den Wissenschaften. Das hat uns die neuere Zeit hinreichend bewiesen. Wie mancher Doctor der Philosophie stand als Verfechter deutscher Freiheit unter den Fahnen, und das eiserne Kreuz zeichnet ihn noch unter denen aus, die den Tod zu verachten gewohnt sind. Der Schwung, welchen das Gemüth auf Schlachtfeldern erhält, ist auch für die Wissenschaften nicht verloren, sondern trägt sich auf die Geschäfte und die Sprache über. Also auch Wehrstand und Wissenschaft können im traulichsten Verbande mit einander leben. —

47.

Die schädlichste Wirkung des Luxus, ist mit die: daß er die Ursachen vervielfältiget zur Vergrößerung der Verschwendung, zugleich aber, daß dadurch auch die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts gestört wird. — Reich kommt der Mensch auf die Welt; untauglich wird er aber durch Verschwendung seiner Kräfte, seines Vermögens im Genusse sinnlicher Vergnügungen; schon abgenutzt heirathet er und stirbt endlich als ein ganz unnützer Mensch. —

Beaumelle scheint hier wohl nur den in Ueppigkeit ausartenden Luxus im Sinne gehabt zu haben; und dann hat er Recht. Aber auch selbst der Ueberfluß des reichen Verschwenders und Wollüstlings kann für den Staat wohlthätig werden. Durch diesen wird ein an sich schädlicher Aufwand in den Schooß der Familie des thätigen Bürgers geleitet, mithin die innere Industrie begünstiget. — Wird der Luxus so ungestüm, daß das Verhältniß der Kräfte der Staatsbürger dabei leidet, dann ist er freilich gefährlich, blendend ohne Wärme und verzeh-

rend ohne Nutzen. Einem hungrigen Tieger gleicht er alsdenn, der selbst seines Weibes und seiner Kinder nicht schont, alles um sich verheert.

Sehr schön entwickelt der welterfahrne, biedere Benjamin Franklin *) die Theorie des Luxus. Er meint, „die Hoffnung, einen Tag einkaufen und sich gütlich thun zu können, sey ein großer Sporn zu Arbeit und Betriebsamkeit; es könne also der Luxus nicht mehr erwerben als er verthut, wenn ohne solch einen Sporn das Volk, wie es denn von Natur nur gar zu sehr dazu geneigt ist, lässig und faul wäre."

48.

Ein neu entstehendes Volk, warum vermehrt sich dieses so stark? Warum vermehrt es sich weiter hin, bei mehrerer Ausbildung, nicht in gleichem Verhältniß? — Daher, weil ein neuaufblühendes Volk nur eine einzige Idee, dagegen ein sich schon mehr ausgebildetes mehrere Ideen aufgefaßt hat. Anfangs ist das Vermehren seine einzige Beschäftigung; weiter hin lernt es schon mehrere Bedürfnisse, Verlangen nach Ueberfluß und die mörderischen Ursachen der Convenienz kennen. —

Auch kann man wohl sagen: die mörderischen Ursachen des Egoismus. Dies geht ganz natürlich zu. Dadurch, daß sich der Mensch durch die ausgebildetere Gesellschaft gesichert fühlt, daß viel Hände und Köpfe für ihn arbeiten müssen, die es nicht einmal nöthig hätten, mindert sich immer mehr das Gefühl seiner Schwäche, und es entsteht das, was wir Egoismus nennen,

---

*) Siehe B. Franklins nachgelassene Schriften und Briefwechsel. 1. Band 1817.

jener Dünkel eingebildeter Hoheit. Je größern Werth nun der Mensch auf sein Ich legt, um so mehr will er gehuldiget seyn. Aber irrig glaubend, daß die Gesellschaft nur für ihn da sey, so wird er doch genöthiget, dieser nun auch wieder Opfer zu bringen; auf irgend eine Art muß er sie wieder für sich zu gewinnen suchen, und so entstehen jene Convenienzen, die oft das Leben auf eine unerträgliche Art erschweren. —

49.

Ein Regent wird alsdenn sein Land gewiß bevölkern, wenn er dem Bauer, dem Handwerker und dem Soldaten das Heirathen erleichtert, und den Hofleuten, dem Adel und den reichen Kaufleuten Hochachtung für eheliche Treue einflößt.

Den Ehestand wird er erleichtern durch Begünstigung der Künste, Ermunterung des Fleißes und Minderung der Auflagen. Das eheliche Band wird geachtet werden, wenn der Regent es selbst achtet, wenn er mit Hülfe der Religion die Herrschaft guter Sitten verbreitet und durch strenge Polizei Ausschweifungen zu mindern sucht. —

In Deutschland vernichtet die Leibeigenschaft den Fleiß und die Menschen selbst. Wie könnte wohl der Bauer, ohne Besitz und Eigenthum, vom Wunsche lebhaft genug beseelt seyn, sein Wesen fortdauernd zu machen? Worin besteht die Erbschaft seiner Kinder? Kommen sie wohl zum Besitz eines Guts, wenn sie den Vater, dessen Hände sie ernährte, verloren haben? Sind sie etwa so glücklich, in ihrem Grundherrn einen zweiten Vater wieder zu finden? Gewiß nicht! Dieser hat den Glauben, „je weniger Mäuler und Magen er auf seinen Grund und Boden habe, um so reicher sey er.“ Um die Freiheit seiner Unterthanen bekün-

mert er sich so wenig, daß Jeder für zwanzig Thaler seine Freiheit erhalten kann. —

Hier muß man nicht vergessen, daß Beaumelle von seiner Zeit spricht. Jetzt stehen die Sachen anders. Die Geschichte überliefert uns überhaupt drei merkwürdige Erscheinungen, welche der Leibeigenschaft allmählig das Ende bereitet haben: Das immer heller werdende Christenthum — die Druckerpresse mit der öffentlichen Meinung — und endlich das Schießgewehr. Je mehr das Volk die Bibel kennen lernt, desto mehr wuchert die Ueberzeugung, daß Knechtschaft das Ungerechteste in dieser Welt ist. Die Presse, und mit ihr die öffentliche Meinung belehrt Jeden im Volke über Alles, auch daß Bildung jetzt nicht mehr allein Eigenthum des Reichen und des Priesterthums ist, und endlich: das Schießgewehr, daß Jeder in wenig Wochen ein freier Mann seyn kann, und die Waffe überhaupt nicht blos dem Reichen Schutz gibt, sondern nur Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Uebrigens kann kein Mensch als Mensch existiren ohne zeitliches, freies Eigenthum. Dieses nährt nur die Anhänglichkeit an Staat, König und Vaterland. Das erste, unverbrüchliche Gesetz fürs Zusammenleben der Menschen ist Eigenthumsrecht und Heiligkeit des Eigenthums. —

50.

Von den Regierungen würde es allein abhängen, Bevölkerung noch weit schneller zu fördern, sie müßten nur ihrem Ehrengeize Grenzen setzen und dadurch den vielen Kriegen vorbeugen, auch durch gute, zweckdienliche, polizeiliche Vorkehrungen Hungersnoth zu verhindern suchen. Ferner müßten sie jene Krankheit auszurotten bemühet seyn, welche den Menschen im Schooße des Vergnügens ergreift, und endlich dasjenige Gesetz un-

terdrücken, wodurch dem Celibat ein gewisser Werth beigelegt wird. — Als heilig kann zwar dieses Gesetz erscheinen, aber durchaus gefährlich und schädlich ist es der bürgerlichen Gesellschaft. Auch ist dasselbe neu, und kann daher eben so gut wieder aufgehoben werden, als es gegeben worden.

Das erste, einfachste Institut ist die Ehe; ohne sie wäre kein Staat. Das Gefährliche, Widersinnige jeder Einschränkung leuchtet von selbst ein. —

Die erste Kirche unter den schweren Verfolgungen der heidnischen Kaiser neigte sich zwar selbst zum Celibat, aber kein Gesetz verpflichtete dazu. Siricius soll der Erste gewesen seyn, der im Jahre 385 dem Priesterstande den ehelosen Stand bei Strafe anbefohlen. Gregor VII. war es nächst dem, der dieses heillose Gesetz auf eine beispiellose Art unter den härtesten Drohungen ausdehnte. *) —

Aber außer diesem Mönchs-Celibat, gibt es noch eines, welches nicht zu übersehen ist: das Celibat-Wesen des Militair-Standes. Jene Mönche, eingeschlossen in ihren Klöstermauern, erwählten meistens freiwillig ihren Stand; der Soldat wird dagegen oft zur Freiwilligkeit gezwungen. Die Ehelosigkeit der Priester war eine Weisung zur Selbstbeherrschung, und alle äußern Einrichtungen konnten diesen Zweck befördern. Bei der Ehelosigkeit des Soldaten ist dies nicht der Fall, und am wenigsten kann er es beim System der Einquartierung in Privathäusern seyn. —

51.

Ein sehr nützliches, aber noch durchweg mangelndes Werk ist ein Buch über Projecte. Um so

---

*) Siehe Hildebrandt, als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter, vom Prof. Voigt. Weimar 1815.

nothwendiger bleibt es, da die Projectsucht beinahe epidemisch geworden. — Die Materie ist aber sehr vielumfassend. Auch wünscht man die wichtigsten Gegenstände nur kurz dargestellt zu finden, und dazu würde die außerordentliche Gabe erforderlich seyn, sich zwar bestimmt aber zugleich auch kurz zu fassen.

Für Fürsten kleiner Staaten würde solch ein Werk vorzüglich brauchbar und nützlich seyn; wenigstens könnten sie sich dadurch die Kosten eines besondern Staatsraths ersparen. —

So lange die Welt steht, hat Projectensucht geherrscht. Besonders sind die Zeiten dazu geeignet, wenn ein Staat in Gefahr, Noth und Verlegenheit ist; da finden sich gleich haufenweise Projectenmacher und Rathgeber. —

52.

Jedes Volk bedarf Projectenmacher, dessen Geist noch nicht ausgebildet und fest genug bestimmt ist, dessen politische Einrichtungen noch kein festes Fundament haben, und dessen Neigungen sich noch nicht entwickelt, oder sich durch Staatsumwälzungen verändert haben. — Die gar zu große Zuneigung für Projecte deutet vielleicht am sichersten auf die Kindheit eines Staates hin, sie kann aber auch vielleicht das beste Mittel seyn, ihn aus dieser herauszuheben. —

53.

Ein Land, wo viele Projecte entworfen werden, besitzt immer viel Geld, und in einem geldreichen

Lande herrscht auch jederzeit viel menschenfreundlicher Sinn. —

Die erste Behauptung möchte doch wohl nicht ganz richtig seyn. Wir haben schon bemerkt: Finanznoth und Verwirrung erzeugt die meisten Projecte; aber die Erfahrung hat es auch oft genug bewährt, daß durch gar zu viele Projecte ein Staat bis zum äußersten Grad der Armuth heruntergerissen, und die Verwirrung vergrößert werden kann. —

54.

Der glücklichste, reichste, auch furchtbarste Staat würde der seyn, wo alle einzelne Bürger, Projecte zu entwerfen, Muth genug besäßen, wo aber auch das Oberhaupt hinreichend genug aufgeklärt wäre, das Beste zu benutzen. Aber auch das ist richtig, für manche Staaten würde es ersprießlich seyn, wenn der Regent nur allein Projecte entwürfe und die Ehre der Ausführung den Unterthanen überließe. —

55.

Projectmacher sind die Staatsärzte. Sie muthmaßen, versuchen, leisten auch Versicherungen, lügen aber eben so als jene. Vom Talent, vom Zufall und vom Vorurtheil hängt ihr Ruf ab. Alle Beide benutzen die Thorheit der Menschen; auf eben dem Wege, auf welchem tausend Andere verarmen, werden sie reich. Beide leben zwischen Hoffnung und Furcht. Beider spottet man, und kann sich doch nicht ohne sie behelfen. —

Aber näher betrachtet, sind diese Menschen mehr nützlich als schädlich. — Ich glaube, besser wäre es,

wenn sie nie gewesen; da sie nun aber einmal sind, so finde ich es räthlich, sie beizubehalten, um wenigstens das durch die ersten entstandene Uebel wieder zu mindern.

Beiderlei Aerzte sind im Stande, einem ganz gesunden Körper Schwindsucht und Hypochondrie an den Hals zu curiren. Von den politischen Aerzten der Staaten sagt Montaigne: „Um kleine Fehler zu bessern, kehren sie oft das Untere nach oben; sie heilen — methodice — die Krankheit durch den Tod." —

Non tam commutandarum, quam everten-
darum rerum cupidi. —

Cicer. de Offic. II. 1.

Sie flicken so lange systematisch fort am Staatskörper, organisiren und reorganisiren, bis der ganze Mechanismus stockt. Aber gefährlich, auch leichtsinnig bleibt es immer, sowohl mit Staats- als Hausärzten zu wechseln. —

56.

Bei den Projecten von Menschen im Staatsdienste ist meistens ihr persönliches Interesse mit im Spiele. Der Staat gibt nur den Namen dazu her. Aber die Ehre des Fürsten wird dabei in allen Versammlungen laut verkündet. —

Der Fall tritt vorzüglich bei den Projecten der Fremdlinge und Ausländer ein, die überdem weder Local-Kenntnisse, noch hinreichenden praktischen Blick besitzen, ihre Theorien auf den gegebenen Staat nützlich anzuwenden. Diese Menschen stehen nicht auf festem Boden. —

57.

Ich habe weniger Vertrauen zu einem Projectmacher, der pflegmatischer Natur ist, als zu dem, den Enthusiasmus hinreißt. Der Pflegmatiker kann uns eher hintergehen; der Enthusiast täuscht sich am ersten selbst. —

Gefährlicher ist der Eine, weil er, gefaßt auf alle Einwürfe, diese voraussieht; der Andere denkt nicht daran, daß ein vernünftiger Mensch ihm welche machen wird. Seine Einbildungskraft läßt ihn glauben, schon alle Hindernisse überwunden und jede Schwierigkeit beseitiget zu haben.

Das Pflegma verleitet zur Hartnäckigkeit, und mit Menschen hartnäckiger Denkart läßt sich eben so wenig als mit Pyrrhonienfern und Narren vernünftig reden. —

Der Enthusiasmus kühlt sich ab, sobald nur der flüchtige Lebensgeist, der jenen erzeugt, verflogen und sich erschöpft hat, und die etwas kälter gewordene Einbildungskraft läßt sich bald wieder in die Grenzen der Vernunft zurückführen.

Die Projecte eines Pflegmatikers erreichen kein Ende. Mit Bäumen sind sie zu vergleichen, von denen die Früchte nur erst nach langen Jahren zu erwarten sind. Des Enthusiasten Projecte scheitern entweder, oder gelingen sogleich. Man kann diese wieder mit Bäumen vergleichen, welche die Kunst des Chemikers zugleich mit Blüthen und Früchten überdeckt. —

Mit dem griechischen Philosophen Pyrrho muß es freilich etwas Schwieriges gewesen seyn, fertig zu werden. Sein Hauptprincip war: gegen Alles gleich-

gültig zu bleiben, sich über Alles wegzusetzen, Nichts zu lieben, Nichts zu hassen. — Beaumelle hat daher wohl sehr recht, wenn er meint: daß sich mit Anhängern dieser Philosophie gar nicht vernünftig reden läßt. Der Enthusiast ist freilich auch immer überspannt; er sieht die Dinge nicht so wie sie sind. Sein Glaube fußt, so zu sagen, nur auf einem erdichteten Lande. Solche enthusiasmürte Menschen sind aber doch durchaus nöthig und nützlich, wenn etwas Großes, Ungewöhnliches geschehen soll. Besonders sind sie da sehr nützlich, wo es aufs Wegräumen mancher Hindernisse fürs Gute ankommt. Das besonnene Ordnen stellt sich nachher schon von selbst ein. —

58.

Es gibt mißtrauische Menschen, die Alles, was neu zu seyn scheint, mit Furcht und Schrecken ansehen, so als wenn das, was heute gethan wird, nicht gestern neu gewesen. Von wirklichen Projecten muß man mit solchen Menschen gar nicht reden, nur Etwas unternehmen zu wollen. Gewöhnlich bleiben solche mißtrauische Menschen nur am Worte hängen. —

Die menschliche Gesellschaft beruht im Geistigen, wie im Physischen, mehr auf geordnetem und vererbtem Besitze als auf Gedanken, Dingen und Möglichkeiten. Daher entsteht wohl vorzüglich die Furcht vor Neuerungen, denn der größte Theil der Menschen glaubt immer, sich ihrer durch Gesetz und Herkommen geheiligten Einrichtungen durch jede Neuerung beraubt zu sehen. Die Kunst bei allen besonders politischen Neuerungen besteht überhaupt darin: Die öffentliche Meinung zur Stütze zu haben, und den Gemeingeist lebendig zu erhalten. —

59.

Es kann uns heute eine Sache, ein Unternehmen viel eher gelingen als morgen. Den Muth muß man aber nie sinken lassen. — Es gibt hundert Köpfe, die in alle Einzelnheiten einzudringen fähig sind, gegen Einen, der einen großen und zugleich gründlichen Plan zu machen im Stande ist. Auch gibt es hundert gescheute Köpfe gegen Einen festen beharrlichen Geist. —

So kann auch das beste, nützlichste Project, was wir entworfen haben, mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben; offenbare Idioten können sie uns in den Weg legen. Wer indessen seinen Plan gehörig durchdacht und innern Beruf fühlt, ihn durchzusetzen, muß deshalb nie den Muth sinken lassen. — Nichts ist schädlicher als das Hin- und Herschwanken. Der ehrliche Mann wird sein wohl überdachtes Project immer muthvoll in den Schooß der Weisen, Guten und Redlichen niederlegen.

60.

Ein gutes Project nenne ich dasjenige, welches in allen seinen einzelnen Theilen genau übereinstimmt, wo alle Räder, ihre Anzahl sey so mannichfaltig als sie wolle, nur von einer einzigen Triebfeder abhängen und nur des allgemeinen Wohls wegen in Bewegung gesetzt werden. Ein solches Uhrwerk, nur einmal aufgezogen, kann ganze Jahrhunderte fortgehen, wenn es nur nicht durch eine falsche Hauptveränderung geschwächt wird, welche die Gestalt aller Dinge verändert, und von keinem menschlichen Verstande vorausgesehen werden kann. —

61.

Zwischen einem wirklich großen Staatsmann und einem beschränkten Minister liegt der ganze Unterschied darin: Der Eine sieht die Folgen des größten, ausgedehntesten Projects voraus, der Andere beurtheilt das Allereinfachste blos nach dem Erfolg. Der Erste bestimmt den Ausgang, der Andere dagegen wird erst von diesem bestimmt. —

62.

Der weise Mann verachtet alle solche Projecte, die nur den alleinigen Vortheil seiner Nation bezwekken; diese eigennützige Absicht streitet gegen seine Grundsätze; er liebt alle Menschen gleich. —

Weder in London, noch in Paris, noch in Deutschland, sondern in der ganzen Welt ist er einheimisch. Er opfert keinen entfernt von ihm lebenden Verwandten auf zu Gunsten des ihm näheren. Er vergißt seiner Brüder wegen, die er sieht, nicht die, welche er immer vor Augen hat; sein Herz umfaßt alle Tugenden, und alle seine Entwürfe beziehen sich auf die ganze Menschheit. —

Beaumell's Cosmopolitische Expectorationen verdienen doch wohl eine etwas nähere Berichtigung. Das Höchste bleibt allerdings Weltbürgersinn. Christus lehrt ihn uns. Weltbürgersinn muß aber aus Volkssinn erwachsen, durch diesen bedingt werden. Ohne Volkssinn fehlt es dem Weltbürgersinn an innerm kräftigem Leben. Für sein Volk kann man aber auch wieder nicht wahrhaft leben, ohne dabei zugleich die ganze Menschheit im Auge zu behalten. Der echte Volkssinn ist

Weltbürgersinn in einer engern Sphäre. Natürlich ist's dem Menschen, daß er sein Volk vorzüglich liebt, weil er unter diesem geboren ist, mit ihm Sitten, Gesinnungen gemein hat, weil er bei demselben seine Rechte, seine Güter geschützt findet. Aber die Vernunft fordert wieder, daß er in seinem Volke eine Gestalt der Menschheit liebe, und in dem, was er für sein Volk thut, sich der ganzen Menschheit weihe. In sofern werden echter Volkssinn und echter Weltbürgersinn nie im Widerstreite stehen. Aber es gibt auch einen phantastischen Weltbürgersinn, der sich meistens nur in leeren, gutmüthigen Irrthümern äußert, und der ist eben so verwerflich als der stolze, egoistische Volkssinn, der blos aus einem werthlosen Nationaldünkel hervorgeht. —

63.

Heinrich IV., wenn er auch sonst bei seinen Unternehmungen wenig Fehler begangen, that doch darin einen erheblichen Mißgriff, daß er den aus Spanien flüchtenden Mauren ihre gewünschte Niederlassung auf den Steppen bei Bourdeaux verweigerte.

Der Werth des Grund- und Bodenbesitzes steigt verhältnißmäßig mit der Anzahl der Einwohner; warum sollen also die einheimischen Besitzer desselben Fremde hassen, da diese doch jene bereichern? — Auch Künste und Handel gewinnen immer mehr, je nachdem beide durch mehrere Hände cultivirt werden. Warum also Fremde so sehr hassen, da diese doch Arbeit und Mühe mit ihnen theilen, und sie dadurch zugleich von der ihnen noch bleibenden Arbeit größere Vortheile genießen? —

Je bevölkerter ein Staat ist, um so reicher ist auch derselbe. Ein Fürst, überzeugt von diesem wichtigen Grundsatze, wird auch in Beziehung auf die Religion der Fremden keine Bedenklichkeit haben, wenn diese nur Arbeit und Gehorsam predigt.

Bekanntlich flüchteten unter Philipp III. im Jahre 1610 vorzüglich die Ueberreste der Mauren nach Frankreich, wo sie aber nicht aufgenommen wurden, obschon Heinrich IV. sich einige Jahre vorher günstiger für sie erklärt hatte. —

Uebrigens spricht sich Beaumelle hier, nach der gewöhnlichen Art, über den großen Vortheil der Colonisten-Einwanderung und Menschen-Vermehrung aus.

Sind diese freilich von der Gattung als jene, welche Religions-Intoleranz aus Frankreich und dem Salzburgschen nach Preußen führte, dann ist der Gewinn nicht zu leugnen. Der Fall tritt aber nur selten ein.

Wir haben übrigens in unsern Zeiten die Erfahrung gemacht, daß nichts verderblicher gewesen für den Gewerbfleiß, den Handel und die angestammten Sitten der Völker als das Colonisations-System. Man schicke Menschen, die in ihrer Heimath nicht mehr ihren Unterhalt finden, in die Wüsten fremder Welttheile, und sie werden dort ein theures Vaterland finden; aber man bilde sich ja nicht ein, dergleichen Wanderungen, z. B. aus einer deutschen Provinz in die andere, nutzbar veranstalten zu wollen; dadurch wird man stets nur Unheil stiften. Denn wer ein bevölkertes, wohlhabendes Land ungezwungen verläßt, um sich in dem gleichfalls cultivirten Nachbarlande anzusiedeln, der kann dabei keine andere Absicht haben, als Verbesserung seines Zustandes durch reichlicheren Broterwerb bei geringerer Arbeit sich zu verschaffen. So zieht man also den eingebornen Bewohnern nur eine Anzahl Mitbürger zu, die allein in der Absicht kommen, hier mehr zu erwerben, weniger zu arbeiten und genußreicher zu leben, als sie es zu Hause konnten. Erreichen sie diese Absicht, so wird dadurch auf einmal die ganze untere Volksclasse begehrlicher gemacht, und der Arbeitslohn nebenbei gesteigert. —

Wer einen Staat nicht einem Taubenschlage oder Hühnerstall gleichschätzt, der wird wohl wissen, daß wenige gute, aber wohlhabende Menschen mehr werth sind als eine Masse schlechter, bettelnder Menschen. Man kann durch solche die Bevölkerung eines Staats sehr

bald auf eine ungeheure Art steigern; aber sie auch gehörig satt machen, bleibt gar schwierig, denn todtschlagen darf man sie doch nicht. Das wird Niemand dem Herrn de Pradt, obschon er auch sonst nicht immer recht hat, widerstreiten, wenn er sagt: Der Stolz der Menschen wird auf eine gerechte Art beleidiget, wenn man das Glück der Staaten und ihrer Beherrscher — wie es auch leider jetzt noch der Fall ist — nach Menschen-Heerden und Köpfen bestimmt, die unter eine gewisse Zahl von Schäferstäben vertheilt werden können. — Ein Unglück ist's überhaupt immer, wenn mehr Menschen da sind, als man beschäftigen und ernähren kann. Vergessen wir doch nie, daß die weise Natur ohne unser Zuthun immer für das richtige Verhältniß der Bevölkerung zu den Nahrungsquellen sorgen wird, und wo dieses Verhältniß unterbrochen wird, es stets der Frevel menschlicher Eingriffe ist, der mit armseliger Aufgeblasenheit an den ewigen Gleichungen meistern will. —

64.

Die Ehre des Staats wird beleidiget, so oft man einem Bürgerlichen Vorzüge einräumt, die auch ein Adelicher, jenem an Verdiensten gleich, besitzt. In einem Staate, wo der Bürgerliche als Bürgerlicher vorgezogen wird, ist von keiner Ehre mehr die Rede. —

Ein Fürst muß den Adel aus dem nämlichen Grunde schützen, aus welchem er seine eigene Gerechtsame vertheidiget; und wenn selbst der Adel auch nur in einer leeren Einbildung bestände, so muß er ihn dennoch hochachten; denn es muß ihm nicht gleichgültig seyn, auch derjenigen leeren Einbildung, die ihn zum Regenten macht, Verehrung zu schaffen.

Fürsten, die den Adel herabwürdigen, leben mit sich selbst im Widerspruch. Ihren Unterthanen wollen sie einbilden, als gebe die Geburt nur kleine Vorrechte, aber zugleich wollen sie auch diese überreden, daß sie

die größten Vortheile unter allen übrigen verschaffe. Sie vergessen dabei, daß sie das Recht, zu befehlen, eben denjenigen Grundsätzen zu verdanken haben, welche dem Adel das Recht zuerst zu gehorsamen geben.

Ob diese Grundsätze richtig oder unrichtig sind, das zu untersuchen, darauf kommt's hier nicht an. Man hat sie einmal und zwar als nützlich anerkannt, und die Sache ist entschieden. Ein philosophischer Fürst wird über sie lachen, aber sie doch zugleich benutzen. —

Die vielfältigen neuen Erhebungen in den Adelstand, ehemals eine Seltenheit, sind jetzt daher so gewöhnlich geworden, weil das Princip des Eigennutzes das Princip der Ehre, an dessen Stelle es getreten, noch nicht ganz vernichtet hat. —

Beaumelle scheint hier — man weiß nicht recht, ob er es scherzweise oder ernsthaft meint — ein ordentliches Adel- und Ahnen-System aufzustellen, welches freilich als ein altes Erbstück der Welt zu betrachten ist.

Bei dieser Sache bleibt aber immer die Hauptfrage die: Was ist ein Verdienst, welches nur auf den Stammbaum eines Pergamentbogens gepfropft ist? Nur die That gibt Verdienst und Ehre, die Tugend nur Würde. Der weisen Natur und Weltordnung gemäß, hat es von jeher Unterschiede in der bürgerlichen Gesellschaft gegeben; diese Menschenclasse hat mehr gegolten als jene. Aber immer lag das Princip zum Grunde: daß der, welcher in der Gesellschaft mehr gelten wollte als andere, für diese auch mehr seyn, mehr thun sollte. Die Geburt allein, d. h. der Umstand, daß Jemand von einem Weibe geboren wurde, die mit einem Manne aus dieser oder jener Menschenclasse vereheligt war, konnte doch unmöglich allein etwas entscheiden, um gewisse Vorzüge zu gestatten und einzu-

räumen. — „Der Adel," sagt Montaigne, „ist eine schöne Eigenschaft und ist mit Grund eingeführt; aber gerade weil er eine von andern abhängende Eigenschaft ist, und auch auf einen nichtswürdigen Taugenichts fallen kann, so steht er an Würde sehr weit unter der Tugend." —

Beaumelle's Aeußerungen laufen auch auf Montesquieu's Grundsatz hinaus: daß der Adel ein wesentlicher, nothwendiger Bestandtheil der Monarchie sey, fähig, das Volk gegen die Regierung, und diese gegen das Volk zu vertheidigen. Beide haben unrecht. Wie tief Fürsten sinken können, wenn der Adel allein den Meister spielt, zeigt die Geschichte der Schweden und Polen. Unterwühlte nicht auch in unserer Zeit der leichtsinnige französische Adel die Grundveste des Throns? Kam er diesem zu Hülfe, da er schwankte? Und auch Deutschland, wer weiß es nicht, wer sonst als die hohen Edelbürtigen, waren sie es nicht größtentheils, die den Kaisermantel zerstückelten? Hat Rußlands Adel, so oft er seine Czaren kaltblütig würgte, das Beste des Throns beabsichtiget? — So lehrt uns die Geschichte auf allen Seiten ihres Protocolls, daß diese Zwingherrn, je nachdem sie Gelegenheit fanden, die Fürsten und das Volk zertraten. — Wer wird es leugnen, sehr große, die edelsten Männer kennen wir und lernen sie noch kennen unter dem Adel, und er bleibt ein nützliches, nothwendiges Glied in der politischen Kette; aber er kann, wie auch die Weiseren wohl wissen und fühlen, nicht allein die politische Kette bilden. —

Wenn übrigens Beaumelle über die Vervielfältigung des Adels schon zu seiner Zeit Verwunderung äußert, was würde er wohl jetzt sagen? nachdem sich in unsern Tagen das Adel-Erhebungs-Nobilitirungs-System so ganz ausgebildet hat. Entstanden ist daraus ein ganz neuer Begriff für das Wort Adel. Der Geburts- und Erb-Adel, der Güter-Adel, Ordens-Adel, der persönliche Adel. Alle diese Adelszweige sind in eine Masse zusammengeflossen, deren Wesen ideal bleibt. Daher ist's auch der Fall, daß dermalen der Adel nichts

weiter mehr ist als ein Ehrenzeichen, wie etwa die Erlaubniß, eine Uniform oder ein Ordenszeichen zu tragen, ein wahres non-ens ohne Form, Gestalt und Haltung ist dadurch der Adel geworden. Wird mit dieser Adelsvervielfältigung fortgefahren, so muß eine größere Nullität daraus erwachsen. Im Grunde beruht sie immer auf einer gewissen Verkäuflichkeit, durch welche aber der wirkliche Adel vernichtet wird. Da seine Vorrechte einzig auf der öffentlichen Meinung beruhen, so ist dies das unfehlbare Mittel, sie zu untergraben. —

Alle Erhebungen sollten schon deshalb mit Mäßigung und Vorsicht geschehen, weil sie sonst lächerlich bleiben. Der wahre Adel, d. h. derjenige, der seine Quelle in der Tüchtigkeit, im echten, reinen Verdienste hat, kann weder gegeben noch genommen werden; denn gleich der Kraft und dem Genie setzt er sich selbst und besteht durch sich selbst.

Ein Fürst, der bei seiner Thronbesteigung oder bei irgend andern Begebenheiten rechts und links Adels-Diplome ertheilt, fühlt in diesem Augenblicke schwerlich, daß er seiner Macht gerade soviel vergibt, als die damit verbundenen Vorrechte die Kraft seines übrigen Volkes schwächen. Hierzu kommt noch, daß solch ein liberales Nobilitirungs-System am Ende, wie Moritz Arndt sehr wahr behauptet, einen vagabundischen Adel erzeugt. Ein Land kann viel zu viel Adel haben; nur nach den Verhältnissen und Hülfsmitteln desselben muß die Zahl des Adels bestimmt werden. Jedes Land sollte darüber ein goldenes Buch halten. Polens wimmelnden Adel kennen wir; auch Schweden ist mit einem armen Adel überschwemmt, und die ehemalige deutsche Reichscanzelei hat durch die ungebührliche Adels-Vermehrung den wirklichen alten Adel um alles sein Verdienstgepränge gebracht. Krämer unter Christen und Juden, Lieferanten, Roßtäuscher u. dgl. m. ohne alles Verdienst als das einer gefüllten Tasche mit Geld kauften den heiligen römischen Reichsadel für 80 — 100 Ducaten. — Soll ein wirklich ehrwürdiger Adel vorhanden seyn, so muß er durchaus nicht erkauft und unabhängig seyn, denn er soll

im Staate bleibende Ehre und Würdigkeit vertreten. Als ein Reizmittel soll er wohlthätig auf alle Classen des Volks rückwirken. Aber ein erkaufter, erbettelter Adel löscht beim Volke die Idee des ganzen Standes aus. Gerade daher bleibt das brittische Adels-System vorzüglich weise. Ueberall sollte man es nachahmen, und nur dem erstgebornen Sohne die Würde des Vaters, und die übrigen in den Bürgerstand zurücktreten lassen. Hier mögen und können sie, als Folge der im älterlichen Hause erhaltenen Bildung, sich durch Verdienste und Tugenden auszeichnen und einen eigenen Adel erwerben. Lord Chatam war ein großer Mann, aber auch sein Sohn, Mäster Pitt, wurde und war es. — *)

Uebrigens ist auch nicht zu übersehen, daß stets sich mehrender, armer Adel im Staate ein eben so unheilbringender, feindseliger Bestandtheil in ihm werden kann als Menschen, die arbeitslos sind. Das einzige sichere Mittel gegen dieses Unheil ist Beschränkung des Adels auf den ältesten Sohn. —

---

*) Weise sind in dieser Beziehung die Gesetze des japanischen Reiches. Zwar ist die Würde des Fürsten (der ersten Adelsclasse, damjo) erblich. Allein ist der erste Prinz unfähig künftig zu regieren, so erhält der verständigste unter den jüngern die Erbfolge. Sind alle seine Kinder unfähig, so adoptirt der Fürst den würdigsten unter den jüngern Söhnen eines andern Fürsten, läßt ihn erziehen und hinterläßt ihm seine Würden und Güter. — Die Folge ist: daß die japanischen Fürsten beinahe immer verständige und zu Staatsgeschäften tüchtige Männer sind.

Auch bei dem niedern Adel (chadamodo) ist die adeliche Würde erblich; doch auch hier geht sie nach dem Gutachten des Vaters auf den würdigsten, verständigsten der Söhne über; auch er kann einen Fremden adoptiren. Daher ist in Japan ein adelicher Taugenichts eine seltne Erscheinung. Hört, Hört, Europäer! —

(Golownin Begenheiten während seiner Gefangenschaft in Japan. 2. Band. Leipzig 1818.

65.

Unglücklich ist der Fürst, der keine Religion hat; ohne sie wird es ihm schwer, ein redlicher Mann zu seyn, und eben so schwer wird es seyn, dafür gehalten zu werden. Wenigstens muß er sich so stellen, als habe er Religion, um der Zuneigung seiner Unterthanen gewiß zu seyn und das Vertrauen der Fremden zu gewinnen. Beim Privatmanne hasse ich die Heuchelei, aber bei Fürsten liebe ich sie. —

Der religiöse Geist der Fürsten besteht eigentlich darin, daß sie nicht allein ihre Gesetze im Namen Gottes ankündigen, als vielmehr darin: daß in den Gesetzen selbst ein religiöser Geist wohne und wahrgenommen werde. Dieser Geist muß sich vorzüglich am sichtbarsten in der Tendenz der Gesetze nach dem allgemeinen Wohle zeigen, durch Weisheit, Gerechtigkeit, durch Liebe und Achtung fürs Heilige, auch selbst im individuellen Leben des Fürsten muß sich dieser Geist aussprechen. Nichts Verdienstliches ist darin zu finden, daß sich die Könige der Erde vor Gott beugen. — „Wer bist du, (sagt Steffens in seinen Caricaturen des Heiligsten) durch die Geburt Nichtiger, in der Erscheinung Schwächlicher, der du kommst, um zu verschwinden, daß dir die Gewalt gegeben wurde über das Volk, daß du berufen bist, die tausend verworrenen Fäden des Lebens so zu lenken, daß jeder sich selbst finde in der scheinbaren Verwirrung, daß das Leben im Guten oder Bösen eigne That würde? Hast du mehr als menschliche Kraft? Blickt dein Auge, reicht dein Verstand weiter? — Wer kann dich erleuchten? Wenn du begreifst, was dir anvertraut ward, dann mußt du vor allem versinken in unendliche Demuth, Entsagung, nur leben in dem Herrn, durch welchen du allein Herr bist!“ — Wichtige Worte; mit flammenden Buchstaben sollten sie in der Fürstenbrust eingegraben stehen! Wie oft geben Fürsten

auf Religiosität hinweisende Befehle und thun doch Dinge, die dem Abc der reinen Religion ganz entgegen sind. Geschieht es, so verrathen sie nur Widerspruch mit sich selbst, mit dem Volke, und solche Wahrnehmungen verschlimmern geradezu den kindlichen Sinn zum Gehorsam.

Was übrigens das bemerkte paradoxe Verhältniß zwischen einem Fürsten und Privatmanne betrifft, so sollte man beinahe glauben, Beaumelle habe in der Schule der Mazarini, Richelieu's und ihrer Nachfolger studirt.

66.

Das größte Unglück ist es, wenn Fürsten der Frömmigkeit des Volkes spotten, und gewiß sind die alle unglücklich, welche dem Volke die einzige Bürgschaft versagen, die sie demselben von ihren guten Gesinnungen, ihrer Rechtlichkeit und Billigkeit geben können. —

Witzeleien der Fürsten über das theuerste, höchste Gut, was der Mensch und ein Volk hat, erzeugt und nährt Religions-Gleichgültigkeit, die auch wohl gar bis zum Atheismus übergehen kann. Man meint wohl, Religiosität sey Instinct der Menschheit. Zum Theil wahr: aber ein Instinct der Art, der sich durch Verachtung, Spott und Gleisnerei bei Millionen Menschen in sehr kurzer Zeit ganz unterdrücken läßt. —

Ueberhaupt muß ein Fürst zwei gefährliche Klippen zu vermeiden suchen, nämlich er muß sich nicht verächtlich und nicht verhaßt machen. Verächtlich wird er, wenn er sich Aeußerungen überläßt und Leidenschaften ergibt, die mit den Grundsätzen der Religion unverträglich sind; verhaßt, wenn er heuchelt, dabei treulos handelt und Mangel an Achtung für sein Volk, für dessen Religion und Gebräuche an den Tag legt. Als

Muster religiöser Gesinnungen, der Wahrheit und Aufrichtigkeit, muß er wie die Rose unter dem Dornbusche hervorragen. Heilig müssen ihm seyn alle seine Worte und Aeußerungen; sonst entehrt er sich selbst, und früh oder spät straft sich die Schuld an ihm und durch ihn wieder an seinem unschuldigen Volke. —

Von oben muß jederzeit das Beispiel der Religiosität und der Sittlichkeit hervorleuchten. Der Einfluß auf die andern Volksclassen ist zu wichtig. Der Einfluß beruht aber nicht allein auf dem Beispiele des praktischen Lebens, es ist auch ein Einfluß der Aeußerungen durch Rede und Grundsätze, der sehr schädlich werden kann. Durch die Ausgelassenheit der Aeußerungen entstand der Verfall der Religion unter Carl II. in England, und durch das Gegentheil soll es Wilhelm III. gelungen seyn, die Religiösität und Frömmigkeit wieder zu heben. —

67.

Glaubenseinheit ist eine leere Idee, selbst für ein dummes Volk. Jeder Mensch hat seine eigene kleine Religion für sich; auch selbst in solchen Ländern, wo wir nur eine sogenannte herrschende Staats-Religion finden. —

Im Grunde gibt es nur Eine Religion, weil es nur Einen Gott gibt, der sich offenbarte, es auch nur Eine menschliche Vernunft geben kann, welcher die Offenbarung geschieht. Auch Christus Absicht war es, nur eine einzige allgemeine, eine eigentliche Universal-Religion zu stiften. Durch sie und mit ihr wollte er ein System gründen von religiösen Wahrheiten und Lehrsätzen, die, unabhängig von allen besondern Zeit- und Volks-Ideen, ihren letzten Grund in dem religiösen Bedürfnisse der ganzen vernünftigen Menschheit hätten und nicht dem Einen wahr, dem Andern problematisch dünkten.

Das wollten aber nicht die Kinder dieser Welt. Sie trugen ihre Phantasie in dieses schöne, einfache System; sie wollten ihren Ansichten dieses anpassen. Und so hat es von jeher auf dieser Erde mehrere verschiedene Glaubenslehren, Kirchen-Parteien, auch Kirchen-Cultus gegeben, wird es auch wohl immerfort trotz allem Streben nach Confessions-Vereinigungen geben. —

An eine Vereinigung aller positiven Religionen — Krug in seiner trefflichen Religions-Lehre — Eusebiologie. Königsberg bei Unzer 1819. — ist gar nicht zu denken. Sie ist schlechterdings nicht möglich, wenn man ihnen nicht etwa ansinnen wollte, daß sie ihr Positives gänzlich fallen lassen und sich blos in der Vernunft Religion, als der natürlichen Grundlage aller positiven Religionen, vereinigen sollten. Das würde aber eben soviel heißen, als alle äußere Gemeinschaft in der Gottesverehrung, alles kirchliche Band unter den Menschen aufheben; denn dazu gehört allemal etwas Positives. —

Es würde sich auch bald nach geschehener Vereinigung der Art wieder etwas Positives in der Religion bilden, und so der Zwiespalt von neuem sich erheben, denn hierauf hat Alles Einfluß, was in, an und außer dem Menschen ist: Geistesbildung, Sprache, Sitte, Klima, Erziehung, Staatsverfassung u. s. w. Wozu sollte aber auch eine solche Vereinigung nützen? Die Natur selbst scheint es auf Mannichfaltigkeiten ihrer Erzeugnisse angelegt zu haben, also auch auf Mannichfaltigkeit menschlicher Vorstellungen und Bestrebungen, die doch zum Theil wenigstens auch Naturproducte sind. Die Geister müssen ein Reibzeug haben, welches Funken aus ihnen hervorlockt. Hierzu dient denn auch die Verschiedenheit der positiven Religionen und des damit verknüpften Cultus; und wer mag behaupten, daß Gott, der Urheber der Natur, durch diese Verschiedenheit beleidiget werde? wer behaupten, daß Gott dem, der ihn mit reinem Herzen, obwohl ohne Vorhaut und mit bedecktem Haupte, verehrt, weniger wohlwolle als dem, der sich ihm nicht so nahet? — —

Wer strebte wohl in der Vorzeit eifriger dahin als Heinrich IV., unter dem kräftigen Beistande seines Sully, vollkommene Eintracht zwischen zwei Religionen zu bewirken? In des Letztern hinterlassenen Geständnissen und Denkwürdigkeiten finden wir die trefflichsten Vorschläge, den Katholiken mit dem Protestanten in Ansehung der Verschiedenheit der Glaubensmeinungen zu vereinigen, um dadurch Ruhe und Friede für die Staaten zu erhalten. Gelang es? Mit nichten! —

Also weit besser, man lasse einem Jeden in der Stille seine Meinung. Jede Meinung geht doch überhaupt vom Denken aus und stützt sich auf dieses. Aber die Einigkeit im Denken, wird sie nicht selbst wieder vernichtet durch Erziehung, Beispiel, Umgebung und Lehre? Noch weit weniger läßt sich Einheit religiöser Meinungen und Gebräuche erwarten.

Wie weise hat auch hierin Nord-America von Anfang an gehandelt? Vom Glaubenszwange ist dort nichts zu hören. Wer kennt nicht die sonderbare bunte Sectengallerie? Aber alle Religionsverwandte werden geduldet. Jeder, der nur Gott glaubt, recht thut und seine Pflichten erfüllt, ist dort ein willkommner Staatsbürger. Am besten kann man sich darüber aus den Briefen und Geständnissen des echt christlich frommen Benjamin Franklin's belehren. —

Ein herrliches Denkmal von Meinungs- und Glaubensfreiheit in Religionssachen hat uns die ältere deutsche Geschichte aufbehalten. — Vergl. Kaisers Friedrich III. Entwurf einer Magna Charta für Deutschland, oder die Reformation dieses Kaisers vom Jahre 1441, von Dr. Georg Wilhelm Böhmer. Göttingen 1818. — Da heißt es nach Art. 3. „Auch soll den Städten, sowohl den Reichs- als Fürstenstädten, so wie allen andern Gemeinden ihr Recht und ordentlich Wesen gesetzt und bestätiget werden, und zwar so, daß dabei allein angesehen werde die christliche Freiheit menschlichen Wesens,

rechter, natürlicher Vernunft, das allen Menschen gleichmäßig und leidlich seyn mag." —

So sprach ein deutscher Kaiser zu den Ständen des Reichs in der Mitte des 15. Jahrhunderts von christlicher Freiheit, von natürlicher Vernunft, von Gleichheit aller Menschen in Ansehung ihres wesentlichen Rechts. Wie beschämt doch dieser Kaiser die politische und theologische Ketzermacherei der jüngern Zeit! — —

XIV.

Blicke

ins Gebiet der Aufklärungs-Politik.

Reminiscenzen aus Lüders Kritik der Statistik und Politik.

Mit einigen Anmerkungen.

Ein Volk ist glücklicher wie ein anderes, sagt Schlözer, ist es reich, zahlreich, aufgeklärt, und — was von wahrer Aufklärung unzertrennlich ist, tugendhaft. Der Staat kann unglaublich stark auf Ideen und Sitten wirken; d. i. Aufklärungs-Politik. — Aller unser Aufklärungs-Politik ungeachtet ist in unsern Tagen die Aufklärung eben so verwünscht, wie gepriesen worden. — [1]) Die Feinde der Aufklärung versichern: ein unwissendes Volk gehorche viel besser; die Aufklärung

---

Anmerkungen.

[1]) Wir behaupten, unser Zeitalter ist aufgeklärt, d. h. Kenntnisse sind gefunden und preisgegeben. Der Geist freier Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstreut und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug seinen Thron erbaut; und doch sind wir noch in mancher Hinsicht Barbaren! Eine sehr betrübende Erscheinung. Worin liegt dies? — In den Dingen nicht; in den Gemüthern der Menschen muß etwas seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, im Wege steht. Ein alter Weiser hat dies schon empfunden, und es liegt in dem viel bedeutenden Ausspruche: sapere aude, erkühne dich, weise zu seyn. Muth gehört dazu, alle Hindernisse zu bekämpfen. —

führe zur Uebertretung der Gesetze, sogar zu Revolutionen. Dem Volke die Wahrheit zeigen, heißt nach Sabatier, das Volk allem, was es glaubt, entsagen, alles, wofür es Ehrerbietung trägt, verachten machen. Ja, dieser Priester der Finsterniß wagt es, zu behaupten — in seinen pensées et observations morales, — daß das menschliche Geschlecht den Untugenden der Völker und einzelner Menschen mehr als ihren Tugenden alles das schuldig sey, was Großes, Erhabenes, Nützliches geleistet wurde. — [2]) Ist die Vernunft das unterscheidende Merkmal und das höchste Kleinod unserer Natur; wie kann der Mensch, der wird, was er nach des Ewigen Willen werden soll, indem er dies wird, der schlechteste Bürger werden? Wie kann der Mensch, herabgewürdiget zum Thier, der beste Bürger seyn? Wie kann der Blinde sicherer gehen mit einem Führer als der Sehende vermittelst seines Gesichts? —

Des blinden Gehorsams unerläßliche Bedingung ist die Gedankenlosigkeit, und der Gedankenlosigkeit unzertrennliche Gefährten sind: Faulheit, Sinnlichkeit, Laster und Verbrechen. Wer nichts denkt, wünscht

---

[2]) Sabatier, ein treuer Nachfolger des Cardinal Richelieu, dessen hinterlassenes politisches Testament genug bekannt ist, wo er sagt: „Menschen, die Kenntnisse, Verstand und Vernunft haben, sind eben solche Ungeheuer, wie ein Lastthier mit hundert Augen seyn würde. Solch ein Thier wird sich nicht geduldig die Last aufbürden lassen. — Das Volk muß wie ein Maulesel gehalten werden; die Glöckchen sogar nicht zu vergessen, die man ihm an den Hals binden muß, damit es ihm die Sorgen aus den Ohren wegklingelt.“

auch nichts; und wer nichts wünscht, thut auch nichts. [3]) Der Rückfall eines Gebildeten, und eben deshalb auch wohlhabenden Volks in die Unwissenheit ist auch Rückfall in die nackte Armuth.

Für den Gedankenlosen gibt es nur Eine Welt, die Sinnenwelt. Der Gedankenlose wird einzig geleitet von der Sinnlichkeit, der Empörerin gegen Gott und Menschen. In ihrem Schooße reifen Unordnungen, Laster und Verbrechen. Alle Verbrechen und Laster aber, so viele es ihrer auch gibt, bieten sich einander die Hand. Nicht nur gehen wie Rauch aus der Flamme Verbrechen und Laster aus dem blos sinnlichen Menschen selbst hervor; in ihm ist auch nichts, das ihn in den Stand setzte Wahn und Trug zu erkennen. Er wird zur leichten Beute des Betrügers und jedes schlauen Betrügers, jedes entschlossenen Bösewichts, der ihn zum Aufruhr, zum Morden, zum Rauben führen kann. Unter der Herrschaft der Unwissenheit, der Gedankenlosigkeit, der Sinnlichkeit muß jeder Staat zu einer Mördergrube werden. — Kein Ersatz ist hier möglich. Die besten Gesetze werden eben so schnell aus den harten Köpfen wieder verschwinden, als mühevoll sie ihnen eingestampft wurden. — Zwang hilft wenig. Alles, was durch Zwang erhalten werden kann, sind todte Handlungen; nicht Alle ergreift das Gesetz, und die, auf welche es wirkt, führt es nicht immer zum Ziele.

Wer nur das Gesetz der Obrigkeit fürchtet, kann,

---

[3]) Auf diesem Wege verfällt gewiß immer der größte Theil der Menschheit in eine dumpfe Gleichgültigkeit gegen alle geistige Vorzüge.

voll Vertrauen auf mächtige Verbindungen sündigen; man kann dem Gesetze entschlüpfen auf einer Menge von Seitenwegen, die selbst der klügste und weiseste Gesetzgeber nicht alle versperren kann; je roher der Mensch ist, desto mehr verheißt ihm die Dunkelheit, der wahre Schauplatz des Verbrechens. Die Gedankenlosigkeit ist vereint mit der Gefühllosigkeit; der Gefühllose aber achtet nicht nur wenig körperlichen Schmerz, er kann auch sein Leben selbst in die Schanze schlagen; die Schande schreckt ihn nicht, und der Haufe, welcher der Stärkere ist oder es auch nur zu seyn glaubt, schwingt unbedenklich, selbst dem Hochgerichte gegenüber, die Fackel des Aufruhrs. —

Versinkt das Volk in Unwissenheit und Sinnlichkeit, so versinken mit ihm Herrscher und Machthaber. — *) Die Herrscher wie alle Diener des Staats können kein anderes Gepräge tragen als das ihres Volkes und ihres Zeitalters. Im Moralischen, wie im Physischen ist es Nacht für Alle und Tag für Alle. So wie Unwissenheit und Sinnlichkeit zunimmt, müssen auch Fleiß und Sparsamkeit abnehmen; und so wie diese sich vermindern, muß auch das Einkommen des Volks abnehmen. Vom National-Einkommen aber hängen alle übrige Institute zur Erhaltung der innern wie der äußern Sicherheit ab. Es muß also auch eine der Folgen des Versinkens eines Volks in die Unwissen-

---

*) Wollen wir, daß der Staat Kraft und Gesundheit habe, nicht an Schwäche und Kränklichkeit leide, so müssen wir auch die Mittel wählen, welche zu diesem Zwecke führen, — und sie liegen vorzüglich in der Intelligenz des Volks. Diese bestimmt einzig und allein die Macht. —

heit und Sinnlichkeit die seyn, daß es zum leichten Raube seiner Feinde wird.

Von Moses bis auf Joseph II. bestätigt es die Geschichte, daß aller Herrscher — selbst derer, die durch Geist und Bildung weit über ihr Volk und Zeitalter emporragten — gefährlichster Feind die Unwissenheit ist. Moses stand hoch über seiner Nation, er nahm Alles zu Hülfe, was seinen Gesetzen Kraft, Dauer und Einfluß geben konnte. Jehova strafte bis in das dritte, vierte Glied, er ließ Feuer vom Himmel fallen, er sandte giftige Schlangen, er sprach nicht nur Todes-Urtheile über viele Tausende, sondern ließ sie auch vollziehen. Dennoch erfolgte gegen Moses so wie gegen Jehova eine Empörung nach der andern. —

In keinem andern Lande stiftete im verflossenen Jahrhundert der Fanatismus so oft Aufruhr als in den ehemaligen österreichischen Niederlanden, in dem Wohnsitze vollkommener Unwissenheit und dichter Finsterniß. Die schädlichsten Verwirrungen, jene abscheulichen Plünderungen und Mordbrennereien im Anfange der französischen Revolution fielen einzig in den Gegenden Frankreichs vor, die durch nichts so sehr als durch ihre armen, elenden und unwissenden Metayer sich auszeichneten. — [5]) Die Geschichte kennt auch

---

[5]) Youngs Reisen 3. Theil. — Aber die französische Revolution, die wir unter unsern Augen erlebt haben, ist sie nicht offenbar durch eine gar zu weit getriebene Aufklärung entstanden? — Die Schriften Voltaire's, Rousseau's, Diderot's, d'Alambert's und noch Anderer ähnlichen Geistes, haben sie nicht eigentlich längst vorher die Samenkörner der wilden Freiheit in viele tausend Seelen gestreut? Ist

nicht ein einziges Volk, das, ausgezeichnet durch Unwissenheit, nicht auch in eben dem Grade sich ausgezeichnet hätte durch seine Laster. Dieselben scheuslichen Erscheinungen finden wir in den Wildnissen von America eben so wie bei dem Pöbel in Athen; der unwissendste Pöbel in unsern Zeiten war der in London und Lissabon, und kein anderer Pöbel zeigte sich nicht nur so aufgelegt zur Begehung jedes Lasters und Verbrechens, sondern übertrat auch wirklich so häufig und

---

dieser Keim nicht durch Paine's und Mirabeau's Worte genährt worden? — Kam nicht dadurch eine idealische Verfassung ans Tageslicht, die, wie der Erfolg gezeigt hat, nur in den Köpfen solcher überspannten Aufklärer existiren konnte? Dieses Raisonnement hat manches, was richtig zu seyn scheint, aber es scheint auch nur so. Wahr ist's, Frankreich hat schon lange die aufgeklärtesten, freidenkendsten Köpfe hervorgebracht, und es ist nicht zu leugnen, daß die Schriften Rousseau's, Voltaire's, Condorcet's und vieler Andern einen beträchtlichen Einfluß auf eine gewisse Classe der französischen Nation gehabt haben; und eben so wenig kann geleugnet werden, daß alle Hauptstöße der Revolution von intriguanten Menschen aus Ehrgeiz und Habsucht vorbereitet und geleitet worden sind. — Aber wie kam es, daß die Revolution unter 26 Millionen Menschen so mächtig und schnell um sich griff? Wie kam es, daß der König so wenig Anhang hatte, und man sich Gewaltthätigkeiten gegen seine Person erlauben durfte? Der gemeine Mann hatte weder Rousseau's noch Voltaire's Schriften gelesen, und der wenigste Theil war so aufgeklärt, daß er lesen konnte. Der Grund der Revolution lag in der elenden, drückenden Regierung der Vorzeit, in dem Elende des Volks und in seiner Indolenz und Unwissenheit. —

so grob die Vorschriften des Gesetzgebers und Moralisten.

Auch nicht ein Land stellt die Geschichte auf, in dem nicht durchaus alle Classen und Stände zugleich aus dem Staube sich hoben und zugleich in den Staub sanken.

Wo es Nacht in den Hütten war, da war auch immer Finsterniß in den Palästen, und wo die Tugend verschwunden war aus den Wohnungen der Bürger, da sah man von ihr auch keine Spuren mehr in den Wohnsitzen der Großen. Gab es auch eine gelehrte Caste, so bestand diese doch nur aus gelehrten Barbaren, die dann an Schandthaten noch weit die nicht gelehrten Barbaren übertrafen. Im 14. Jahrhundert stahlen und raubten in Deutschland Adeliche wie Bauern, Bischöfe wie Laien; und wie bei allgemeiner Sittenverderbniß unter dem Volke Gottes die Pfaffen am tiefsten gefallen waren, so auch die Bewohner der Klöster in der christlichen Welt vor und bei des unsterblichen Luthers Erscheinung. —

Unsere rohen Ahnherrn im Mittelalter hatten einen Gott im Himmel sammt einer Legion von Heiligen, einen Teufel in der Hölle, und Galgen und Räder an allen Enden und Orten; aber selbst den wohlthätigsten Gesetzen vermochten die Herrscher nicht Achtung zu verschaffen. Wie in einer Mördergrube ging es in Worms zu, noch zu Carls V. Zeiten, selbst unter den Augen des Kaisers! Es half doch nichts, daß des Kaisers Profos über hundert Menschen ertränkte, aufknüpfte und mordete. — Unaufhörlich wankten die Throne Europens während der Finsterniß des Mittelalters; Könige wurden von Pfaffenhänden herabgestoßen vom

Thron in die Zelle wie ins Grab, Kaiser wie Könige erhielten von Pfaffen Absetzungs-Urtheile.

Was führte zum Sturz der persischen Monarchie? Welche Reiche waren es, die im Mittelalter erschienen und verschwanden? — Erlebten wir selbst es nicht in unsern Zeiten, daß über ein Reich von mehr als zehntausend Quadratmeilen und von zwölf Millionen Einwohnern, unter denen Indolenz und Barbarei einen unzerstörbaren Sitz aufgeschlagen hatte, die Nachbaren würfelten und es dann einnahmen?

Kein Priester, kein Gott kann, wie selbst die Erfahrung lehrt, ersetzen, was verloren wird mit dem Hinsinken in Unwissenheit und Sinnlichkeit.

Was wurde aus dem Bilde, das der Gottmensch aufstellte von dem Vater der Wesen, der nur unser Bestes, unser Glück will, der unsere schöne Erde wie das Weltall für unzählige Geschöpfe zu unzähligen Genüssen bereitete, der unsers Beistandes nicht bedarf, weder Dienst noch Aufopferung von uns verlangt, und von der Wiege bis zum Grabe, und über das Grab hinaus mit unendlicher Güte uns leitet?

Wurde nicht der Schöpfer des Weltalls verwandelt in ein schwaches Geschöpf, voll Mängel und Unvollkommenheiten? Wurde nicht aus dem liebevollen Vater der Menschen ihr grausamster Tyrann? Wurde nicht eine Jungfrau angebetet, wo man ehedem die Venus angebetet hatte? Hing man nicht einen gekreuzigten Gott an der Stelle des Gottes auf, dessen Hand die Donnerkeule trug? —

Verschwand nicht des Ewigen Lehre mit des Ewigen Bild? Wurde nicht jene wie dieses verzerret, bis zum ganz Unkenntlichen verunstaltet? Wurde nicht Lastern der Tugend Stempel, und Tugenden des Lasters

Stempel aufgedrückt? — Verlor sich nicht selbst der Begriff der Tugend? Wurden nicht Rechte verhöhnt, welche die Natur und das göttliche Wort heiligte? Wurden nicht eine Menge Verbrechen geheiliget, welche Natur und Gewissen nie verzieh? Wurden nicht gerade die nichtswürdigsten Bürger auf Erden die besten Bürger im Himmel? —

So empörend und sinnlos die Lehren der Priester der Unwissenheit sind, eben so abweichend von einander sind die Lehren der Verehrer des Lichts, wenn es die Frage gilt: was der Staat in Hinsicht auf Aufklärung, Cultur zu thun habe oder nicht zu thun habe?

Eine Partie, man könnte sie die americanische nennen, sagt nicht nur nichts vom Kirchendienste, weil der Staat am besten thue, ihn sich selbst wie eine Privatsache zu überlassen; sondern sie will auch, daß der Staat in Schulangelegenheiten nur sparsam und behutsam sich mische, weil die überall schädliche Regierungssucht in diesem Fache leicht noch mehr Schaden anrichten könne als in jedem andern. —

Eine zweite Partie, deren Anhänger man pädagogische Separatisten nennen könnte, fordert eine völlige Trennung des Staats und der Schule. Es lassen sich, sagen sie, gemeinschaftliche Erziehungsanstalten denken, ohne daß sich der Staat im geringsten darum bekümmert. Ja wer weiß, ob es nicht weit besser um das ganze Erziehungswesen stehen würde, wenn der Staat sich gar nicht hineinmischte, sondern lediglich den Aeltern, die sich jetzt so oft aus Bequemlichkeitsliebe auf den Staat verlassen, das Geschäft ganz übergäbe. Und hat denn auch der Staat ein Recht zu jener Einmischung? Wagt er nicht vielmehr einen

willkürlichen Eingriff in die natürlichen Rechte der Menschheit, wenn er ein Geschäft übernimmt, das die Natur selbst den Aeltern zur heiligsten Pflicht gemacht, zu deren Ausübung sie also auch ihnen das ausschließende Recht gegeben hat? Ist denn nicht überhaupt die Erziehung ein Geschäft, das nur durch Liebe, nicht durch Zwang — das herrschende Princip des Staats — gedeihen kann?

Eine dritte Partie, man könnte sie die Schulpatrone nennen, will, voll des Glaubens, nach dem alles oder fast alles Licht in der moralischen Welt von oben herabkömmt, daß der Staat für nichts eifriger sorge und wirke, als für Cultur, Wissenschaft und Erziehung, ja daß der Staat immer wachse und thätig den wissenschaftlichen Gang leite. Herr von Bonstetten spricht sogar von einer National-Universität, die ihren Sitz in der Hauptstadt haben soll, wo die Regierung vermittelst der leitenden Wissenschaften wie eine unsichtbare Gottheit alles zu einem Zwecke überschauet und ordnet. —

Eine vierte Partie verlangt, daß bei den Bildungs-Instituten, wenn auch nicht die einzige, so doch die vorzüglichste Rücksicht auf den gemeinen Mann genommen werden müsse, daß der Staat nur Gelegenheit zur Bildung des Geistes verschaffe, nur Lehrer anstelle und besolde, die immer abhängig vom Volke bleiben, die Gegenstände des Unterrichts den allgemeinen Bedürfnissen entsprechend wähle, aber alle nähere Bestimmungen dem bessern Wissen und Gewissen der Lehrer überlasse. —

Wie allgemein und in allen Hinsichten wichtig und wohlthätig, ja durchaus nothwendig die Bildung des Volks im engern Sinne ist, läßt sich wohl nicht

verkennen. — [6]) Der rohe Mensch kennt nur, oder fast nur die Bedürfnisse, ohne deren Befriedigung wir dem Hunger zum Raube werden, und einzig für die Befriedigung dieser Bedürfnisse arbeitet er. — Nur so wie der Kopf immer mehr zu denken anfängt, erwachen Wünsche und Begierden; nur mit diesen, und im Verhältniß zu diesen nimmt der Fleiß und die Sparsamkeit und das National-Einkommen zu, mit dem dann Cultur und Humanität durchaus über alle Classen und Stände sich verbreitet, — hier also auch die Quelle des wahren Volksglücks. [7])

---

[6]) Was erklären die Edeln, Erleuchteten des Zeitalters für die gediegene Ehre der Völker? Was fordern sie standhaft von den Fürsten und Vorstehern? — Daß die Fesseln der Knechtschaft zerbrochen, daß keinem der Pflichttheil am großen Vermächtniß der Menschheit vorenthalten, keinem, auch dem Geringsten im Volke nicht, die Jugendbildung versagt werde, die ihn zum Bewußtseyn des Menschenthums erweckt und seine Hoffnungen bis jenseit der Gräber erweitert. —

Vaterländisches Museum.

[7]) O wüßten unsere Regenten, wie es sich belohnt, für Menschenbildung zu sorgen, welche hohe Freude es gewährt, eine verständigere, bessere, menschlichere Generation heranwachsen zu sehen, durch seine Bemühung — nicht über Centauren zu herrschen, sondern Menschen zu regieren, zu lenken, zu leiten, zu dem hohen Ziel des Gemeinwohls — sie würden ihr kostspieliges Soldatenspiel und ihr blutkostendes Soldatenmetier mit andern verderblichen Jagdprunk-Etiketts und Schauspielen widrig, ekelhaft und unter ihrer Würde finden und sich an dem eigentlich göttlichen Vergnügen sättigen,

Gerade die unterste Classe, die arbeitende, fühlt das Bedürfniß des Unterrichts am wenigsten. Ein Theil dieser Classe kann oft ganz Maschine seyn und doch sein Brot sich erwerben. Viele Aeltern können oder wollen ihre Kinder nicht selbst erziehen, und viele Kinder werden ihrer Aeltern beraubt schon im zartesten Alter. Die früheste Jugend kann einzig dem Unterrichte geweihet werden. Höchst selten ist einer aus dem Volke im Stande, das Versäumte nachzuholen. Wer ganz vernachlässiget aufwächst, bleibt auf immer unfähig; Unterricht zu empfangen und da die unterste Classe auch die zahlreichste ist, so ist sie auch um so

---

Stellvertreter der bildenden Gottheit in ihrem Kreise zu seyn! Nicht Organisationen, Re- und Desorganisationen machen eine Nation glücklich. Schon ihre öftere Wiederholung löset die Staatsbanden allmählig auf; wäre es auch nur darum, weil sie das Zutrauen zu der Festigkeit und Weisheit der Staatsobern zerstört. Auch hat der scharfsinnige Montesquieu in Beispielen gezeigt, wie die geringste Veränderung in der Constitution das Princip eines Staats verderbe. Nur durch zweckmäßige Bildung kann ein Volk glücklicher werden, und nur durch Sorge für eine solche Bildung kann ein Regent seinen Staatsbürgern fühlbar machen, was ein Landesvater ist; nur dadurch wird er fähig des hohen, süßen Gefühls, Vater eines ganzen Volks zu seyn. Wenn in einem Staate nicht für Menschenbildung gesorgt wird, so kann man ihn als aufgelöst betrachten. Er hört auf ein Staat zu seyn.

Ewald: Ist es rathsam, die niedern Volksclassen aufzuklären?

gefährlicher der öffentlichen Sicherheit, je roher sie ist. — [8]).

Ist das Bedürfniß des Unterrichts ein allgemeines, aber nur von einem Theile gefühltes Bedürfniß, so ist nichts gewisser, als daß auch nur ein Theil, und zwar der kleinste, wirklich Unterricht erhält, wenn der Staat gar nichts für den Unterricht thut. — Jene Institute zur Volksbildung, wie Frei- und Sonntags-Schulen, von Privatpersonen errichtet, sind nicht nur Früchte einzig der hohen Cultur und eines eben so hohen Wohlstandes, sondern können auch nur auf einzelne Theile des großen Ganzen wirken.

Wer hier auf die alte Welt sich beruft, kennt die alte Welt nicht. Freilich ließen da Regenten wie Philosophen und Pfaffen Volk Volk seyn; aber da wurden auch Herrscher wie Beherrschte unaufhörlich zum Raube der Unwissenheit, des Aberglaubens und des Lasters. In allen Zeitaltern stellt die römische Welt ein abschreckendes Bild auf, selbst in der eben so allgemein bewunderten als verherrlichten Periode, selbst in der Periode, in welcher die größten Philosophen, Dichter, Geschichtschreiber und Feldherren ihre Unsterblichkeit sich erwarben.

---

[8]) Gesunder Menschenverstand ist allen Menschen unentbehrlich, den niedrigsten sowohl als den höchsten. Wo man diesen zu wecken, zu entwickeln sucht, wird die öffentliche Sicherheit und Ruhe am meisten herrschen, keiner Reibung, keiner Stockung wird der Staat unterworfen seyn. — Der Unterrichtete weiß, was der Andere nicht eher glaubt, bis er fühlt, daß jedem Volke die kleinen Opfer große Aufopferungen ersparen, daß die Gesetze den bösen Willen zügeln.

Es kann also gar nicht die Frage seyn, ob der Staat das Recht und die Pflicht habe, am Erziehungsgeschäfte Theil zu nehmen und Institute zur Bildung des Volks zu errichten. — So ausgemacht aber auch dieses Recht ist, so wie die Pflicht ist, so gewiß ist es doch auch, daß man eben so thörichte Hoffmungen als Besorgnisse hegt, wenn man fast alles Wohl von oben erwartet und von dort her auch fast alles Wehe fürchtet.

Es sind einzig Vorurtheile von der Herrscher Allgewalt, die uns jeden Fortschritt in der Cultur, wie jedes Zurücksinken von oben herableiten lassen. — Das Emporsteigen einer Nation zu einer höhern Stufe hängt von einer Unendlichkeit zusammentreffender Ursachen ab, die der Herrscher so wenig ins Daseyn rufen kann, daß er vielmehr selbst unter ihrem Einflusse steht und immer nur denjenigen Grad der Bildung, des Geschmacks, der Einsicht besitzt, den sein Jahrhundert ihm zuläßt.

Was von oben herab kam, waren Mittel und Gelegenheiten zur Ausbildung menschlicher Fähigkeiten und Kräfte, die neben andern von keines Menschen Hand herbeigeführt benutzt wurden; die bald wie diese, bald ihnen entgegen wirkten, und die selbst im allerglücklichsten Falle, wie alles hienieden, Mängel und Unvollkommenheiten hatten, von denen keine menschliche Weisheit und Macht sie zu befreien vermochte. So war es, so ist es, so wird und muß es bleiben bis an das Ende der Tage. —

Wer weiß es nicht, daß in fast allen bischöflichen Seminarien bis auf unsere Tage die Jugend durch eine Methode, welche der Despotismus, die Unwissenheit und der Afterwitz ausgebrütet hatte, gefoltert, ihrer Gesundheit beraubt, und häufig genug nicht blos

der Kopf, sondern auch das Herz verdorben wurde? — [9]) Waren es nicht selbst Priester der Wissenschaften, die den heiligen Tempel in unsern Tagen einreißen wollten? Jene philosophischen Schwärmer und literarischen Taschenspieler, welche ganz Deutschland mit Projecten über die Bildung des aufblühenden Geschlechts heimsuchten? welche die unseligsten Neuerungen in der Erziehung und dem Unterrichte anrichteten, Neuerungen, die das Publicum gar nicht begehrte, die ihm aufgedrungen wurden? — [10])

Die Schulen, die von den Magistraten der Städte und den Fürsten in den neueren Reichen angelegt wurden, entstanden nicht wie unsere Frei- und Sonntags-Schulen; sie gingen nicht hervor und konnten auch nicht hervorgehen aus der Erkenntniß des hohen Adels des Menschen und des Ganges seiner Entwickelung. Zu ihnen leitete ein tiefgefühltes Bedürfniß, das aus einem bereits eingetretenen bessern Zeitalter entsprang. Später wirkte Nachahmungssucht, Eitelkeit, Ehrgeiz und Gewinnsucht. —

Der Pfaffengeist, der in den Stiftern wie in den Stiftungen selbst lebte und wirkte, den so viele Verwünschungen trafen und noch treffen, war doch der einzige Geist, der hier herrschen konnte.

Nothwendig mußte das Schulwesen zu einem Anhange des geistlichen Standes und einzig von diesem abhängig werden. Eben so natürlich war es, daß der Zunftgeist auch den Lehranstalten sich mittheilte. [11])

---

[9]) Galanti. T. 1. c. 7.
[10]) Rehberg über Staatsverwaltung.
[11]) Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in in Deutschland. I. Theil von Rühkopf.

Und wenigstens sehr verzeihlich war es wohl, wenn man bei der Anlegung neuer Institute die ältern zum Modell nahm, war auch gleich nicht mehr der so schwer aufzufassende Geist der Zeit ganz der alte Geist.

Zur Bildung der Jugend aus den bessern Ständen wählte man freilich Männer, Theologen und Philologen, die selbst nur eine höchst einseitige Bildung besaßen und völlig unbekannt waren mit den Beschäftigungen, mithin auch mit den Bedürfnissen des Volks. — Noch mehr Unglück war es, daß dies Werk nur gar zu oft Mönchen übergeben wurde; Menschen, in welchen selbst die menschliche Natur verkrüppelt ist. Gab es aber hier irgend eine andere Quelle als die, woraus geschöpft wurde? und will man nicht Wunder, wenn man will, daß, welche aus der einzig vorhandenen Quelle schöpften und noch schöpfen, andere Quellen hätten aufgraben sollen?

Stellte der Staat die Lehrer an und besoldete er sie, so müßte nothwendig auch der Staat jedem seinen Wirkungskreis anweisen; und da die Geistesbedürfnisse wie die des Körpers nicht immer dieselben bleiben, dadurch die Schule und in der Schule die neu hinzugekommenen Bedürfnisse nicht entstanden; da keine menschliche Weisheit die Entstehung neuer Geistesbedürfnisse voraussehen kann; und endlich neue Bedürfnisse dieser Art am spätesten der höchsten Region kund werden müssen, so war es auch unvermeidlich, daß mit sehr seltner Ausnahme immer es Nachfragen im Publicum gab, welche die Schule nicht befriedigen konnte. —

Mit dem gelehrten Schutte ist es ein Anderes als mit dem, der zum Thore hinaus gekarret wird. Jener kann der gesunden Vernunft zum Trotz von Generation

zu Generation in der Schule die eifrigsten Vertheidiger sich erhalten. Es spricht für ihn das Interesse, unbewußt oft selbst dem, aus dem es spricht. Es wirkt zur seinen Gunsten die Allmacht der Gewohnheit. Selten ist auch ein Haufe gelehrten Schutts so ganz nichts werth, daß in ihm sich nicht wenigstens noch einige Splitter auffinden ließen, anwendbar und brauchbar für das wirkliche Leben. [12])

Ueberdem stehen gerade die Herrscher und ihre Gehülfen am weitesten entfernt von der Schule. Durch die Schule mußten gelehrte Barbareien erhalten, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt werden. Wie manche Schule wurde nicht sogar, selbst in Ländern, deren Regierungen alle Welt mit vollem Rechte huldigte, zu einer Leiche, die nicht nur jährlich ein bedeutendes Capital verzehrte, sondern auch Böses stiftete und Gutes verhinderte! [13]) Wir seufzen über die

---

[12]) Das kann mit vielen, eben nicht ins praktische Leben greifenden Wissenschaften der Fall seyn. So sagte Lessing: „Ich schätze das Studium des Alterthums gerade so viel, als es werth ist, ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man sobald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird.“ —

[13]) Bonstetten über Nationalbildung hat den Glauben, daß die besten, zweckmäßigsten und wohlthätigsten Bildungsanstalten allenthalben von Privaten gestiftet und verwaltet worden. — In Copenhagen sind die besten Schulen die, welche von einer Gesellschaft von Vätern gestiftet und verwaltet werden, unterdeß die von der Regierung verwaltete, meist von Hollberg begabte Akademie von Sorve selbst unter den Händen einer rechtschaffenen Verwaltung

Menge unbrauchbarer Lehrer, die von Regierungen angestellt wurden, wir tadeln mit Recht manche Art die Lehrer zu wählen, wir sollten aber auch begreifen, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, die Wahl hier immer ein Spiel bleiben muß, für welche Art man sich auch entscheiden mag. [14])

---

eine Leiche bleibt, die alljährlich vierzig tausend Thaler verzehrt. Diese bücher- und schülerlose Akademie steht seit mehr als dreißig Jahren der Welt zur Schau da, um ganz Europa recht auffallend zu zeigen, wie veraltet das Erziehungswesen sey, welches in den Händen einer Regierung liegt. Wer würde nicht den Mann unsinnig schelten, der eine Universität nach dem Modell der englischen Universitäten in unseren Zeiten stiften wollte? Und doch sind keine Regierungen verehrungswürdiger als die von Dänemark und England. Allein eine Regierung soll nicht selbst thun, was nach der Natur der Dinge besser von Privaten gethan werden kann. —

14) Wir brauchen nicht zu seufzen, wenn nur eingreifende, wirksame Mittel zur Ernährung brauchbarer Schullehrer ergriffen würden. So wenig ein glückliches Familienleben sich da denken läßt, wo die Vermögensumstände zerrüttet sind, eben so wenig kann irgend eine Anstalt zur Bildung des Volks sich wohl befinden, wenn der ökonomische Zustand derselben nicht fest gegründet und genug gesichert ist. — Statt hier und dort im Staate noch manche unnütze Faulthiere zu füttern und ein kleinliches aber doch kostspieliges Puppenspiel zu treiben, werfe man lieber einen reichlichen Fonds aus, um tüchtige Schulmänner zu bilden und reichlich zu belohnen, und wir werden nicht über ihren Mangel seufzen. — Auch die Wahl darf unter jener Bedingung kein Spiel bleiben; wir werden Männer

Fast allgemein ertönen die Klagen, daß allenthalben im Verhältnisse zu viel für die Bildung der obern Classen — die sich selbst besser helfen könnten — geschehe, und zu wenig für die Bildung des Volks. [15]) Liegt denn aber nicht ganz unverkennbar jene Parteilichkeit in der Natur der Dinge und der Menschen? — Daß wir ganz und gar nicht genöthiget sind von oben herab alles zu erwarten und zu fordern, geht schon klar hervor aus den ganz unleugbaren Fortschritten aller europäischen Völker und den ewigen Klagen über die Regierung, welche eben von den Schriftstellern am meisten erhoben werden, die von der Regierung alles verlangen.

Geradezu bekennt man, daß von oben herab gar wenig geschah, und oft das gerade Gegentheil von dem, was hätte geschehen sollen. [16]) In manchem

---

von Kopf, Herz und Charakter finden; und ein Staat, der mit solchen Schulmännern versehen ist, braucht gewiß ein Paar Regimenter Soldaten weniger, weniger Zucht- und Armen-Anstalten, auch geringern Aufwand zur öffentlichen Gerichtspflege. —

[15]) Gibt die Regierung, sagt von Bonstetten, dem Volke nicht die Bildung, so gibt es sich selbst eine, oder nimmt durch Zufall eine an, die dann von allen die elendeste ist. —

[16]) So hatte man z. B. noch im Jahre 1785 die Erscheinung, daß das Amt eines Schulmeisters mit dem des Kuhhirten vereiniget wurde. Zuerst ging es in die Schule; weil aber doch das liebe Vieh auch baldmöglichst ins Feld getrieben werden mußte, so konnte der Unterricht nur kurz seyn. Dann griff der Schulmeister zum Blashorn und Hirtenstock und zog ab mit der andern Heerde in's Feld. —

Lande ist das, was im Fache der Wissenschaften Vorzügliches geleistet wurde, keinesweges durch die Regierungen, wohl aber gegen den Geist derselben geschehen. —

Wie manches Licht erhellte, das die Schule nicht anzündete! — Auf dem Gebiete der Wissenschaften wie der Künste wurden Aerndten gehalten, von welchen die Schulen sich nicht das geringste zueignen konnten. — Die englische Schaubühne besaß so viele große Künstler, als sich nicht eine andere Nation rühmen konnte; aber noch fehlt den Britten eine Theorie der Schauspielkunst, noch haben sie nicht Mimik und Declamation wissenschaftlich bearbeitet, und noch ist keine Schule für Schauspieler errichtet. Nicht der Schule, sondern ihrer Staatsverfassung verdanken die höhern Stände in England ihre eigene Bildung. — [17])

Wir können alles oder fast alles von oben herab erwarten und sind doch noch immer nicht im Stande zu bestimmen, was kommen und was nicht kommen, geschehen und nicht geschehen müsse. —

Sind wir denn wirklich einig über das, was allen, und über das, was den einzelnen Classen von

---

[17]) In England hat die Staatsverfassung eine eigene Bildung der höhern Stände erzeugt, die in keinem andern Volke auf gleiche Art Statt findet. Die öffentliche Verhandlung der National-Angelegenheiten unterhält dort eine beständige Aufmerksamkeit auf die wichtigsten Angelegenheiten des Staats. Durch die Zeitungsnachrichten darüber nimmt jeder Antheil an den Arbeiten der ersten Männer und vorzüglichsten Köpfe der Nation. — Rehberg über die Staats-Verwaltung deutscher Länder und der Dienerschaft.

Lehrlingen Noth thut? — Sind wir nicht noch ganz uneinig über die Gegenstände des Unterrichts wie über die Methode? — [18]) Selbst die, welche sich vereinigt haben darüber, daß das wahre Ideal der Bildung eine harmonische Bildung der individuellen Anlagen fordert, empfehlen doch sehr verschiedene Wege. Konnten doch so viele unserer Unterrichts-Theoretiker in ihren Theorien das ganze schöne Geschlecht völlig vergessen. — [19])

Systeme, gegen die Kopf und Herz im gleichen Grade sich empörten, und die allerverschiedensten Systeme erschienen aus unsern Studierstuben, kamen und

---

[18]) Man denke nur, wie viel Methodenmeister allerlei Art seit Basedow's Zeit und noch vorher unter uns aufgestanden, die der allgemeine Ruf für die wahren Messiasse und Heilande unserer Kinder erklärte. Aber leider haben wir noch nicht gesehen, daß die Letztern in das gelobte Land der Weisheit und Tugend leichter und sicherer eingegangen als in der vorigen Zeit. Selbst in unsern Tagen ist ja das Streben des Pestalozzianismus kein anderes, als jenes uralte Räthsel der echten Menschenbildung zu lösen; und so glauben auch die Völker, Fürsten und ihre Räthe, daß diese Lehrform nur allein das Alexander-Schwert sey, womit man die Frage: wie die Jugend am besten erzogen, gebildet und für's menschliche Leben brauchbar gemacht werden kann, — wie einen gordischen Knoten lösen könne. —

[19]) Vergessen hat man nie das weibliche und schöne Geschlecht auch in dieser Hinsicht. — Schon im Jahre 1681 schrieb der Erzbischof Fenelon ein besonderes Werk: über die Erziehung der Töchter, wo er unter andern auch will, daß man den Töchtern einen gründlichen und von allem Aberglauben

verschwanden wieder. Erziehungs-Methode wie Unterrichts-Methode, die eine oft geradezu der andern entgegengesetzt, wurden von Pädagogen und Politikern gleich eifrig empfohlen, auch gleich eifrig verdammt. Es war ein beständiger Wechsel fast von der Schnelle, wie im Reiche der Moden. Was hätte wohl werden müssen, wäre jedes dieser Systeme und jede dieser Methoden von oben herab eingeführt worden! Was hätten wir schon allein durch jene gänzliche Einförmigkeit aller Individuen einbüßen müssen, welche so viele Pädagogen zu erzwingen strebten! — [20])

---

gereinigten Religions-Unterricht geben soll. Romanenlectüre verbietet er schlechterdings! Jetzt haben wir ja Töchter- und Mädchenschulen überall und genug. Uebersehen wir es nur nicht, daß die Töchter eine zarte Pflanze im heimischen Boden bleiben müssen, und das älterliche Haus ihre Welt seyn und bleiben soll. —

20) Prof. Krug in seiner Schrift: „der Staat und die Schule" meint, der Staat müsse sich gegen die pädagogischen Methoden eben so verhalten wie gegen die medicinischen. Er soll sich für keine ausschließlich erklären, keine vor der andern durch positive Vorschriften begünstigen, sondern lassen handeln die Erzieher wie die Aerzte nach ihrem besten Wissen und Gewissen, wie er es ja auch in Ansehung der häuslichen Erziehung, und zwar von Rechts wegen thut. — Der Staat würde auch der wohlthätigen Absicht der Natur entgegenwirken, wenn er für die eine oder die andere Methode durchaus Partei nehmen und nach ihr das ganze öffentliche Erziehungswesen gleichsam über einen Leisten schlagen wollte. —

Uebrigens möchte Paul Richter wohl nicht ganz unrecht haben, wenn er sagt: „Wir erziehen jetzt

Der Staat soll die oberste Aufsicht selbst über die häusliche Erziehung führen; er soll untersuchen, ob die Aeltern die Kinder erziehen wollen und können; wobei denn Prüfungen der Aeltern wie der Kinder und der Gehülfen der Aeltern anzustellen sind; er soll, wo es am Wollen oder Können fehlt, die Kinder selbst erziehen; er soll nicht erlauben, daß Privatpersonen aus eigenem Triebe öffentliche Erziehungs-Anstalten für Kinder anlegen, deren Aeltern die Erziehung selbst nicht übernehmen können oder wollen, weil da oft nur Ei-

---

Cyropädien, aber keinen Cyrus." Statt der kräftigen Menschen, die uns die Erziehung geben soll, die fest und unerschütterlich dastehen sollen, im Vertrauen auf Gott, sich selbst und die Menschheit; statt dieser erziehen wir blos weise Erziehungs-Lehren und Methoden, die sich grund- und ordnungslos bis zum Himmel erheben, um wieder auf die Erde herabzusinken. Wo das Wort zu laut ist, da ist gemeinhin die That eitel, denn diese schreitet ruhig und ernst einher. — Als Agesilaus gefragt wurde, was Kinder eigentlich lernen sollten, antwortete er: „Was sie einst brauchen, wenn sie einst Männer geworden." Sehr klar und einfach liegt in dieser kurzen Antwort die ganze Kunst der Pädagogik und der Erziehungs-Methoden. Jeder Mensch soll befähiget werden zu seinem künftigen freien und fruchtbaren Gebrauch im bürgerlichen Leben. — Sonderbar bleibt's nun aber doch gewiß, in keinem Zeitalter als im unsrigen sind mehr Theorien und Methoden zu Tage gefördert worden, wie der Mensch erzogen, gebildet werden soll; und doch ist nicht der Kern und die Fülle von großen Menschen hervorgebracht, welche wir in den vorigen Zeiten finden. Das Alterthum konnte überall Heroen aufweisen; jetzt dreht sich Alles nur um einige einzelne Sonnen herum. —

gennutz im Spiel ist, und an solchen Anstalten nur die Vermögendern theilnehmen können; nur nach den strengsten Prüfungen soll die Anlage solcher Institute erlaubt seyn, und nur so lange sollen sie geduldet werden, als sie ihrem Endzwecke entsprechen. [21])

Wird da nicht der Regierung eine Last zugewälzt, die keine Regierung zu tragen im Stande ist? Reichte auch der Fonds hin — der doch unermeßlich seyn müßte — wo finden wir die Menschen, durch die der Staat betreiben lassen könnte, was er hier zu betreiben hat? Und wo ist das Volk von Marionetten, das hier vorausgesetzt wird? — Söhne und Töchter leben bis zum reifern Alter in England in getrennten Cir-

---

[21]) Luden in seinem Handbuche der Staatsweisheit will von gar keinen Privaterziehungs-Anstalten etwas wissen, wenn er sagt: „Privaterziehung muß niemals Bedürfniß seyn, dafür hat die Regierung zu sorgen. Was den Menschen nöthig für ein menschliches Leben, das muß ein jeder Bürger in den öffentlichen Anstalten finden können. Wer nun mehrere oder bestimmtere Kenntnisse für seine Kinder will? — Gut! aber niemals sollte erlaubt seyn, daß die Erziehung privatim, wie man es zu nennen pflegt, vollendet werde. Himmel! was ist das meistens für eine Erziehung? Ein steifer, bequemer, ungesunder Hofmeister, der vielleicht seine Dogmatik weiß und die Grammatik versteht, im Uebrigen aber die ganze Erziehung als ein Mittel ansieht, die trübselige Zeit von der Universität bis zur Pfarre hinzubringen! Eine ausländische, leichtfertige Gouvernante, die nichts empfiehlt als eine geläufige Zunge. Aber was hat das auch für deutsche Männer und Frauen gegeben? Und nun gar die galanten Töchterschulen?“ —

keln. In Frankreich erziehen die Mütter Söhne wie Töchter, und der Jüngling hat gemeinhin mehr unter Weibern gelebt als unter Männern. Der Einfluß jeder dieser Erziehungsarten ist so tief eingreifend als mannichfaltig. Welche menschliche Macht könnte aber in Frankreich einführen, was in England ist, und hier, was dort ist? — [22])

Luden will, die Regierung soll den wissenschaftlichen Gang lenken. [23]) Sie soll verhindernd eintreten, damit nicht Ruchlosigkeit, Verwirrung oder Unverstand ihr freches, verkehrtes und verderbliches Spiel treiben.

---

[22]) Göde's Reisen 1. Theil.

[23]) Nach seiner Meinung sollte wenigstens im Allgemeinen ein Plan entworfen werden, welchen die Studirenden auf Gymnasien und Universitäten zu befolgen hätten; jedoch so, daß die Freiheit in der eigenen Wahl nicht beschränkt schiene. Glaube keiner, daß durch einen solchen Studienentwurf die Freiheit der Jünglinge gehemmt werden dürfte! So wie die Sachen dermalen stehen, ist es ein wahrer Jammer mit dieser Freiheit; sie ist den Studirenden die größte Last. Sie kommen meist mit dem besten Willen, aber ohne zu wissen, wo sie denselben anbringen sollen. Blind umhertappend fallen sie auf jenes oder dieses ohne Consequenz und Ordnung. Was ein Bekannter gehört, hören auch sie. Manche fangen gerade mit dem an, womit sie hätten schließen sollen, durch einen Landsmann oder Freund verleitet. Dieser und jener fragt wohl einen Professor; aber damit ist ihm oft schlecht geholfen. — Die Verlassenheit manches Jünglings ist wirklich zu beklagen; und wenn nicht der menschliche Geist gar sehr viele Püffe und Stöße vertragen könnte, so möchten sich wunderliche Erscheinungen darbieten.

Dagegen soll aber denen, die das diesem Spiele entgegensetzte Spiel treiben, Erleichterung mit Freigebigkeit gewährt werden.

Zum Lenken gehört, daß man kenne, was gelenkt werden soll. Wer aber bestimmt uns den gegenwärtigen Zustand nicht nur der intensiven, sondern auch der extensiven Cultur eines Volks? — Wüßten wir auch diesen Zustand ganz genau, wer wagt es anzugeben, was alles jetzt mit einander vereinigt und gegen einander wirket? — [24])

Sind wir doch unfähig, auch wenn wir Jahre lang dem Spiele von Ursachen zugeschauet haben, selbst wenn Ursache und Wirkung vor uns liegen, bestimmte Angaben aufzustellen. — Wir wissen wohl, daß die wolfenbüttelschen Fragmente den theologischen Untersuchungen eine andere Richtung gaben, daß sie gewaltig wirkten; aber wie groß war diese Wirkung? — Die Art unserer neuern Cultur und die französische Revolution, begrüßt in ihren goldenen Tagen von Klopstock und Dichtern aller Zungen, verminderte die Lectüre der Dichter; wie viel nun haben wir von jener

---

[24]) In träumerischen Ansichten von dem Fortschreiten der Menschheit, von Kosmopolisterei verloren sich Manche, und Mangel an Menschenkenntniß zeigte sich besonders in Behandlung der Bildung der untern Stände. Nicht allein eine unzweckmäßige Extension der Cultur, sondern eine Ueberverfeinerung überhaupt ward hier nicht nur von der Geistlichkeit, sondern eben so sehr von geblendeten Geschäftsmännern begünstiget. —

Brandes über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeistes. 2. Theil.

Verminderung unserer Cultur, wie viel der Revolution zuzueignen? —

Das Studium der Mathematik weckt und bildet den Scharfsinn, gewöhnt an Ordnung und Deutlichkeit, verleihet einen beharrlichen Muth, Alles zu untersuchen und ins Licht zu setzen. Das Studium hat hier zugenommen und dort abgenommen; wie groß ist nun der Gewinn in dem einen Falle, und der Verlust in dem andern? — Der schlaue Menschenkenner Zinzendorf flocht zur wechselseitigen Unterstützung sinnliche Liebe in geistliche Andacht, und sinnliche Andacht in die geistige Liebe. Wieviel hat diese Verflechtung gewirkt?

Ist es denn so gar leicht zu erkennen, was Ruchlosigkeit, Verwirrung und Unverstand ist, und nicht ist? was zum Himmel, und was zur Hölle führt? Wie lange sah man die Sophisten durchgängig als eine ganz verächtliche Art von Menschen an! Wie lange und allgemein wurden ihre großen Verdienste um Cultur und Philosophie ganz übersehen! — Wußte es doch Luther selbst nicht, als er seine Theses an die Schloßkirche zu Wittenberg nagelte, was er da anschlug. Und wie stand es, als der große Mann in der Hitze des Streits den Primas des Papstes angriff, auf Seiten des großen Mannes selbst, wie auf Seiten seines Publicums, bei seinen Feinden, wie bei seinen Freunden? —

Sind wir auch einverstanden über Gegenstände des Unterrichts wie über Methode, es muß doch immer das erste Geschäft seyn Erforschung der auszubildenden Fähigkeiten. — [25]) Gerade aber diese

---

[25]) Was der Mensch eigentlich werden soll, das liegt

Untersuchung gehört zu den allerschwersten und mißlichsten; und nimmt man höchst seltene, gar nicht in Frage kommende Fälle aus, so kömmt der Bildner oder Erzieher, oder Lehrer mit jener Untersuchung dann erst ins Reine, wenn es schon zu spät ist. — Was wirkten alle Giftbecher und alle Scheiterhaufen in der alten und neuen Welt? Was halfen alle Maßregeln, die man in Athen gegen die Sophisten ergriff? Wurde der Geist der heimlichsten, ränkevollsten Intrigue, der mit dem Illuminatenorden sich verbreitete, zerstört durch die Zerstörung des Ordens?

---

in seiner Natur; dies muß man, so viel es seyn kann, erforschen, lebendig machen, nähren und pflegen. Mehr kann der Mensch als Menschenlehrer nicht thun. — Erziehung ist ja nur bloße Entwickelung der Naturkräfte und der natürlichen Fähigkeiten. Sie schafft nicht den Stoff, sondern nur die Form. Jeder Bildhauer muß genau das Holz kennen, welches er bearbeiten will, nach dessen Eigenschaften muß er sich richten, gegen dessen Natur darf und kann er auch nicht handeln. — Da diese Regel unsere neuen Pädagogen nicht immer beobachtet haben, so sind sie auch eben nur gar zu oft zu solchen künstlichen, naturwidrigen Mitteln geschritten, die eine äußerst nachtheilige Accelerations-Methode hervorgebracht haben; die aber mit dem Stiche des Wurms zu vergleichen ist, der die Zeitigung des Apfels zwar beschleuniget, aber auch die volle Entwickelung hemmt und das frühe Abfallen herbeiführt. Der Natur in ihrer Evolution vorgreifen ist überall gefährlich, und die Verwegenheit bleibt auch hier nicht unbestraft. Freilich kann man durch künstliche Mittel die Geistesentwickelung beschleunigen, aber dem Erkünstelten gebricht stets ein Theil der innern Kraft, die blos in der natürlichen Entwickelung reift. —

Man versuche es doch einmal, in bestimmten Fällen bestimmt anzugeben, was geschehen müsse! Wie hätte man den unseligen Wirkungen von Josephs II. Reformen entgegenarbeiten sollen? — Was konnte man thun, um das Uebel zu mildern und das Gute zu fördern, welches beides aus der durch Kant's Kritik der reinen Vernunft wieder erweckten großen Neigung der Deutschen zur abstracten Philosophie hervorging? —

Der unbändige Dünkel, das Kind der Studirstube, glaubte ganz sicher zu gehn, empfehle er den Herrschern, oder mache er es den Herrschern zur Pflicht, bei Treibung des hochheiligen Werks des Raths ihrer Weisen sich zu bedienen. Auf welche schreckliche Abwege aber die führen können, davon hat Herr Luden den neuesten Beweis gegeben. [26]) Die Herrscher sollen nach seinem Rathe mehr auf Bürgerthum und Bürgerlichkeit hinarbeiten, als auf Menschenthum und Menschlichkeit. — Auf Kosten dieser sollen jene gepflegt und befestiget werden. — Das ist ein Rath ungefähr wie jener, welcher einst so Vielen gegeben, und von so Vielen befolgt wurde, wie der Rath: „Um der beste Bürger im Himmel zu werden, müsse man der nichtswürdigste Bürger hier auf Erden werden." —

Hätte der aufgeklärteste und beste Herrscher durch Vorschriften und Bestimmungen, durch alles Lenken

---

[26]) Die Unterrichtsanstalt, die blos auf körperliche Brauchbarkeit hinarbeitet, handelt auch blos nach den Zeitumständen; wird zwar Menschen bilden, die weltklug handeln, aber auch dann nur für's allgemeine Wohl thätig sind, wenn sie auf ihr Privatwohl mit Sicherheit rechnen können.

und Leiten die Eroberungen auf dem Gebiete der Wahrheit bewirken können, zu denen Friedrichs des Einzigen ruhiges Zuschauen verhalf? Welche Vortheile verdanken wir den Irrthümern und Leidenschaften der Bewohner der Paläste! —

Wo lebte das Volk, ausgezeichnet durch extensive wie intensive Cultur und Humanität, das nicht einen Theil, meist einen recht großen Theil seiner Veredlung, Verfolgungen verdankte? Wären alle Herrscher gewesen, wie unsere Philosophen und Politiker sie auswählen, und hätten sie alle es getrieben, wie die kurzsichtige Schulweisheit es verlangt, so läge noch manches Goldkorn unter dem Schutthaufen, und viele jener edeln und großen Thaten wären nicht geschehen, welche Zeitalter und Nachwelt zur Nachahmung und Huldigung aufrufen und aufrufen werden, so lange menschliche Menschen die Erde bewohnen. —

Schluß-Anmerkung.

Vorstehendes in Beziehung auf den Gang der Aufklärung im Allgemeinen, auf die verschiedenen Ansichten hierüber, und auf die eben so mannichfaltigen Forderungen in dieser Hinsicht führt noch auf einige andere Nebenbetrachtungen. — Cultur, Aufklärung ist eigentlich Uebergang aus dem mehr sinnlichen, thierischen Zustande in enger verschlungene Verbindungen des gesellschaftlichen Lebens. Der ganz sinnliche, folglich ganz thierische Zustand, der wahre Stand der Natur ist Abwesenheit aller Cultur. — Cultur wird durch Volksmenge in einem eingeschränkten Raume bewirkt. Da diese weder zu allen Zeiten noch in allen Erdtheilen gleich ist und gleich seyn kann, so sind die Grade der Cultur auch so sehr verschieden und werden es immer bleiben.

Volksmenge in einem eingeschränkten Raume be-

schleunigt auch und erhöhet Cultur; sie setzt alle Geistes- und Leibeskräfte in stärkere Bewegung. Wir sehen dies in volkreichen Städten. Daher wurde auch Bevölkerung die Lieblingsidee unserer Finanziers. Bis auf einen gewissen Punct konnten sie auch Recht haben. Aber kann nicht auch selbst Volksmenge, und durch diese Cultur übertrieben werden? — Die Geschichte zeigt uns auch davon Beispiele. — Zu viele Menschen in einem engen Raum schleifen sich zu sehr ab. Die Nähe erweckt bei der herrschenden, natürlichen Sinnlichkeit Begierden, und die Leichtigkeit sie bei einer gar zu großen Nähe zu befriedigen erzeugt leicht eine Art von Ueppigkeit, verbunden mit Zügellosigkeit der Sitten, und diese entnervt.

Mit der männlichen Stärke des Körpers geht auch alle Kraft des Geistes verloren; an die Stelle dieser tritt das Verlangen zu schimmern, der Hang zu gefallen; und verbreitet sich dies von den obern Classen nach und nach auch zu den untern, so ist der Verfall des Staats nicht mehr fern. Dies beweise Asien, Griechenland, Rom und andere Staaten, welche durch den ganzen Kreislauf der Cultur gegangen sind. —

Ewig wahr bleibt's doch einmal: Der Mensch ist halb Körper, halb Geist. Beide müssen in gleichem Grade ausgebildet werden. Ganz Körper ist Wildheit und Rohheit; ganz Geist seyn zu wollen, ist zu reichliche, übertriebene Cultur. Die gar zu weit getriebene Verfeinerung des Menschen äußert immer die nachtheilichsten Folgen. Ein zu zartes Gewebe zerreißt, wenn der Wind hineinbläst. Die physische Ausbildung des Menschen muß gegen die geistige nicht kraftlos seyn; diese hat, und wenn wir auch darunter blos reine, echte Cultur des Geistes verstehen, über jene das Uebergewicht.

Es gibt also nur einen Grad der Cultur, welcher der einzig wahre ist, und der nie bei der Bildung des Volks überschritten werden sollte. Man kann ihn eigentlich die männliche Cultur nennen, wo Geist und Körper in dem gehörigen Verhältnisse gegen einander stehen.

Der schöne Zeitpunct aller Staaten fällt meistens in die Zeiten der männlichen Cultur. Ein Schritt darüber ist Verderben. —

In unsern Tagen hören wir auch keine Bemerkung häufiger als die: — Soll eine bessere Menschheit aufblühen, so muß die ganze Cultur, Bildung, mit einem Worte, ihre Erziehung muß verbessert werden. Aber die wichtigste Frage dabei bleibt die: — Wie? Um diesen Knoten zu lösen, kann man alles durchlaufen, was von Rousseau her bis auf alle unsere heutigen pädagogischen Verbesserungspläne an's Tageslicht gefördert worden, und wir werden doch nicht viel klüger. Die ganze Cultur, Bildung und Erziehung des Menschen besteht doch lediglich nur in der harmonischen Entwickelung aller seiner Kräfte, seiner physischen sowohl als seiner geistigen; und dabei vergesse man nie, daß man nicht in den Menschen bringen kann, was nicht als Keim in ihm liegt. — Soll überhaupt Menschenbildung und jede Art derselben unsern Wünschen und Forderungen entsprechen, so muß sie dahin zwecken, den Menschen im Menschen zu bilden. Von diesem Gesichtspuncte muß auch alle Volksbildung ausgehn, wenn aus dem Saatengrunde des menschlichen Herzens schöne Früchte reifen sollen. Der Mensch muß dabei als empfindendes und denkendes Wesen behandelt werden; und in der Hinsicht hat alle Volksbildung vorzüglich mit der Ausführung folgender drei Hauptideen zu thun.

Erstens: Die körperliche Ausbildung muß durchaus nicht der geistigen, wissenschaftlichen nachstehen; jene muß vorausgehen. Spartanische Strenge und Abhärtung muß sich in attische Feinheit und römische Urbanität auflösen. —

Zweitens: Im Menschen muß die Thierheit durch die religiöse, moralische Bildung erstickt werden. Entschieden ist es doch wohl, daß die innere Würde und Größe eines Staats nur in dem Grade dankbar angenommen werden kann, in welchem die Sittlichkeit eines Volks in sich selbst begründet ist. — Und endlich ist

Drittens: Die Ausbildung aller geistigen Kräfte das Hauptresultat aller Menschencultur; sie krönt die ganze Erziehungskunst. — Nicht das Herz des Menschen allein, sondern auch sein Geist muß eine Richtung bekommen, die nach dem Höhern und Bessern führt. —

Wird die geistige Kraft des Volks vermehrt, so wächst auch das Mittel zu seinem Auskommen. Die Quellen der öffentlichen Wohlhabenheit sind nicht allein der fette Boden und die zur Arbeit willige Menschenhand, sondern die geistige, moralische Cultur des Volks, also die Erweckung geistiger Anlagen im Volke und in allen Classen desselben, mit einem Worte die freigelassene Wirksamkeit ihrer Talente. —

Aber ein schweres Unternehmen ist es von jeher gewesen und wird es auch bleiben, die Cultur der Völker, besonders die Bewohner eines großen Staates von verschiedenem Ursprung und Charakter so zu leiten, daß sie harmonisch fortschreitet. Nirgends sind Mißgriffe so gefährlich, kein Werk geht langsamer vor sich, keins wird leichter erschüttert, keins kennt so viel unvorhergesehene Schwierigkeiten als dieses, weil es hiebei weniger auf positive Anordnungen und Anstalten als auf den Geist ankommt, der sie belebt. Wir haben, wie bekannt, Erziehungs-Institute aller Art, philanthropinische, pestalozzische, philosophische, militairische, und eben so vielerlei Systeme. Alle mögen manch Gutes und Wahres enthalten, aber meistens haben sie alle den Fehler der Einseitigkeit.

Ihre Erfinder haben gewisse Lieblingsideen zur Grundlage aufgestellt, als Grundlage der Erziehung des ganzen Menschengeschlechts; aber schwerlich wird hieraus wahre Bildung und Glückseligkeit der Völker hervorgehen. — Diese gedeiht allein durch den Geist des Guten, Wahren und Großen, und dieser Geist muß sich überall harmonisch rein von oben herab in allen Grundsätzen, Methoden, Anstalten und Handlungen aussprechen.

Dieser Geist ist auch hier wie überall das Höchste. Alle übrige Anstalten, Methoden und Formen des Un-

terrichts, obzwar nicht unwichtig, sind diesem untergeordnet. — Wo Gerechtigkeit, Weisheit, Mäßigung und Kraft der öffentliche Charakter einer Staats-Verwaltung ist, da schreitet auch selbst bei mangelhaften Methoden die Volksbildung gleichmäßig fort. Aber dagegen kann auch ein einziges öffentliches schädliches Beispiel, eine einzige freche Sittenlosigkeit, eine einzige Ungerechtigkeit der Cultur und Moralität mehr entziehen als jahrelange Bildung. —

XV.

Beurtheilung einiger Ausſprüche und Anſichten Montaigne's über Volksgehorſam.

Allen Königen, ohne Unterschied, sind wir Unterthänigkeit und Gehorsam schuldig, denn beides hat Beziehung auf ihr Amt; Hochachtung und Zuneigung aber ist ein Tribut, den wir nur ihren Tugenden zu zahlen haben. Der bürgerlichen Ordnung wegen laßt sie uns geduldig ertragen, wenn sie es auch nicht immer verdienen, daß wir ihre Untugenden zudecken, oder durch unser Lob ihre unbedeutenden Handlungen erheben, mittlerweile ihr öffentliches Ansehen unserer Unterstützung bedarf. Wahr bleibt es aber auch, was Titus Livius schon zu seiner Zeit sagte: „Die Sprache der Menschen, welche Hofbrot essen, ist stets voll eitler Prahlerei und falschen Zeugnisses, da jeder ohne Unterschied seinen König zur höchsten Linie der Tapferkeit und Fürstengröße emporhebt.“ —

Ein Haufe aufgebrachten Volks ist wie ein Ungeheuer zu betrachten, von dem, wenn es einmal im Toben ist, nichts weniger zu hoffen bleibt, als es durch Menschlichkeit und Sanftmuth zu bändigen; nur durch Furcht und Drohen läßt es sich in seinen Schranken halten. —

Glücklich ist das Volk, welches das Gebotene thut, ohne sich weiter um die Ursache den Kopf zu zerbrechen, und welches sich eben so willig fort-

wälzen läßt, als ſich die Sterne am Himmel fortwälzen. Kein rein und ſtillergebener Gehorſam iſt in dem, der über Befehle grübelt und ſie tadelt. —

So weit der alte, ſcharfſinnige Montaigne; aber ſeine Anſichten geben zugleich Stoff zum weitern Nachdenken und zu mancher gewiß nicht überflüſſigen Erörterung.

Sehr wahr iſt das, was über Fürſtenſchmeichelei geäußert und ſchon durch Livius gehaltvolle Worte belegt wird. — Einer der alten preußiſchen Ordens-Hochmeiſter ſagte auch: „ein Fürſtenſchmeichler ſey ärger wie ein Rabe, der nun den Todten die Augen aushacke; dieſer thue es den Lebenden.“ Wer Gelegenheit hat, dieſe Menſchenclaſſe kennen zu lernen, wird finden, daß es in ihrer Mitte auffallend freche Buben gibt, die auf die ſtrafbarſte Weiſe den Thron uſurpiren; ſie ſind im eigentlichſten Verſtande die Palliſaden um den Fürſten, die jedem andern ehrlichen Manne den Zugang zum Throne verſperren und höchſtens nur dieſe oder jene ihrer Creaturen einmal durchſchlüpfen laſſen. Der beſte Fürſt wird durch dieſe Menſchengattung verdorben; und wer wird es nicht überhaupt gern zugeben, daß die Fürſten gewöhnlich viel beſſer ſind als ihre Höflinge? Manche gehen durch dieſe unter, die ſich ohne ſie ſicher würden gerettet haben. — Ein aufgebrachtes Volk iſt allerdings ein Ungeheuer; es überſchreitet jede Schranke — nihil in vulgo modicum tenent, ni paveant. Tacit. — Luther pflegte auch zu ſagen: „Man muß dem Pöbel nicht zu viel pfeifen, er tollet ſonſt gern.“ Aber das Volk tobt auch nur darum, weil es blind handelt.

Mit dem einzelnen Menschen ist es eben so, er wird gewöhnlich nur dann wüthend, wenn er blind ist; sobald er sehen und richtig sehen lernt, handelt er vernünftig. Der Mensch bäumt sich fürchterlich auf, wenn man ihn zwingen will, auf allen Vieren zu gehen wie ein Vieh, und jede Regierung, die dahin strebt, das Volk in der Finsterniß zu erhalten, zeigt schon dadurch ihre despotische Tendenz. Man glaubt die Menschen wie die Fische nur bei Nacht ins Netz bringen zu können. Ohne Obscurantismus ist Despotismus inconsequent. „L'extrème obeissance, sagt Montesquieu,*) suppose de l'ignorance dans celui qui obéit; elle en suppose même dans celui qui commande: il n'a point à déliberer, à douter, ni à raisonner; il n'a qu'à vouloir. — L'éducation y est donc en quelque façon nulle. Il faut ôter tout, afin de donner quelque chose; et commencer par faire un mauvais sujet, pour faire un bon esclave.“ — In jedem Menschen liegen gewisse natürliche Kräfte oder Anlagen zu Kräften; unentwickelt und ungeübt werden sie nie zu Kräften werden. Kaum kömmt der Mensch zum Bewußtseyn, daß sie in ihm liegen; nur erst durch den Gebrauch lernt er sie kennen; und doch wird er nur durch ihren Gebrauch und die Möglichkeit sie anzuwenden zu einem Wesen, das den hohen, ehrwürdigen Titel: Mensch verdient. Er hat physische, intellectuelle, religiöse und sittliche Anlagen, das heißt, er ist fähig mancherlei durch seine körperliche Kraft zu Stande zu bringen, durch seine geistige Kraft fähig zu prüfen, zu unterscheiden, zu vergleichen, zu schließen; in ihm liegt ein unentwickeltes Gefühl von dem Unter-

*) Esprit des Lois L. IV.

ſchied zwiſchen Recht und Unrecht, und er ahnet ein Verhältniß zwiſchen ſich und einem höheren Weſen, dem er und Alles ſein Daſeyn und ſeine Erhaltung verdankt. Alle dieſe Kräfte müſſen in ihm aufgeregt, entwickelt und geübt, aber auch möglich muß es gemacht werden dem Menſchen, ſie fortzuüben; keine Linie muß ihm dabei vorgezeichnet werden, wie weit er ſich nur bewegen ſoll. Nicht ſtehen ſoll der Menſch, dies iſt nur des Thieres Beſtimmung. Vorwärts ſchreiten ſoll durchaus der Menſch, das iſt ſein Beruf. Er muß ringen nach dem Lichte, was ihn der Gottheit näher bringt, und das iſt das Licht der Wahrheit. —

Wollt ihr alſo, daß der einzelne Menſch und das Volk nicht ſolch' ein Ungeheuer ſey und bleibe, das Schrecken und Furcht erregt, ſo arbeitet nur immer mehr daran, daß es weniger an thieriſche Rohheit grenzet. Immer mehr wird es dann jenes heilige Wehen in ſeinem Innern fühlen, das ihm ſagt: Du biſt nicht Thier, du ſollſt nicht alles thun, wozu dich deine Triebe leiten, und der Sturm der Leidenſchaft dich auffordert. Der Menſch ſucht allerdings Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe, aber fragen ſoll er auch nach dem rechten Wege, auf dem er ſie finden kann. —

Eine traurige Erfahrung iſt es zwar, die uns die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes aufſtellt, daß je rühmlicher die Anſtrengungen der Freunde des Lichtes ſind, Helle zu verbreiten, ſich um ſo mehr der ewige Feind des Lichtes auch ſelbſt noch in unſern Tagen regt, um durch Finſterniß, Aberglauben und Schwärmerei Wolken und Nebel herbeizuführen, die den ganz hellen Tag verdunkeln ſollen.

Aber vergebens werden die Eulen die Morgenröthe ankrechzen und die Finſterlinge gegen den mächtigen

Geist predigen, der einmal über den Wässern des alten Chaos wehet. Der Tag mit seinem Lichte bricht sich doch die Bahn. —

Welcher Fürst und Regent möchte übrigens auch nicht lieber ein hellsehendes, freies, lebensfrohes Volk beherrschen, als eine argwöhnische, stumme, tückische Sclavenheerde, welche gleich dem Lastthiere nur aus Furcht vor der Peitsche des Treibers, aber nicht aus Liebe zu einem väterlichen Oberhaupte und aus Ehrfurcht vor dem Gesetze gehorcht? — Die Feinde des Lichts meinen nun zwar, es sey gar schwer, ein hellsehendes, ein muthiges Volk im Zaume zu halten, und es regiere sich offenbar leichter über ein zum blinden Gehorsam abgerichtetes Volk. Insofern können sie Recht haben, weil es für die, welche aufs Reiten sich nicht verstehen, es weit leichter ist, auf einem alten abgetriebenen Gaul als auf einem stolzen Pferde zu reiten. —

Nur durch Furcht läßt sich das Volk in seinen Schranken erhalten, meint Montaigne. Mit dieser Meinung können wir eben so wenig einverstanden seyn. Mit Drohen und Furcht kommt man nicht allein durch. Das Gefühl des Widerwillens entflammt sich in den Gemüthern des Volkes immer mehr, wenn es sich immer und blos bedrohet sieht. Wo nicht Liebe mitspricht, da nistet sich der Haß desto tiefer, und werden aufgebrachte Gemüther nur nicht durch starken Widerstand fortwährend erhitzt, da werden sie durch die Zeit und verständige Belehrungen gewiß sicherer besänftiget. Der Geist und Sinn des Volkes wird meistens immer gut seyn; nur muß er gefesselt werden

durch Vertrauen und liebevolle Pflege, durch ein freies Ausleben im Staate und Vaterlande, auch durch solch' eine Verfassung, die dem Volksgeiste behaglich ist. Behaglich ist aber nur das, was nach dem freien, vernünftigen Willen eingerichtet ist. Von jeher war es der größte Fehler der Regierungen und ihrer Minister, das Volk blos als eine träge, starke Masse, als einen Haufen von Ziffern zu betrachten und zu behandeln. — Napoleons Regierungsgeist wirkte in dieser Beziehung auf eine höchst nachtheilige Weise. —

Wie im Leben des Volkes die Flamme eines höhern Lebens und heiliger Begeisterung auflodern kann, das haben die Zeitereignisse der Jahre 1813 — 1815 hinreichend dargethan. Haben wir da nicht den trefflichen guten Geist des deutschen und vorzüglich des preußischen Volkes genügend kennen gelernt? Allen Uebeln unterwarf es sich im Vertrauen auf seine Regierung; Kraft und Willen zeigte es für die große heilige Sache; es hat geduldet, da es nicht mehr handeln konnte; es hat sich aber nicht weggeworfen, ist sich immer selbst treu geblieben und hat seinen Fürsten mit unerschütterlicher Liebe angehangen. Ein solcher Volksgeist will aber auch gepflegt, genährt werden, besonders in Krisen, die zu einem kräftigen politischen Leben, aber eben so auch zur größten Zerstörung leiten können. —

Also, nicht die Früchte der Furcht, wohl aber die der Ehrfurcht und Liebe sollen die Fürsten beim Volke genießen. Ehrfurcht sey es, was das ganze Volk gegen seinen Fürsten im Herzen trage und im Leben beweise; Ehrfurcht, gegründet auf die sittliche Erhabenheit der Person, die über alle gestellt ist, um wie die Sonne des Himmels Licht und Leben überall zu

verbreiten und Allen ein Muster der Gerechtigkeit und Treue vorzuleuchten. Und wie leicht ist es den Fürsten, das Höchste zu erringen, was der sterbliche Mensch erlangen kann, — *) die Verehrung eines ganzen Volks, das mit freudigem Sinn ihm gehorcht und mit Vertrauen zu ihm aufblickt, in dessen Hände sein Wohl und Wehe gelegt ist! Da umstrahlt denn die Fürsten ein ganz anderer Glanz, als den die vergängliche Krone um sie wirft; in viel höherer Würde stehen sie da über dem Volke und mit dem Volke, als wenn sie durch stolze Entfremdung von ihm, blos durch gebieterische Willkür, durch sclavische Furcht Gehorsam erzwingen wollen. Doch diese Zeiten sind vorüber, wo

---

*) Wie entfaltet sich nicht Alles vor ihnen mit halber Mühe? Ihr Standpunct ist so hoch und so bequem zum Ueberschauen. Immer können sie sich mit den Edelsten umgeben, denn sie können prüfen und rufen, und Niemand wird sich leicht weigern zu kommen. Wohlstand um sie her wird ihre höchste Wonne seyn und verspricht auch ihnen wieder bessere Tage, verspricht Freude, Lob und Ehre. Von Allem, was man so gewinnt, empfangen sie die Erstlinge; ihre Milde, ihre Nähe, ihr Gepräng verbreitet Herrlichkeit und Feste, die auf sie wieder reflectiren; und jemehr sie unumschränkt, jemehr sie groß sind, jemehr werden sie so handeln. — Aber dem war nicht so! Es wurde bald ein trauriger Grundsatz bitterer Erfahrung, daß die Gewalt das menschliche Herz verdirbt. — Erhöhung verdirbt die Menschen, sagt der erleuchtete Grieche — Aristotel. Polit. — und es ist nur wenigen Sterblichen gegeben, großes Glück zu ertragen. — Herrschaft reizt zu neuen Begierden. Vetus ac jampridem insita mortalibus potentia cupidoque dominandi omnibus affectibus flagrantior est. Tacit. Annal. 1. 2. — Siehe die Resultate der Sittengeschichte von Bagern IV. 1819.

die Herrſcher die Macht hatten darum, weil ſie ſie hatten, und Alles ſich dem Scepter unterwarf darum, weil Alles mit Furcht und Zittern erfüllt wurde. Aber die Fürſten, ſo können ſie nicht mehr, und ſo wollen ſie auch nicht mehr herrſchen, ſie, die es wohl wiſſen, in welcher Zeit ſie leben und was ſie als die Erſten des Volks ſeyn ſollen. Der äußere Glanz blendet nicht einmal die Menge mehr, wenn nicht auch zugleich der Glanz fürſtlicher Tugenden zur Seite geht; auch ſtehen die Thronen nicht mehr außerhalb dem Volke, ſondern in der Mitte deſſelben, und nicht geſtützt durch Furcht, ſondern durch die Kraft und die Liebe des ganzen Volks. —

Das Volk ſoll das Gebotene, ohne es weiter zu prüfen, ohne darüber zu grübeln, befolgen. —

Der Glaube iſt gar zu papiſtiſch, den Montaigne hier äußert. Wir können ihn nicht unbedingt mit ihm theilen. Inſofern könnte man ſeiner Behauptung wohl Recht geben, wenn mit Gewißheit vorauszuſehen wäre, daß diejenigen, welche gebieten, befehlen und geſetzliche Normen aufſtellen, auch immer das Rechte geböten und das wahre Volkswohl im Auge hätten, und wenn es ſich mit der Würde der Vernunft vertrüge, irgend Etwas zu thun, oder irgend in ein Verhältniß ſich zu fügen, ohne der Gründe oder des Warum? ſich deutlich bewußt zu ſeyn. Hier könnte das Anwendung finden, was Goethe in ſeinem Wilhelm Meiſter ſagt: „So viel ich habe bemerken können, weiß man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen, ſelten aber zu gebieten und zu fördern. Man läßt Alles in der Welt

gehen, bis es schädlich wird, und dann zürnt man und schlägt gewaltsam drein."

Das Verhältniß der Völker zu ihren Regenten hat man häufig mit dem der Aeltern zu ihren Kindern, oder der Zöglinge zu ihren Erziehern verglichen; auch ging man noch weiter und meinte: Völker müßten immer wie Kinder angesehen werden, welche nie mündig würden. Auf diese Meinung scheint sich auch Montaigne's Aeußerung zu stützen; wir können sie aber eben so wenig vertheidigen. Was eine noch rohere Zeit *) geboren hatte, war vielleicht für sie recht ersprießlich. Aber die Zeiten ändern sich, und mit ihnen auch die Gestalt der Dinge. Die jetzige Menschheit ist eine andere als die vor tausend und etlichen hundert Jahren. Die Völker haben sich durch Bildung jeglicher Art der Sclaverei und Unmündigkeit entwunden, sie wollen und sollen auch jetzt als selbständige Wesen in des Schöpfers großer Weltordnung existiren. Wer kann es leugnen, des menschlichen Geschlechts und der Völker Leben hat in der neuen Zeit einen ganz andern, von dem der vorzeitigen Entwickelung sehr verschiedenen Charakter erhalten. Der Blick des Menschen, sein Streben, seine Thätigkeit hat sich mehr vom Sinnlichen auf das Geistige gerichtet. In der Vorzeit fand das Gegentheil Statt! Die Mehrzahl der Menschen und Völker kannte damals kein anderes Ziel ihres Daseyns als Befriedigung ihrer sinnlichen Bedürfnisse. Sie waren nicht fähig, von höheren Ideen geleitet und ergriffen zu werden. Das Sinnliche war ihnen das Wesentlichste, das Höchste. So und in diesem Zustande befanden sich auch allerdings noch die Völker im Stande

*) Montaigne behauptete dies in den Jahren 1530.

der Unmündigkeit. Ganz anders ist dies jetzt, und wundern dürfen wir uns nicht über diese Erscheinung. Der Grund liegt in der Entwickelung der neuen Zeit, die jenes isolirte Dastehen der Völker, ihre Abgeschlossenheit und Getrenntheit von einander aufgehoben, dagegen eine engere Verbindung und allgemeine Verzweigung des Lebens aller Völker des Erdbodens unter einander herbeiführte. Nirgends findet jene strenge Abgeschlossenheit der Völker und Staaten mehr Statt, die wir in der Vorzeit sehen, wo jedes Volk, jeder Staat fern von dem andern blos sich und die Seinen kannte und beachtete. In mehr oder weniger genauer Beziehung und gemeinschaftlicher Verbindung stehen jetzt die Völker mit einander. Was in dem einen Erdtheil als Wahrheit gedacht, erkannt und gefühlt wird, wird auch in einem andern miterkannt und mitgefühlt. Nichts Bedeutendes geht irgendwo vor an dem einen Ende der Erde, in geschichtlicher und politischer Hinsicht, was nicht auch in mannichfaltigen Folgen, Wirkungen und Rückwirkungen auf die andern Erdtheile Einfluß haben sollte. So pflanzt sich schnell und leicht fort das hellere Licht, jede bessere Erkenntniß vom Zweck des menschlichen Daseyns, von Pflicht und Recht. Alles Große, Neue und Wahre muß das Eigenthum Aller werden. So sorgte selbst die Gottheit, daß Menschen und Völker in den Stand männlicher Mündigkeit eintreten. *)

---

*) Vergl. universalhistorische Ueberblicke über das Leben und die Entwickelung der Völker u. s. w. von Stark 1. Theil Jena 1817.

Erwägen wir ferner, Kinder sollen und können nicht ewig Kinder bleiben. Sie werden erzogen, und blos in der Absicht, daß sich das Reinmenschliche, Vernunft und Kraft, sich derselben zu eigener Regierung ihres Lebens zu bedienen, in ihnen entwicklen. Ist dies möglich, wenn man ihnen in der Erziehungsperiode selbst nicht schon den Versuch gestatten will, sich ihres eigenen Lichtes zu bedienen, oder was Eins ist, ihrer Vernunft sich handelnd bewußt zu werden? — Wo kein Raum zur Bewegung, zur Entwickelung ist, wo die natürliche Thätigkeitskraft in physischer und geistiger Hinsicht gehemmt wird, da kann freilich an keine Entwickelung gedacht werden. Das Leben hört da auf Leben zu seyn; aber auch hier wollte es die Gottheit anders. Einen Trieb und Drang legte sie in des Menschen Brust nach Freiheit, der in ihm schon von Anfang seines Lebens an sichtbar wird; noch lebendiger wird dieser Trieb im Jünglinge, vollendeter noch im Manne. Immerfort ringt der Mensch nach diesem Gut, nach der Freiheit, und zwar mit einer Anstrengung, welche die größten Umwälzungen herbeiführen kann; auch wird der Mensch, kennt er einmal dieses Gut, immerfort geregt, es zu erhalten und wieder zu gewinnen, wenn auch Gewalt und Druck es ihm rauben wollten. *) —

Wie könnten wir auch hoffen, daß ein Volk sich seiner höchsten menschlichen Vorrechte, seiner sittlichen

---

*) Zu allen Zeiten, bei allen Völkern, im Alterthum, im Mittelalter und jetzt auch in unsern Zeiten beinahe in allen Welttheilen, in Europa, Asien und America zugleich, ist dies der Fall gewesen.

Freiheit auf eine naturgemäße Weise werde bedienen lernen, wenn man es in so strengen Banden hält, daß ihm jedes Nachdenken über sein Verhältniß als Volk verwehrt oder ganz unmöglich gemacht wird? Beabsichtigte man etwa dabei Bewegungen zu verhüten und den ruhigen Gang der Staatsmaschine durch nichts unterbrechen zu lassen, so würde man nicht bedenken, daß der Mensch von sich selbst nicht scheiden kann. Seiner innersten Natur widerstrebt es, sich geduldig zum blinden Werkzeuge eines fremden Willens erniedrigt zu sehen. Nicht blos Thier ist der Mensch, und es regt sich in ihm etwas Höheres als ein niedriges Begehrungsvermögen, wobei er keiner geselligen Verbindung, keines Staats, auch keines Regenten bedürfte. Und auch selbst dieser, welche Würde könnte er behaupten, blos der Führer mechanischer, gedankenloser Menschen, das Haupt nur aufrechtgehender Menschen zu seyn? Blos der Werth der Beherrschten bestimmt die Würde des Beherrschers. —

Jeder Einzelne im Volke, als Staatsbürger betrachtet, ist also ein freies und vernünftiges Wesen; berufen ist er, in der Gesellschaft in allen in dieser Welt möglichen Verhältnissen sich zur vernünftigen Selbstmacht emporzuarbeiten, immer vernünftiger zu denken und zu handeln. So muß er von seinem Oberhaupte, vom Regenten, so von sich selbst angesehen werden. — Verächtlich in seinen eigenen Augen würde er werden und sich seiner bürgerlichen Existenz unwerth machen, wenn er diese seine Würde verleugnete. Nirgend befugt eine regellose Freiheit zu fordern, muß er sich aber doch sträuben, blos einer fremden Willkür zu dienen und zu gehorchen. Zweck und Be-

stimmung für ihn ist es, in einer geselligen Verfassung zu leben und nach Gesetzen zu handeln. Allein jene wie diese müssen vernünftige Freiheit athmen, müssen die Rechte der Menschheit ehren und der Sittlichkeit dienen.

Aus diesem Gesichtspuncte müssen die Völkerbeherrscher jeden Bürger ihres Staats betrachten. Freilich bleiben noch immer viele Menschen von dem erhabenen Ziele ihrer Bestimmung weit zurück, aber doch muß man ihnen die Fähigkeit zutrauen es zu erreichen, und unverantwortlich bleibt auch der kleinste Versuch jenem ehrwürdigen Zwecke entgegen zu treten. — Verabscheuungswerth bleibt daher auch der Ausspruch, der wohl auch jetzt noch zuweilen selbstsüchtigen Menschen über die Zunge geht, daß ein großer Theil der Menschen zu thierischen Sclaven bestimmt sey. Nur ein Despot im eigentlichsten Sinne unter asiatischen Horden, wo von keinem Volke die Rede seyn kann, der den Haufen Menschen, über welchen er herrscht, in harter Sclaverei hält, wird es wagen den Keim menschlicher Würde zu ersticken; er wird aber auch nicht allein ihr Verderben, sondern sinkt auch selbst zu dem unbeneidenswerthen Stand eines Viehtreibers hinab. Kein Mensch ist an sich zu einem solchen Zustande bestimmt, oder er ist kein Mensch; denn Jeder trägt den Keim der Veredlung in sich, der durch vernünftige Freiheit gedeihen soll. Hier soll der Mensch dem Menschen nicht im Wege stehen, sondern jeder dem andern lassen, was er für sich zu besitzen und zu genießen wünscht. Man wende nicht ein, die thierische Vegetation so vieler Völker sey wohl ein klarer Beweis, wie weit die Menschheit im Ganzen noch zurück ist; des-

wegen soll sie doch nicht auf immer so zurück bleiben. *) —

Fragen wir weiter: Was ist aus den Völkern geworden, welche von jeher wie die Kinder fortwährend von despotischen Regenten behandelt worden, denen jede Möglichkeit entzogen ward, über sich selbst und ihr Verhältniß zur Menschheit, über ihren Zweck im Staate nachzudenken und die Gründe einzusehen, warum sie ihren Regierungen gehorchten? Nichts als Barbaren, die sich zum Theil kaum aus der Thierheit emporarbeiteten; und diese Völker, „welche," wie Montaigne meint, „das Gebotene thun, ohne sich weiter um die Gründe zu kümmern, die dem alten hergebrachten Gange der Dinge sorglos folgen, welche weder vernünfteln noch tadeln" wollen, können wir sie wirklich glücklich nennen? — Verschieden sind freilich die Begriffe und Vorstellungen von Glück. Mancher sucht es in einem Leben, reich an allen Genüssen der rohen und verfeinerten Sinnlichkeit; ein anderer wieder in den höheren Gefühlen der Menschheit, in

---

*) Der Geist des Menschenlebens und dessen Ideen entwickeln sich in den Geschlechtern der Menschen fort und fort im ewigen Wachsen und unvergänglichen Wesen, in immer größerm Umschwung, zu immer größerer Klarheit. Sie selbst freilich entstehen und vergehen, das Geistige aber blühet wahrhaft, ewig und unsterblich fort, zu immer größerer Schönheit, in immer neuen Gestalten; und darin ist kein Kreislauf sichtbar, sondern ein ewiges Fortschreiten und Wachsen der menschlichen Entwickelung. — Starke über Leben und Entwickelung der Völker 1. Thl.

dem Bewußtseyn der Entfaltung und immer steigenden Erhöhung seiner göttlichen Natur; er kann und will nur leben in dem Aether des Lichts und der Freiheit. *)

Der Letztere ist freilich nicht so leicht zufrieden zu stellen als der Erstere; dagegen aber bewirkt auch bei dem Letztern das Wort vernünftige, eindrucksvolle Rede, klare Darstellung überzeugender Gründe mehr als bei Jenem die bindendste Gewalt. —

Wird man denn aber nicht, und zwar mit Grunde befürchten müssen, daß auf die redliche Mitwirkung zur Erreichung des Staatszwecks durch Ausführung der dazu sichernden Anordnungen der Regierung bei dem wohl schwerlich zu rechnen seyn dürfte, der sich's erlaubt, dieselben zu prüfen oder sie wohl gar zu tadeln? Können solchergestalt nicht jeden Augenblick die zweckmäßigsten Anstalten unterbrochen und ganz unwirksam gemacht werden? Wie kann überhaupt der einzelne Staatsbürger klar genug die Gründe übersehen, welche die Regierung bei der Gesetzgebung, bei ihrem ganzen Verfahren bestimmen und leiten? Gesetze im erhabensten Sinne des Worts sind doch nur solche genau bestimmte, klare und unzweideutige Vorschriften,

---

*) Es gibt noch eine Art von Glück, die Glückseligkeit, die der Mensch blos in Idealen sucht, aber gewiß die trüglichste. Das Wesen der Glückseligkeit ist etwas Inneres, von der Außenwelt ganz Unabhängiges. Wer diesen Zustand nicht kennt — es ist der beharrliche frohe Zustand des Gemüths — der wird mit Idealen und ohne Ideale elend und unglücklich bleiben; kein Gott kann ihn dagegen schützen. — Ueberhaupt gehört wohl der Begriff von Glückseligkeit zu jenen, über welche die Welt nie einig werden kann und wird. Kein einziger Mensch wird mit sich selbst auf die Dauer darüber ins Reine kommen. —

wodurch die Regierung allen Staatsbürgern ohne irgend einen parteiischen Unterschied das vorschreibt, welche der Staatszweck durchaus nothwendig macht. Gibt sie nur solche Vorschriften, handelt sie übrigens in Allem consequent und kraftvoll und sich immer eines löblichen Zweckes bewußt, so wird ihr nie der offene Widerstand Einzelner, noch weniger ihr Tadel die mindeste Gefahr bringen. Den Unbesonnenen, die Schranken seiner Pflicht Uebertretenden strafe sie schnell, zeige aber auch zugleich, daß sie nur den kühnen Willen strafe und den Irrthum zu berichtigen bereit sey. Auch wird es schwerlich Jemandem gelingen, etwas rein Unvernünftiges, oder wohl gar etwas nur auf seinen individuellen Vortheil sich Beziehendes als solches zur Sache des Volks zu machen und so eine der Regierung gefährliche Opposition zu bilden. —

Versucht Jemand durch Rede oder Schrift Maßregeln der Regierung in ein nachtheiliges Licht zu stellen, so sprechen diese entweder durch erprobte Nützlichkeit schon für sich selbst, und fruchtlos ist dann alles Tadeln derselben, oder sie sind nur Versuche zu Erreichung eines löblichen Zwecks. In diesem Falle werde der Zweck deutlich ausgesprochen, und nur einem ganz Unbesonnenen wird es einfallen, früher mit seinem Tadel hervorzutreten, als bis die Folgen und Wirkungen der gerügten Maßregeln beobachtet worden. Entsprechen diese der Absicht nicht, dann muß es der Wunsch einer einsichtsvollen Regierung seyn, schnell und auf dem sichersten Wege durch die öffentliche Meinung Kunde zu erhalten. Sie bleibt doch immer nur das einzige, wichtigste Communications-Mittel zwischen Regenten und Volk. Keine Regierung muß gleichgültig gegen sie seyn; ihre Sache ist's, dahin zu streben, die

vorhandene zu benutzen, mit Weisheit zu leiten, und die etwa noch schlummernde mit Vorsicht zu erregen; denn sie ist der Schutzengel der Staatsgewalt und des Volkes gegen alle Ueberschreitungen der rechtlichen Grenzen, der wahre Hebel der Macht des Staats. Alle Unternehmungen werden durch sie erleichtert; im eigentlichsten Verstande öffnet sie dem Herrscher Millionen Augen, die ohne sie geschlossen blieben; sie macht ihn allgegenwärtig. *) —

Es gibt ein gewisses ruhiges, sorgloses Folgen nach dem alten hergebrachten Gange der Dinge, aber nur bei einem solchen Volke kann dies Statt finden, welches sich von den Einwirkungen aller übrigen gänzlich zu isoliren und dem Zeitgeiste, diesem allmächtigen Umwandler aller menschlichen Einrichtungen und Anstalten, zu widerstehen vermöchte; der gebildete Mensch

---

*) Dem Fürsten als dem Bewohner einer schwindelerregenden Höhe öffnet sich zwar eine unendliche Aus- und Uebersicht. Aber er sieht in den tiefen Thälern, Schlünden und Abgründen so wie bei der unendlichen Masse der Gegenstände nichts Einzelnes klar und deutlich. Das Volk als Bewohner der Tiefen erblickt alles in der Nähe, kennt beinahe jeden Strauch, Felsen und Bach, aber ihm mangelt der Ueberblick dieser zahllosen Einzelnheiten. Des Fürsten weite Aussicht ohne des Volks genaue Kenntniß ist daher leer und unbestimmt, des Volks Detailkenntniß ohne des Fürsten Ueberblick unzusammenhängend und zerstückelt. Durch wahre, wechselseitige Mittheilung jener fürstlichen Uebersicht und jener National-Detailkenntniß entsteht allererst der klare Totalüberblick der gesammten Staatsverhältnisse. Gerstäcker System der Staats-Verwaltung und Gesetzgebungs-Politik. 3. Abtheilung. Leipzig 1820.

im Staate hat kein größeres, dringenderes Bedürfniß als frei denken zu können über Gegenſtände, welche die Menſchheit, deren Zweck und Verhältniſſe ſo nahe angehen wie die Staatsverfaſſung, Verwaltung und Geſetzgebung. Hat der Zeitgeiſt einmal dieſes Bedürfniß angeregt, ſo dürfte wohl nichts unzweckmäßiger, auch gefährlicher ſeyn als dieſes auf eine der Würde des Menſchen entgegenſtrebende Art unterdrücken zu wollen. Wer die Freiheit achtet und ehrt, hat von ihr gewiß nie Etwas zu befürchten. — Hat aber Sittenloſigkeit und moraliſches Verderbniß den Menſchen ſelbſt ſchon zum Sclaven gemacht, dann freilich wagt er ſeine Ketten zu brechen, Frechheit mit Freiheit zu verwechſeln; aber auch bewieſen wird dadurch zugleich, daß die Menſchen zum Gebrauche der Freiheit erzogen werden müſſen. —

Uebrigens können wir, inſofern vom Gehorſam die Rede iſt, füglich drei Arten deſſelben annehmen; den blinden ſclaviſchen, den freien oder vernünftigen und den kindlichen, der gewiſſermaßen eine Miſchung von beiden iſt. Blinder Gehorſam zeigt ſich nur da, wo Furcht vor der Gewalt das freie Aufſtreben des Geiſtes verhindert; hier wird der Menſch gezwungen ſich Befehlen zu unterwerfen, die er nicht verſteht, deren Zwecke er auch nicht zu den ſeinigen aus freier Wahl machen kann. Der vernünftige iſt die Folge deutlicher Einſicht der moraliſchen Verpflichtung das Gebotene zu thun, erzeugt durch die Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit des Gebotenen. Der kindliche Gehorſam befolgt auch das, was er ſoll, aber nicht ſowohl aus deutlicher Ueberzeugung von der Vernünftigkeit des Befohlenen, ſondern mehr aus Liebe und Achtung gegen die Perſon des Befehlenden, unter-

stützt durch das Vertrauen zu seiner höhern Einsicht. Der kindliche Gehorsam ist immer mit völliger Hingebung verbunden. Für Völker, welche in der ersten Periode ihrer Entwickelung stehen, ziemt sich dieser wohl, allein durch Gewalt läßt er sich nicht begründen, nur durch diejenigen Mittel läßt er sich gewinnen, wodurch Aeltern die Achtung und Liebe ihrer Kinder erwerben.

Der blinde Gehorsam kann bisweilen und in besondern Verhältnissen für den Augenblick erfordert werden; der Mensch wird alsdann aber auch nur für den Augenblick als Maschine betrachtet. Der Fall kann bei Ausführung mancher Maßregeln eintreten, die Schnelle bedürfen, und Verantwortlichkeit dem Befehlenden obliegt, wie dies z. B. beim Militair nicht selten der Fall ist. Jedoch ist freier Gehorsam auch hier im Ganzen des Verhältnisses dem blinden bei weitem vorzuziehen. Beweise davon finden wir in den Annalen des letzten deutschen Befreiungskrieges. —

XVI.

Einige kritische Bemerkungen über angegebene verschiedene Grundursachen der in den Jahren 1816 und 1817 vorzüglich im südlichen Deutschland entstandenen Brotnoth — und über die zur Verhütung derselben vom Grafen von Soden vorgeschlagenen idealischen Magazinirung.

Der verdiente Herr Dr. Friedrich Benedict Weber, Professor auf der Universität zu Breslau, theilte im Jahre 1819 verschiedene auf ökonomischen Reisen gesammelte Notizen mit, *) die für den Staatswirth sowohl als auch für den gebildeten Landwirth immer sehr interessant bleiben werden. Diesen Notizen sind in einem besondern Anhange einige wichtige Bemerkungen über die Getreidetheuerung des Jahres 1816 und 1817 vorzüglich in den süddeutschen volkreichen Provinzen, so wie auch in der Schweiz beigefügt, die zu manchen andern Reflexionen Veranlassung und Stoff geben. —

Hier kommt es besonders darauf an, die Gründe etwas näher zu beleuchten, in denen jener Zustand gesucht werden kann. Sie sind verschiedener Art.

1) Will man den Grund in dem damaligen wirklichen Mangel an Getreide-Frucht finden.

Dieser hatte vorzüglich wieder seinen Grund in den vorhergegangenen mehr nassen als trocknen Jahren, auch wohl zum Theil in mannichfaltigen Miß-

---

*) Bemerkungen über verschiedene Gegenstände der Landwirthschaft von Dr. und Professor Weber zu Breslau. Leipzig 1819. bei Johann Friedrich Hartknoch. —

griffen bei Anwendung neuer Wirthschafts-Systeme. Der Getreidebau wurde im Verhältniß gegen den Futterbau im Umfange zu sehr beschränkt, der Getreideertrag also vermindert. Auch der Anbau der Handelspflanzen wurde in manchen Gegenden übertrieben.

Jede Systemsucht bleibt gefährlich, vorzüglich aber wohl in und bei der Landwirthschaft, wo alles Wohl und Wehe von der Oertlichkeit abhängt, die nur allein entscheidet. Wir glauben, daß überhaupt, wenn von Anwendung dieses oder jenes Wirthschafts-Systems die Rede ist, folgende allgemeine Grundsätze zu beachten sind: — das System muß dem Getreidebau im Ganzen, vorzüglich der Erzeugung des Wintergetreides, in dem Grade förderlich seyn, daß nie eine Beschränkung oder Verminderung eintrete; — ferner: es muß Vermehrung und Veredelung des Viehstandes begünstigen; — es muß die Düngervermehrung fördern — eben so viel Menschen beschäftigen als vorher geschehen — und endlich: es muß sich für alle Arten des Bodens im Lande passen.

2) In den überhandgenommenen Dismembrationen des Grundeigenthums. — Der Fall soll besonders in den Süd- und Westdeutschen so stark bevölkerten Gegenden eintreten. Es gibt daselbst so wenig große Güter im Verhältniß gegen andere Länder, daß es bei dem fleißigsten, sorgsamsten Feldbaue dennoch nicht möglich wird, bedeutende Getreidevorräthe einzusammeln, die doch sicherer von größern Ackerbesitzungen zu erwarten sind.

Die Folgen einer übermäßigen, gar zu großen Zerstückelung des Grundeigenthums, können freilich nur nachtheilig ausfallen. Das Fortschreiten der Urpro-

duction wird dadurch offenbar gehemmt. Zu ihrem wahren und richtigen Betrieb ist Capital durchaus erforderlich; dieses hat selten der ganz kleine Grundbesitzer, kann es auch nicht so leicht erwerben; durch gar zu kleine Grundbesitzungen werden selbständige Menschen, in armes, luftiges Gesindel verwandelt. — Auch ist der gar zu kleine Ackerbesitzer nur vermögend das zu produciren, was zu seiner eigenen Verzehrung erforderlich ist, kann also keine Vorräthe sammeln, und ist bei dem nächsten widrigen Naturereignisse, so auch durch Unfälle in Kriegeszeiten u. dgl. m. rettungslos verloren. Woher soll also die Consumtion aller übrigen Staatsbürger bestritten werden?

Zu weit gehen aber auch wieder jene politischen Rechnenkünstler, die von einer bestimmten Normalgröße reden und diese angeben wollen. Die Möglichkeit müssen wir schon aus dem Grunde bestreiten, weil sie zu relativ ist. Alles hängt hier von den mannichfaltigsten örtlichen und auch andern Verhältnissen ab.

Wenn also die Theilung und Zerstückelung der Grund- und Bodenbesitzungen, nur nicht ganz rücksichtlos übertrieben wird, wie solches z. B. in vorigen Zeiten in Frankreich geschah, *) wenn man die-

---

*) Arthur Young hat die Nachtheile sehr umständlich nachgewiesen. In Beziehung auf Frankreich setzt er sie lediglich auf Rechnung des kleinen Grund- und Bodenbesitzes; sie treffen aber auch nur jene übermäßigen Zerstückelungen in so kleine Portionen, die nach ihrem Flächeninhalte auch bei dem angestrengtesten Fleiße nicht im Stande waren, eine Familie zu ernähren. Dagegen fand er auch wieder Landstriche kleiner Familien, die sich durch Wohlstand auszeichneten. Ihre Grundstücke enthielten vierzig

diejenige Masse Ackerbesitzungen als Minimum annimmt, welche groß und hinreichend genug ist, einen Grundbesitzer mit seiner Familie und Dienstleuten zu ernähren und vollkommen zu beschäftigen, und bei der Zerstückelung großer Güter die Rücksicht nimmt, daß die einzelnen Acker-Parcelen diese Größe erhalten, so glauben wir, läßt sich der Dismembration bis auf diesen Punct auch nicht so leicht Etwas entgegensetzen.

Besitzer solcher Grundstücke werden gewiß nicht allein in der Production fortschreiten, sondern auch die Summe des reinen National-Einkommens wird steigen; es wird nie an Fruchtvorräthen fehlen. Vergessen wir endlich auch nicht, daß auf einem bis auf diesen Punct getheilten Grundstücke, auf dem bisher vielleicht sonst nur eine einzige Familie im Ueberflusse lebte, dagegen zehn Dienst- und Söldner-Familien in größter Dürftigkeit ihr Leben fristeten, werden alle diese elf Familien im Wohlstande leben können. Der Wohlstand dieser wird für den allgemeinen Wohlstand der Nation gewiß einflußreicher seyn, als der Ueberfluß jener einzigen, neben der zehn andere darben müßten. —

3) Wird die Ursache der Getreidetheuerung in den sehr schlechten, fast grundlosen Wegen und Landstraßen gefunden, vorzüglich im Sächsischen und Thüringschen. Sie hielten damals das Verfahren des Getreides auf, machten es oft ganz unmöglich und vertheuerten es durch die ungeheuer hochsteigenden Frachtkosten. —

---

und mehrere Acker. Jener unbegrenzten Grundzerstückelung und daraus entstandenen unnatürlichen Bevölkerung ist daher auch mit Recht ein Theil des Elendes des damaligen Landmannes in Frankreich zuzuschreiben.

Wer wird es wohl leugnen, daß gute, fahrbare Wege tief ins Nationalwohl eingreifen. Jede Regierung und deren Administration versündigt sich, die sie vernachlässiget. Der Schweiß und das Blut des Unterthans hängt daran.

Wer die Menschheit wirklich liebt, sagt Soden, der befördere vor allem den allgemeinen Menschenverkehr; vorzüglich rücke er die Producenten und Consumenten einander näher. — Die unermeßlichen Vortheile eines guten Straßenbaues, für den phisischen und geistigen Wohlstand des Staatsbürgers, leuchten wohl von allen Seiten in die Augen; eben so sehr auch wieder die Nachtheile des vernachlässigten Wegbaues; sie tödten allen wahren Lebensgenuß. *)

So wie überhaupt die Beförderung des Tausches und der Mittheilung durch gute Landstraßen und brauchbare Canäle in commerzieller Hinsicht gewinnt, so fordert auch die Staats-Nationalwirthschaft insbesondere, die gute Unterhaltung der kleinen Dorfs- und Nebenwege. Sie haben einen entscheidenden Einfluß auf Verminderung des Fruchtmangels in den Städten. Aber leider liegen diese noch fast überall in dem wildesten Zustande.

---

*) In China ist die gute Unterhaltung der Landwege und Canäle den verwaltenden Obrigkeiten zur ersten und wichtigsten Pflicht gemacht; sie sind dem Kaiser, auch dem Gemeinwesen persönlich deshalb verantwortlich. Dies ist auch ohne Zweifel die Ursache, daß China zu einem Grade der Bevölkerung gehiehen, dessen sich kein anderes Land so leicht rühmen kann. Aller Verein ist da leicht, wo man diese Communication nicht entbehrt, mit Leichtigkeit können alle Bedürfnisse befriediget werden. —

4) Findet man die Ursache, und gewiß eine sehr wesentliche, des damaligen Getreidemangels, in dem Sperr-System einzelner Länder gegen einander. —

Durch die gegenseitigen Sperren wurde die Noth immer vergrößert. Man machte auch damals die traurige Bemerkung, daß Oesterreich seine Grenzen gegen Schlesien sperrte, da doch hier Getreide genug war. So sperrte denn nun auch wieder Preußen jure retorsionis gegen Oesterreich, hob aber die ihm nur schädlich werdende Sperre bald wieder auf. —

Die Frage ist gewiß von wichtiger Bedeutung: Woher kommt es, daß beinahe alle europäische Staaten und ihre Regierungen, in Beziehung auf die Nahrungsmittel, in beständiger Angst sind? Daß der kleinste Mißwachs, die kleinste Vertheuerung als eine Landplage erscheint, und daß sogar die Ordnung oft durch wirkliche Unruhen und Aufstände, vom Mangel veranlaßt, gestört wird? —

Keiner andern Ursache kann man diese Erscheinung zuschreiben als dem durchaus falschen Systeme, das man beständig in Ansehung des Kornhandels befolgt hat.

Getreide-Sperren — nur unter gewissen einzelnen ganz außerordentlichen Fällen können sie gerechtfertiget werden — haben von jeher zu den Verkehrtheiten und Auswüchsen des Mercantil-Systems gehört. Dieses unglückliche Prinzip hat immer schon, selbst in den kleinsten Territorial-Staaten Deutschlands Anwendung gefunden. Bei dem geringsten Steigen des Getreidepreises nahm man zur Sperre, als Universalmittel betrachtend, seine Zuflucht, und doch konnte nichts weniger als dieses Mittel zum Zwecke führen.

Können und wollen wir denn nicht glauben, daß die Erde in ihrer Ganz- und Gesammtheit stets so viel erzeugen wird als nöthig ist, um ihre Bevölkerung zu ernähren. Freilich hat sie nicht überall denselben Grad der Fruchtbarkeit; auch sind die Erndten nicht immer gleich ergiebig. Daher kommt es ganz natürlich, daß während gewisse Länder Ueberfluß haben, andere an dem Nothwendigen Mangel leiden. Dagegen bildet wieder der Ueberfluß der gesegneten Länder den Bedarf derer, welche Mangel haben, und diese können ihn doch nur auf dem Wege des Austausches durch den Handel erhalten. Also freier Handel ist und bleibt nur das einzige Mittel und unumgänglich nöthig zur gleichen Vertheilung der Lebensmittel. Wenn wird man endlich diese wichtige Wahrheit erkennen? —

Freier Getreidehandel wird nie Theurung zur Folge haben, sondern Wohlfeilheit; wenigstens wird er nie Preise hervorbringen, die ins Unendliche gehen. Bodencultur so wie das Bedürfniß der Städte haben unter der Folter der Getreidesperre gerade immer die entgegengesetzten Resultate herbeiführend, ungemein gelitten. Mit tausend Beispielen aus der Weltgeschichte kann diese Thatsache belegt werden. Seuchen, Kriege, Niederlagen, sagt Soden sehr wahr, wo sie nur immer das Theater ihrer Trauerspiele aufschlugen, haben der Menschheit nie das Unglück zugefügt, als die despotische Politik der Einschränkung des Getreidehandels. —

5) Ist endlich auch der sogenannte Kornwucher fast allgemein als die furchtbarste Ursache der Theurung in den deutschen Ländern angeklagt worden. Schon viel ist über diesen in der Welt geklagt und geschrieben worden; aber vielleicht nicht ganz mit Recht.

Es gibt einen gewissen kleinen Kornwucher, der

von kleinen Kornauf = und Vorkäufern getrieben wird, der allerdings und vorzüglich den kleinern Städten nachtheilig werden kann, aber jeden großen Kornhändler, auch selbst den großen Landwirth und Besitzer beträchtlicher Kornvorräthe als Kornjuden anzuklagen, bleibt immer unrecht. Sind es nicht diese, die allein, wenn sie ihre Magazine und Speicher öffnen, in Zeiten der Noth aushelfen, und weit sicherer als es die Regierungen thun können? Daß es so ist, hat die Erfahrung schon tausendmal und auch diesmal bethätiget.

Sonderbar ist überhaupt die Erscheinung: Alle mögliche Arten des Handels sind geachtet, geehrt und werden aufgemuntert, selbst wenn ihre Gegenstände ausländische Erzeugnisse und Luxusartikel sind, die uns unser Geld entziehen, ohne daß wir auf die Rückkehr desselben rechnen können. Nur der Kornhandel ist, so zu sagen, mit dem Siegel der Verwerflichkeit gezeichnet, und in Zeiten allgemeiner Theurung würde es Niemand wagen, sich einen Kornhändler zu nennen, ohne seine Ehre, sein Vermögen, sogar wohl sein Leben aufs Spiel zu setzen. Und doch weiß ein Jeder, daß man Ueberfluß an allen Dingen dem Handel verdankt, daß mit ihm jeder Mangel verschwindet, und daß sich die Preise nur durch die Concurrenz gleichstellen, so daß sie überall dieselben sind, bis auf unbedeutende Unterschiede, welche durch die Kosten der Beauftragung und des Transports verursacht werden. —

Auch selbst die Gefahr langer Aufbewahrung des Getreides setzt schon dem Kornwucher natürliche Grenzen und Schranken. Sie läßt den Handel damit nie zu einem der Nation gefährlichen Monopol ausarten. Die Keimungsunfähigkeit des alten Getreides, der

Wurm- und Mäusefraß, gegen welche sich noch keine hinreichende Mittel haben auffinden lassen, nöthigen ebenfalls den Getreidehändler seiner Selbsterhaltung wegen zum Verkauf.

Ueberhaupt bedarf der Zweig des Getreidehandels großer Capitale und wird an sich höchst gefahrvoll. Als Thatsache kann man es annehmen, daß fast immer mehrere reiche Erndten, und so auch mehrere Mißwachsjahre auf einander folgen. Wo der eigentliche Wendepunct ist, vermag nicht die tiefste Speculation zu bestimmen. Jetzt häuft z. B. der Kornhändler in einem wohlfeilen Jahre große Vorräthe; die nächste Erndte ist wieder reich; die dritte übertrifft alle vorigen. Immer niedriger sinken die Preise, überdem verliert das alte Getreide bei der Concurrenz mit dem frischen, und gleichzeitig erhöhet sich der Einkaufspreis des auf den Speichern gelagerten Getreides durch die anschwellenden Zinsen, durch Abgang an dem Getreide, durch Bodenmiethe und Bearbeitungskosten. Welche Capitalien, welcher Credit gehören dazu, veränderte Conjuncturen abzuwarten? — In Ländern, die Seehandel treiben, ist dieser Handelszweig etwas minder gefährlich wegen der vielfachen Handelswege, weit gefährlicher bleibt er dagegen im Binnenlande.

Wird auf alles dieses, wie doch billig auch nöthig ist, Rücksicht genommen, so wird man doch wohl zugestehen müssen, daß die Quelle so vieler Anklagen des Kornwuchers häufig mit in der Nichtkenntniß der Natur des Getreidehandels und in Vorurtheilen liegt, also auch nichts voreiligeres ist, als dieser Haß gegen die sogenannten Kornjuden. —

Bei dieser Gelegenheit wird auch an die Staats-Magazinirung gedacht; eine Angelegenheit, wo über das Für und Wieder auch schon genug gestritten worden. Es ist hier nicht Zweck diese äußerst schwierige Materie zur Sprache zu bringen, und die Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Zulässigkeit öffentlicher Getreide-Magazine, um entstehenden Verlegenheiten sogleich abzuhelfen, zu beprüfen. Aber Graf Julius von Soden, bekannt durch seine mannichfaltigen trefflichen und belehrenden Ansichten, womit er die Staatswissenschaft und National-Oeconomiekunde bereichert, sah sich in den Jahren 1817 u. 1818 veranlaßt, auf sein sonst schon in Vorschlag gebrachtes idealisches Getreide-Magazin als ein radical curirendes Mittel gegen alle künftige Mangeljahre aufmerksam zu machen. *) —

Der Vorschlag geht dahin: Sämmtliche Grundeigenthümer sollen verpflichtet seyn, einen verhältnißmäßigen bestimmten Theil ihres Getreides, welches sie geerndtet, für den Staat nach Belieben, entweder real oder ideal aufzubewahren, wovon, wenn der Fall eines Mangels einträte, der Staat alsdenn dergestalt Gebrauch machen kann, daß er von den Eigenthümern verlange, das ihnen und jedem einzelnen bestimmte

---

*) Die Theuerung vom Jahre 1816. Versuch einer Darstellung der Quellen dieser Theuerung und der ohnfehlbaren Mittel, deren Wiedererscheinung auf immer zu verhüten. Vom Graf Jul. von Soden. Leipzig 1817 bei Barth. — Auch vergl. die Schrift Alethia von eben demselben 1796. — Ferner: Entwurf eines idealischen Getreide-Magazins. 1813.

Quantum, wenn sie es nicht mehr besäßen, sondern verkauft hätten, in jedem Falle anzuschaffen, sie mögen es bekommen woher sie wollen, dagegen ihnen auch wieder der höchste Preis dafür zugetheilt werden soll. —

Ob dieser Vorschlag von allen Seiten haltbar sey, verdiente wohl allerdings einer näheren Beleuchtung, und es ist gewiß nicht uninteressant, die darüber veröffentlichten kritischen Bemerkungen in aller Kürze zu vernehmen. *)

Wird dieser Vorschlag zuerst von Seiten des Rechts beprüft, so zeigen sich schon manche Steine des Anstoßes, die schwer aus dem Wege zu räumen sind. — Gleichheit des Rechts gebührt jedem Staatsbürger ohne Unterschied des Standes. Bei allgemeiner Noth und beim sichtbaren Mangel müssen Alle zu gleichen Theilen gegen deren Abhülfe mitwirken. Der Staatsverband kann dem Grundbesitzer allein nicht das Opfer auferlegen, für alle andern Classen ein bestimmtes Quantum Eßgetreides zu deponiren, oder im Falle er es dennoch weggibt, zwangsweise sogleich anzuschaffen.

Der Grundbesitzer, in Beziehung auf Rechtsgleichheit, kann immer mit Recht dagegen einwenden: Jeder Bürger könne sich seinen Vorrath zur rechten Zeit selbst anschaffen; auch die Bäcker, die sich mit dem Gewerbe des Backens beschäftigen, können sich mit dem nöthigen Vorrathe versehen, und warum macht

---

*) Vergl. Eschenmaiers Bemerkungen in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur. 12ter Jahrgang 1819. Erste Hälfte. —

man nicht auch die Getreide = und Mehlhändler zu einem solchen Quantum verbindlich? Warum nur mich allein? —

Wird das Quantum real deponirt und aufbewahrt, so ist offenbarer Verlust zu erwarten, durch Eintrocknen, Mäusefraß, Kornwurm u. s. w. Wer ersetzt diesen Verlust, wenn der Staat das Quantum nicht braucht? Warum soll der Verlust vom Eigener des Getreides ausschließlich allein getragen werden? Gesetzt den Fall, man hat es riskirt, das bestimmte Quantum zu verkaufen, und es tritt ein Mißwachs, ein Mangel ein, was oft erst kurze Zeit vor der Erndte sich zeigen kann; die benachbarten Staaten haben gesperrt, weil sie das gleiche Schicksal haben, und das Quantum kann bei eingetretenem Mangel gar nicht mehr aufgetrieben werden, wie ist es möglich dieses anzuschaffen? Selbst im höchsten Preise nicht. Was hilft alsdenn ein idealisches Getreide-Magazin? —

Soll etwa aus andern Welttheilen, weil doch auf der ganzen Erde kein allgemeiner Mißwachs ist, das bestimmte Quantum herbeigeholt werden? Der bloße Grundbesitzer ist ja kein Kaufmann; ein solches kleines Quantum kann er allein nicht kommen lassen. Warum legt man diese Verbindlichkeit nicht auch dem Handelsstande auf? Der es besser versteht, der die Capitale dazu besitzt, sich leichter verschaffen kann, und der doch auch in demselben Staatsvereine sich befindet. Der Einzelne legt sich das erforderliche Quantum für seinen Hausbedarf zurück, warum benutzt nicht jeder Bürger diese einfache Vorsichtsmaßregel auf den Fall allgemeiner Noth und Theuerung? Kann also wohl mit Recht bei solchen Verhältnissen dieses kostbare Opfer dem Grundbesitzer allein und ausschließlich zugemuthet

werden. Das ist denn wohl sehr zu bezweifeln. — Betrachten wir dieses idealisirte Magazinirungs-Wesen von der staatswirthschaftlichen Seite, so müssen wir glauben, daß die damit verbundene auferlegte Last den nachtheiligsten Einfluß auf den Grundbesitz selbst haben kann. Unlust kann sie erzeugen, die Urproduction hemmen und schwächen; ist dies der Fall, so läßt sich auf keine erhöhtere Bodencultur rechnen.

Ferner würde die ganze Sache in eine eigentliche Steuer-Operation ausarten. Man müßte das Bedarfs-Quantum fürs Ganze auf jedes einzelne Grundstück, gleich der Steuer, austheilen; denn der eine Grundbesitzer kann von seinen Grundstücken verkaufen, und zwar an mehrere kleinere Grundbesitzer; er hat also nicht mehr die vorige Productenmasse aus seiner Erndte, mithin kann man ihm auch nicht das ihm zugetheilte Quantum zumuthen. Wie soll es, wenn es nicht auf die einzelnen Grundstücke vertheilt wird, denn umgelegt werden? Sein dem Grundbesitzer vorher zugetheiltes Quantum hört auf; dies gibt offenbar eine Lücke in das Ganze und muß auf die mehreren kleinen Grundbesitzer, die gekauft haben, repartirt werden. Wie aber alsdenn, wenn diese Käufer dadurch gerade nur ihren vollen Bedarf sich erkauft haben? Diese sind ja nach dem Sodenschen Vorschlage von der Zutheilung eines Quantums frei. —

In einem Staate verkaufen viele von ihren Grundstücken das Jahr hindurch. Nicht durch Kauf allein, sondern auch durch Erbschaft, Schenkung, Bankerott, durch den aus dem Kindersegen größer gewordenen eigenen Bedarf u. s. w. verändern sich stets die Quanta, und so müßte die Nothwendigkeit eintreten, alle Jahre, wohl auch alle Vierteljahre eine neue Recherche und

Rectification der zu erndtenden Productenmasse und der Vertheilung der Quanta zu verfertigen. Welch' ein weitläufiges, beschwerliches Geschäft würde dies seyn? Eigene Beamte müßten dazu angestellt werden. Nehmen wir an, zwanzigtausend Grundbesitzer wagten es, ihre Quanta zu einer Zeit wegzugeben, wo kein Mensch an Mißwachs und Mangel dachte, der Mißwachs und also der Mangel träten plötzlich ein; woher sollten alsdann diese bei allgemeinem Mangel im Staate und in den mehreren Nachbarstaaten ihre Quanta bekommen? Die Quantität ist zu groß, als daß sie sich solche im Staate und in den Nachbarstaaten wieder verschaffen könnten. Wäre also diese Anschaffung aus andern entfernten Weltgegenden nicht eher dem Handel zuzumuthen als den Grundbesitzern? —

Es wird hiernach wohl einleuchtend, daß solch' ein idealisches Getreide-Magazin nicht real, der Gleichheit des Rechts entgegen, auch eine schwer ausführbare Sache bleiben wird. Soll es aber ganz eigentlich vollkommen real eingerichtet werden, was natürlich das einzige richtige Mittel wäre, so erfordert doch stets die Gerechtigkeit, den Verlust des Aufbewahrens, Eintrocknens u. s. w., wenn der Staat das Quantum nicht braucht, dem Grund- und Natural-Rentenbesitzer zu erstatten. Dergleichen Quanta machen aber in der Totalität Millionen aus; die Entschädigung würde also sehr bedeutend seyn und endlich doch gleich einer Steuer auf die Nation fallen. Würde am Ende nicht nur immer das bezweckt werden, was ein vollkommener freier Getreidehandel ohne alle diese Schwierigkeiten und Kosten von selbst bezweckt? —

Betrachten wir diesen für die Staaten wichtigen, aber auch eben so schwierigen Gegenstand von allen Seiten, so dürfte sich wohl folgendes Resultat ergeben: — Dem Getreide- und Kornhandel muß Freiheit zugestanden werden; aber man muß auch dabei jeder Befürchtung zuvorkommen und der Angst, welche ein anderes System erzeugen könnte, jeden Vorwand nehmen. Die Freiheit wird durch das Wesen dieser Handelswaare begründet. Die Kornfrucht ist doch einmal die Grundbedingung des physischen Lebens; mehr ist sie also als jede andere Waare. Sie muß daher auch nie Gegenstand des niedrigsten Wuchergeistes seyn und werden. Dies erzeugt Angst und empört das Gefühl. —

Wie nun dieser Besorgniß vorbeugen? Dies ist der schwer zu lösende Knoten. Denken wir hin und her, so bleibt uns am Ende doch kein anderes natürliches, einfacheres Mittel übrig, als daß für den ganzen Staat dieselbe Fürsorge getragen wird, welche in ähnlichen Fällen ein guter, sorgsamer Hausvater anzuwenden pflegt, nämlich in den Jahren gesegneter Erndten und des Ueberflusses so viel zurückzulegen durch Ersparnisse, als nöthig ist für die Jahre des Mangels.

In den meisten Staaten erscheinen immer nur erst in Zeiten des schon wirklich eingetretenen Mangels und der Noth Edicte, Verordnungen, Vorschriften, für die Verpflegung der armen nothleidenden Volksclasse zu sorgen. Aber man sollte durchaus in Zeiten des Ueberflusses auf irgend einem Wege darauf bedacht seyn, dem Mangel zu begegnen; denn nicht während einer ausgebrochenen Feuersbrunst muß man erst Spritzen bauen wollen. —

Die Erfahrung der Jahre 1816 und 1817 hat

bewiesen, daß, wenn man sich in Hinsicht der allgemeinen Brotverpflegung ausschließend dem Zufall guter oder schlechter Erndten, so wie den Vortheilen, welche der freie Kornhandel darbietet, überläßt, die größten Verlegenheiten entstehen können; daß also eine Anhäufung von Vorräthen, über welche man mit Freiheit disponiren kann, unter gewissen Umständen sehr nöthig und nützlich ist. Aber vorzüglich kommt es dabei doch auch darauf an, eine unerlaßliche Bedingung ist es, Vorräthe mit dem möglich geringsten Aufwande in Bereitschaft zu haben und darüber verfügen zu können, ohne der allgemeinen Freiheit dadurch zu schaden. Wir sehen also auch hier, die Macht des Zufalls aus den Erscheinungen der sittlichen Welt zu verdrängen, dies ist und bleibt die erste, aber auch höchste Aufgabe, welche Regierungen zu lösen verpflichtet sind! Aber wahrlich zu den leichtesten gehört sie nicht. —

XVII.

Ein Wunsch

in Beziehung auf Abänderung unserer bisherigen Dorfsanlagen, als wesentliches Mittel zur Verbesserung der Bodencultur.

Der Wunsch ist sehr einfach: — Ferner keine großen, auf einen Raum zusammengedrängten Ortschaften, die wir geschlossene Dörfer nennen, Statt finden zu lassen. Die Zeiten des Faustrechts sind, gottlob! vorüber. Die Menschen dürfen sich jetzt zum gegenseitigen Beistande nicht mehr so zusammendrängen wie damals. Warum wollen wir uns einander in engen Räumen Licht, Sonne, gesunde reine Luft verbauen und uns im Falle entstehender Feuersbrünste, meistens immer rettungslos, dem Verderben preisgeben?

In den Zeiten der Barbarei zwang allerdings die allgemeine Unsicherheit die Landbebauer, sich eng und nahe an einander zu schließen. Sie mußten sich in dem Mittelpuncte einer großen Erdfläche sammeln, um bei den häufigen Angriffen auf Leben und Eigenthum durch starkes Zusammenwirken mit vereinter Kraft sicherer zu leben. So entstanden zuerst diese nahe zusammengebaueten Wohnungen, die jetzigen Dörfer; aus ihnen erwuchs aber auch zugleich ein vorzügliches Hinderniß der Vervollkommnung der Bodencultur, des Ackerbaues. Diese Dorfanlagen sind die Quellen aller

uns noch überall drückenden Gemeinheitswirthschaften *), aller jener schädlichen Zerstückelung und Zerstreuung der Grundstücke, die zu einerlei Hof und Besitz gehören. Alles gedrängte Zusammenwohnen in Dörfern ist das höchste Verderben, denn es stört den unmittelbaren Betrieb selbst. Der Punct des Wohnplatzes und der Punct des Ackerbesitzes soll und muß immer ein und derselbe seyn. Bei großen geschlossenen Dörfern sind es ganz verschiedene oder wohl gar sich ganz entgegengesetzte Puncte. Eine Einheit des Wohn = und Ackerplatzes gebietet das Gesetz der wahren Bodencultur. Immer größere Wohlhabenheit werden wir da finden, wo die Wohnung des Landwirths in der Mitte oder nahe bei seinem Grundstücke ist. Diesen einzelnen Wohnungen in der Mitte der Grundstücke danken England und Holland seinen höhern landwirthschaftlichen

---

*) Man kann sie eigentlich die Pestbeulen der Landwirthschaft nennen. „Gemeingut, kein Gut," sagt das alte sehr wahre Sprüchwort. Was Vielen gehört, gehört Keinem; viele Köpfe, viele Sinne; Gemeinschaft erregt Streit und Zank. Alle diese Sprüchwörter entwickeln das Unheil der Gemeinwirthschaften, brechen aber auch über sie den Stab. — Aber wohl uns, daß jetzt doch schon manche Staaten glücklich und mit festem Schritt vorgeschritten sind, diesem Culturübel entgegen zu arbeiten. Wo man noch zurückgeblieben und die Schwierigkeiten scheuet, deutet es entweder auf traurige Blödigkeit oder gewissenlose Indolenz. Ueberall, wo Gemeinheits = Aufhebung und Theilung angenommen worden, hat der landwirthschaftliche Wohlstand zugenommen, und eine große Zahl armer Staatsmitglieder ist den dringendsten Verlegenheiten des Lebens glücklich entrückt und auf einen ganz andern Standpunct des Lebensgenusses versetzt worden. —

Standpunct. Der Wohlstand der preußischen Niederungen im Gebiete von Danzig, Elbing, Marienwerder und Tilse beurkundet aufs kräftigste den Vorzug und Werth jener Art des Anbaues. — Zwei Hauptnachtheile für die Bodencultur und das landwirthschaftliche Wirken für die Production springen in die Augen durch das Entferntseyn des Inhabers, des Bauers, von seinen Feldern.

Erstens: Der Verlust der Aufsicht. Nur unter dem eigenen Auge des Besitzers kann das Land wuchern; es mahnt ihn zu beständigen Verbesserungen, er schützt es vor Beschädigungen durch Menschen und Vieh. Immer kann er, wohnt er in der Nähe oder Mitte seiner Felder, jede kleine Störung bemerken und derselben zeitig vorbauen. Die Entfernung macht oft alle Abhülfe ganz unmöglich.

Zweitens: Zeitverlust. Von der gehörigen Zeitökonomie hängt sehr viel ab. Durch Entfernung werden alle Arbeiten vervielfacht; Düngung, Pflügen, Einerndten u. dgl. m. rückt nur langsam vor. Auch mehr Gesinde muß gehalten werden, als beim nahen Acker nöthig ist. Mit einem Worte, durch Entfernung vermindert sich der reine Gewinn am Grundstück, und das angewandte Verbesserungs-Capital verzinset sich nur gering. Auch bleiben so manche Ueberbleibsel der Zeit, die bei der Nähe der aufmerksame Wirth sehr gut benutzen kann, bei der Entfernung aber durchaus verloren gehen.

Durch die Fortschritte des Rechts und der Civilisation ist das Eigenthum gesichert, Horden habsüchtiger Menschen können es nicht gewaltsam antasten, und der Genuß anderer Vortheile und Bequemlichkeiten wird auch nicht mehr durch abgesonderte Wohnorte der

Einzelnen unmöglich gemacht. Im ersten Culturzustande konnte allerdings das Zusammenwohnen vieler Menschen in großen Ortschaften auf einem Fleck zur Milderung der Sitten Manches beitragen; aber auf der jetzigen Stufe der Cultur kann das zusammengedrängte Beisammenseyn der Dorfsbewohner, der Bauern, der Sittlichkeit eher nachtheilig werden, rohe Leidenschaften in Bewegung setzen und Sittenlosigkeit, vorzüglich auch Proceßsucht verbreiten und nähren. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, gewinnt also auch die Moralität durch den Anbau einzelner Grundstücke in abgesonderter Form.

Diese Bemerkungen sind nicht, wie es sich wohl von selbst versteht, dahin zu deuten, unsere Dörfer, wie wir sie aus der Vorzeit haben, abzubrechen und in jener zerstreuten Form wieder aufzubauen. Der Wunsch stellt sich nur als ein Ideal dar, dem wir uns für die Zukunft doch wohl annähern können. Diese ruft uns zu: Laßt jeden Anbauer des Landes in die Nähe seiner Fluren zurückkehren, laßt ihn in der Mitte seines Grundbesitzes wohnen, von welcher aus er mit einem Blick sein anzubauendes Land und sein ganzes Grundeigenthum überblicken kann!

Uebereilen muß man nichts, am wenigsten die Abhelfung alter Einrichtungen; dies bleibt immer nur Taschenspielerei im Gebiete der Wahrheit. Zwangsversuche werden lächerlich, und jede gute Frucht fordert nach den ewigen Gesetzen der Natur Zeit zum Reifwerden. So ist's auch hier bei dieser Sache. Dem Uebel unserer alten Dorfsbauanlagen durch jene Gestalt abgesonderter einzelner Gebäude auf dem Lande zum wahren Vortheil der Landescultur abzuhelfen, bleibt also auch nur Werk der Zukunft. Aber allmälig kann

dem Uebel abgeholfen werden, und dazu würden zunächst folgende Maßregeln wohl dienen:

Erstens. Man gestatte es nicht, neue geschlossene Dörfer anzulegen; durch Ansiedelung neuer Anbauer auf dem Lande müssen keine neuen Dörfer entstehen.

Zweitens. Man verhindere die Vergrößerung der bereits vorhandenen Dörfer. Wenn z. B. Theilungen, Dismembrationen beim Tode der Aeltern unter Kinder entstehen, so weise man die Abbauenden mit ihren Gebäuden und Wirthschaftshöfen hinaus auf ihre Fluren.

Drittens. Man ermuntere durch Belohnungen und Baubegnadigungen einzelne Dorfseinwohner, sich bei ihren Ländereien, wenn sie neu bauen müssen, anzubauen und die alte besessene Dorfsbaustelle mit dem dabei befindlichen Garten an Eigenkäthner, Gärtner, Tagelöhner, Handwerker u. dgl. zu verkaufen.

Weise Regierungen werden sich durch Widersprüche und manche kleine Hindernisse von der Ausführung dieser einfachen Maßregel nicht abhalten lassen. Die Vortheile in Beziehung auf das Vorwärtsschreiten der Boden- und Landescultur sind zu einleuchtend. Aber alle Zwangsgesetze mögen dabei verbannt bleiben; sie liegen außer dem Gebiete wahrer Staatsklugheit, welche immer mehr positiv als präceptiv und executiv verfährt. Sie sind ein zu tiefer Eingriff in das Eigenthum des Privaten. Die Regierungen sollen nur nicht wie bisher, trotz aller der Nachtheile der alten Dorfsbauanlagen, neue Dörfer anlegen, sondern alle neue Landbesitzungen durch Abbaue oder andere Veranlassungen hinaus in die Mitte der Dorffluren verweisen. Die Vortheile der Nähe der Grundstücke sind so augen-

scheinlich, wenn auch die Macht der Gewohnheit groß ist, daß sie auch der unwissendste Bauer am Ende erkennen wird. Der Mensch als Mensch kann nicht existiren ohne freies unbeschränktes Eigenthum; denn der Mensch muß erwerben, um als ein freier Mensch leben zu können. Das Erste, Höchste aber, was er bedarf, ist die Fähigkeit und Erlaubniß, in möglichster Ungestörtheit und Ungebundenheit sein ihm zustehendes Recht zu üben. Dies kann er aber nicht als Grundstücks- und Landbesitzer, so lange er nach den gegenwärtigen Dorfsanlagen und Verfassungen in der Gemeinheit mit Mehrern wirthschaften muß.

Wollen wir indessen durchaus noch Dörfer auf einem Flecke haben, so suche man die Vortheile zerstreuter Landwohnungen damit zu vereinigen, und zwar in dem Wege: Man lasse die Häuser in zwei Reihen, einander gegenüber, mit Zwischenräumen von einigen hundert Schritt aufbauen und jedem Hause hinter sich den größten Theil seiner Grundstücke in ununterbrochener Reihe anweisen. Der Zwischenraum kann allenfalls zum Anbau von Kossäther- und Tagelöhnerfamilien benutzt werden. Indessen eine solche Dorfsanlage würde auch nur mehr Idee bleiben und sich nur ausnahmsweise ausführen lassen; denn Localität würde es selten zulassen, weil wir nicht überall flaches Land finden, vorzüglich Hügel, Flüsse und Bäche Hindernisse in den Weg legen dürften. —

XVIII.

Zeit-Stimmen.

Andeutungen und Wünsche.

Stoff zum weitern Nachdenken.

Ist es jetzt in unsern Tagen nicht weit leichter, zu regieren, als sonst vor funfzig und mehreren Jahren? Allerdings; wenn man nur zeitgemäß die Bedürfnisse, den Fortschritt und die mehrere politische Mündigkeit der Völker berücksichtiget, weil man alsdenn den erreichten höheren Grad der Bildung des Volkes und die zugenommene Intelligenz desselben, namentlich des dritten Standes, auf seiner Seite hat. Aber eben so richtig ist es auch, daß es in unserer Zeit eben so schwer bleibt, zu regieren, wenn man statt im Plane Gottes die Menschheit und Völker vorwärts zur Reife, Sittlichkeit zu führen, diese nach dem Reactions-System ins Joch des Glaubenszwanges und der Willkürherrschaft zurückdrücken will. —

* * *

Es ist ein gewöhnliches, alltägliches Bild, wenn man sagt: die Regierung sey die Seele des Staatskörpers. Wohl in gewisser Hinsicht wahr, aber zu bemerken dabei: Die Leitung des Volkes durch die Regierung muß hier in einem weitern Wirkungskreise und einem freieren Spielraum analogisirt werden, als

das enge Verhältniß der Seele im menschlichen Körper mit sich bringt, wo die Handlungen des Menschen so unmittelbar von ihr ausgehen. Lieber wollen wir die Analogie annehmen: Wie der Menschheit das Absolute der Freiheit als ein Geschenk Gottes verliehen ist, und die praktische Freiheit von der Vernunft erst der Sittlichkeit in dem Zeitleben angepaßt werden muß, so soll die Staats-Regierung ihr leitendes Princip auch auf den Staatskörper, das Volk, realisiren. — Aber leider ist die Krankheit der Regierung, das künstliche Vielherrschen, zu tief eingewurzelt und schwer zu heilen.

Das Recht begründet das Seyn der Menschheit im Staate, und das eigentliche Leben dieser im Staate ist ihre ganz ungestörte, kraftvolle Entwicklung, die in der Cultur der Menschen besteht, und alle Cultur kann nur in der rechtlichen Freiheits-Sphäre kräftig gedeihen. —

Die Regierung muß, wie bei jeder guten Erziehung, so viel möglich, hier nicht selbst handeln, noch erzeugen wollen, vielmehr ihren Zögling, das Volk, die verschiedenen Stände im Staate, ihren verschiedenen Zwecken und Interessen, ihrer eigenen Thätigkeit und Kraftanwendung überlassen, und ihr Hauptaugenmerk muß es seyn, nur die verschiedenen Stufen der Cultur mit Behutsamkeit und Weisheit zu berücksichtigen.

Die Erscheinung ist nicht selten: Je mehr die Vorsorge der Regierung für Alle und über Alles wacht, je mehr wächst die Neigung bei den Bewachten, unbesorgt zu schlummern, und verleitet auch wieder Andere, diesen Schlummer zu mißbrauchen. Je stärker und fester der Bürger an das Leitseil der Vorschriften und

Instructionen gebunden und einer vormundschaftlichen Aufsicht unterworfen ist, desto sichtbarer ringt er gemeiniglich darnach, sich frei zu bewegen und nicht Mündel zu seyn. Aber auch der Fall ist gewöhnlich, daß, jemehr die Regierung es sich angelegen seyn läßt, die Staatsgenossen in die Schranken gemeinnütziger Wirksamkeit einzuengen, aller Gemeingeist je mehr je länger erlischt. —

* * *

Viele unserer gegenwärtigen politischen und staatswissenschaftlichen Schriftsteller, und mancher vielleicht als Grundbesitzer selbst diesen Besitz überschätzend, bezeichnen alle andere Menschenkinder, welche das Schicksal nicht so günstig bedacht hat, nur als elende Heuerleute, und behaupten, daß Grundbesitzer nur als die wahren, unmittelbaren und ursprünglich alleinigen Glieder der Staatsgesellschaft zu betrachten seyn; und aus welchem Grunde? Sie meinen, daß der Staat einer auf allen Gründen seines Gebietes lastenden Hypotheke zu vergleichen sey. Der Glaube und die Lehre ist aber irrig und trüglich. —

Geben wir zu, daß ein Staat ein Gebiet fordere, auf und von welchem die Bürger leben müssen, denn blos in der Luft schwebend, können sie doch von dieser allein nicht leben, so ist gleichwohl jenes Gebiet nur das eine Element des Staats, das andere sind alle Bürger oder Menschen im Staate. Nun ist doch wohl nicht zu leugnen und für sich klar, daß das zweite Element weit höher steht als das erste. Man kann es das lebendige, vernünftige, eigentlich productive Element nennen. Denn wenn auch der

Boden an sich productiv ist, so wird er es doch in einem viel höheren Grade durch den Menschengeist und die Menschenhand, welche vereint nicht nur den Boden selbst verbessern und fruchtbarer machen, sondern auch dessen Erzeugnisse auf so mannichfaltige Weise veredeln und umgestalten, daß daraus eine unendliche Menge von neuen Erzeugnissen oder Gütern hervorgehet, welche das Leben im Staate erst zu einem wahrhaften Leben erheben. Der Mensch hat also schon in der Hinsicht mehr Productivität als die Erdscholle, und es ist eben darum eine wahre Entwürdigung des Menschen, seinen bürgerlichen Werth und sein bürgerliches Recht nach seinen besondern Antheilen an der Erdscholle abmessen und abwägen zu wollen. —

In Frankreich verkünden Garnier und in Deutschland Herr Benzenberg vorzüglich die irrige Lehre, nur die Grundbesitzer zur Gesellschaft rechnen zu können. In den rohesten Zeiten konnte die Behauptung allenfalls noch gelten, wo Niemand etwas Anderes als Grund und Boden zu der Gesellschaft einzulegen hatte, wo auch bei geringer Bevölkerung fast Jeder wenigstens ein Stück einer solchen Actie besaß. Sie konnte ferner nicht ganz unrichtig seyn, als die Feudal=Maxime regierte: Kein Gut ohne einen Herrn. Aber seitdem die Vernunft die andere Maxime anerkennt: Kein Gut ohne Steuer oder Abgabe, hat sich auch der Grund offenbart, daß der Boden seine großen Vortheile von der Industrie zieht, und daß seine Besitzer diejenigen unbilligerweise von der Theilnahme an der Volksrepräsentation ausschließen, deren Fleiß und deren geistige Kraft auf ihre Art Viel und das Meiste zur Veredlung der Gesellschaft beiträgt.

* * *

Die reine Repräsentativ-Verfassung muß sich durchaus auf Wahrheit stützen. Auf keinen Fall darf sie diese fürchten; vielmehr besteht ihr anhaltender Vortheil in deren Vertretung und Beschützung. Da ihre alleinigen Grundpfeiler Natur und Vernunft sind, so hat sie auch zu alleinigen Feinden das Vorurtheil und den Irrthum. —

Sie muß unablässig auf Verbreitung von reifen und gediegenen Kenntnissen jedes Faches losarbeiten. Ihre Existenz ist gefährdet, so wie diese nicht vorherrschen. Alles, was gut und wahr ist, dient ihr zum Heile, und was schlecht und falsch ist, zum Unheile. Sie muß daher auf allen möglichen Wegen die Vermehrung und Verbreitung der Aufklärung begünstigen. Da Gleichheit, Gerechtigkeit und gesunde Moral ihre ewigen Anker sind, so muß sie rastlos die verderblichste aller Ungleichheiten bekämpfen, die Ungleichheit des Talents und der Erleuchtung in den verschiedenen Classen der Gesellschaft. —

Jede Regierung begeht überhaupt immer den größten Fehler, wenn nicht Wahrheit und Offenherzigkeit der Leitstern ihres Verfahrens ist. Sie muß daher auch nie die Uebel, an welchen der Staat leidet, den Augen der Welt und des Volkes entziehen; dies ist klein, unwürdig und überdies noch unnütz. Ueber lang oder kurz bricht das lang verhehlte Geschwür doch auf, und vielleicht eben zu einer Zeit, wo keine Rettung mehr möglich ist. Wer zu lügen gewohnt ist, wird am Ende doch immer die Erfahrung machen, daß er Niemand betrügt. Wie der Credit des Kaufmanns, so hängt auch der Credit der Regierungen von dem Glauben an ihre Wahrhaftigkeit ab; und selten ist die Noth eines Volkes so groß, daß es nicht Mittel der

Rettung fände, wenn es nur erst den ganzen Umfang seiner Uebel kennt. Wie kommt es also doch, daß die unwürdige, lügenhafte Heuchelei gerade da ihren Thron hat, wo nur Wahrhaftigkeit und Treue wohnen sollte? —

* * *

Die Vortheile einer monarchisch-repräsentativen Verfassung sind einleuchtend. Die wahre Stellung der Monarchie ist: Einer für Alle und deswegen Alle für Einen. Alle Menschen haben Leidenschaften. Durch Trennung der Gesetzgebung und Verwaltung wird der Einfluß der Leidenschaften vermindert, wenn der, welcher die Anwendung zu machen hat, zum voraus an eine nach allen Beziehungen durchgearbeitete Vorschrift gebunden ist, also durch das Gesetz. —

Die Stände des Landes und die aus ihrer Mitte gewählten Repräsentanten sind Sprecher der Regierten, die Minister Sprecher der mit der Staats-Verwaltung beschäftigten Regierung. Aber über Allen steht nur Einer, der von Jedem die Erfüllung seiner Pflicht in seiner Lage fordert. Wenn er nichts fordert als dieses, so erhält er sich als wahrer Regent in seinem Charakter. Darin, daß die Reinheit in Einem, wenn er will, möglicher ist als in Vielen, darin liegt der wahre Preis der Monarchie. Darum concentriren sich selbst Republiken besser in einem Präsidenten als in mehreren Directoren. Der Regent darf sich nicht einbilden, anstatt Aller allein denken, handeln zu wollen und zu dürfen, sich nicht zum Vormund Aller, und diese zu Unmündigen zu machen. Er thue nichts als zu sehen, zu hören und darauf zu dringen, daß die, welche über

die Gesetze einverständig geworden, die Gesetze richtig anwenden und in Ausübung bringen. —

* * *

Man glaube doch ja nicht, daß der Beruf Volks-Repräsentant zu seyn so leicht sey. Viel wird von ihm gefordert. Im strengsten Sinne wird verlangt, daß er sich keiner Neigung, auch nicht der schönsten, hingeben darf. Eine höhere Gesinnung, die aus dem Ganzen entspringt, muß jede Neigung mäßigen und in Schranken halten. Den allgemeinen Beifall muß er verschmähen. Der bewunderte Volksmann ist fast immer ein schlechter Volks-Repräsentant. Die Opfer also, welche von ihm gefordert werden, sind nicht gering. —

* * *

Was soll man wohl von Männern denken, die, wie von Haller und Consorten, Cabinets- und Ministerwillkür und Gnade als höchsten Leitstern, als erste Tugend monarchischer Regierungen preisen? wenn sie eine tüchtige ständische repräsentative monarchische Verfassung als Beschränkung fürstlicher Macht darstellen? — Befestigung, Sicherung und Vermehrung wahrer Macht des Regenten ist sie. Dieser kann doch gewiß bei einer solchen Verfassung vielleicht dem Scheine nach weniger, der Wirklichkeit nach aber mehr wohlthätig und selbstthätig herrschen. Freilich kann er von dieser zuweilen vor der Welt einen offenen Widerstand erfahren; aber er wird auch um so weniger im Geheim oft durch tausendfache Künste, Ränke, Täuschungen von seinen Umgebungen, von Ministern, Beamten und

Günstlingen, unter dem Scheine der Selbstregierung, zum eigenen und des Landes Unheil, nach ihren eigennützigen, egoistischen Planen gelenkt werden. —

Was wäre nicht Alles schon gewonnen für Festigkeit, Ehre und Freiheit der Regierungen wie der Völker, wenn die Fürsten in ihrem gerechten Willen, in in ihrem liebevollen Vertrauen gegen ihre Völker nicht mehr irre gemacht würden durch solche feige, schwache Rathgeber, deren persönliches Interesse, deren Freude, Eigenmacht und Furcht vor Controle und Verantwortlichkeit es erheischt, nicht Fürst und Volk immer fester mit einander zu verbinden und ihre Interessen mit einander zu vermitteln, sondern sie vielmehr von einander loszureißen. Hier finden wir namentlich auch die Hauptursache der Zögerung der ständischen repräsentativen Verfassung, wodurch noch manche Fürsten den vollen freudigen Dank, das volle Vertrauen der Völker entbehren müssen. —

* * *

Locke's Frage, so scharf sie auch für das reizbare Gehör der Zeit ist: Was hat der für ein Eigenthum, dem ein Anderer davon nehmen darf, so oft und so viel er will? — bleibt doch immer sehr gewichtvoll. Wer ohne sein Zuthun besteuert wird, hat nur ein unvollkommenes Eigenthum; er sieht den Staat und die Regierung für den Feind desselben an, statt in ihm den Erhalter zu verehren. Es gibt keinen Ersatz für dieses natürliche Rechtsgefühl außer der Wiederherstellung, nicht in der weisen Leitung von oben, nicht in geminderter Besteuerung.

* * *

Das Steuer- und Abgabewesen ist wohl von jeher der schwierigste Verwaltungszweig gewesen. Bei jeder Abgabebestimmung muß zuerst auf die Quellen des National-Einkommens genau zurückgegangen werden. Diese sind gewisse Naturkräfte oder die Producte dieser Kräfte. Abgaben sind aber nicht willkürlich von den Producten dieser Kräfte zu nehmen, sondern müssen zu ihnen in einem gewissen Verhältnisse stehen. Hierzu ist aber durchaus erforderlich, zuvörderst das Verhältniß auszumitteln, in welchem die Werthe der Kräfte zu den Producten stehen. Dies ist wahrlich keine leichte Aufgabe. —

In unsern Tagen ist aber das Abgabewesen und die damit verbundene Verwaltung noch weit schwieriger und mißlicher geworden, weil immer das Interesse der ausübenden Gewalt mit dem allgemeinen des Volks in Widerstreit kommt. Im Gedränge der Geschäfte wird die ausübende Gewalt nur interessirt seyn, daß recht viel Geld einkomme, und daß es sich leicht erheben lasse, wenn dies gleich bei unregelmäßiger Vertheilung und kostspieliger Erhebung am ersten der Fall ist. Daher alle unsere buntschäckigen und weitschweifigen Steuer-Systeme! — Die Hauptsache bleibt freilich, alle unnöthige Ausgaben und alle Verschleuderungen zu vermeiden; denn überhaupt nur mäßige Summen lassen sich öffentlich so verrechnen, daß dem Volke bei der Verwaltung wohl bleibt.

Unendlich wichtig sind überhaupt die Maximen der Finanzverwaltung für das Leben im Verkehr des Volks. Jede Regierung möge sich wohl in Acht nehmen, daß sie nicht ungerecht gegen Einzelne verfahre, daß sie nicht demoralisirend auf ganze Stände, endlich auf das ganze Volk wirke, daß sie nicht wenigstens den Ver-

kehr lähme oder gar verderbe. Gesetzlose, gewaltthätige Eingriffe despotischer Regenten und Minister in die Habe der Einzelnen werden Fleiß und Betriebsamkeit im Volke nicht aufkommen lassen und, wo sie noch sind, wieder zerstören, denn ohne das Gefühl der Ruhe und Sicherheit für die Zukunft können beide nicht auf die Dauer bestehen. —

* * *

Eine jede Steuer, die nicht auf den Ertrag und zwar — weil der Staat jedem Bürger sein nothwendiges Auskommen nicht gefährden, sondern in seiner ganzen Integrität heilig sichern soll — auf den reinen Ertrag oder vielmehr auf das reine Einkommen im Ganzen gelegt wird, ist eine ungerechte, dem Staatszwecke und dem präsumtiven Willen aller Nationalglieder entgegenstehende Steuer. So lange jedem steuerbaren Bürger nicht sein Totaleinkommen ausgemittelt, zusammensummirt, sein standesmäßiger nothwendiger Unterhalt davon abgezogen, und auf das übrige reine Einkommen erst eine Steuer gelegt wird, so lange werden alle Steuersysteme, sie seyen auch noch so genau und erkünstelt, ungerecht, ungleich und den Nationalwohlstand gefährdend ausfallen. —

Ist denn aber die Ausmittelung des völlig reinen Ertrages so etwas Leichtes? Zugegeben, daß dieses noch so schwierig ist, und man stets auch nur annähernd zu Werke gehen kann, so muß es doch seyn; das Recht und der National-Wohlstand fordern es durchaus. Jeder fleißige, betriebsame und gesunde Staatsbürger, selbst wenn er auf seine productive

Kraftäußerung, also auf die Arbeit allein beschränkt ist, kann und wird doch immer sein nothwendiges Auskommen und noch etwas reines Einkommen sich verschaffen. Wo dies der Fall nicht ist, wo der Bürger krank, gebrechlich, es ihm zwar nicht an Kraft und gutem Willen, sondern am nöthigen Betriebscapitale gebricht, um produciren zu können, da muß die Staatsregierung durch zweckmäßige Anstalten ins Mittel treten.

* * *

Nichts lähmt mehr die Kräfte des Bürgers als die Ungewißheit in und bei den Abgaben. Wenn der Landmann nicht die Summen kennt, die er abzutragen hat, und wenn er ohne Unterlaß Erhöhungen, Abänderungen, von Seiten der Regierung so wie von Seiten der Vollzieher, Drohungen und andere Quälereien zu fürchten hat, wenn er nicht mehr für sich, sondern nur für den Vortheil des Fiscus sein Land anzubauen und sein Gewerbe zu treiben glaubt, dann nagt ein großes Uebel an der Wurzel des Staats. —

So sind auch alle Abgaben, die das Capital des Staatsbürgers angreifen, die zerstörendsten für den Nationalreichthum. Sobald der Theil, um welchen das Capital sich verringert hat, in den Schlund der Staatscasse geflossen ist, so ist er verloren für den Erwerbfleiß, und er bringt keine Einkünfte mehr ein.

* * *

Offenbar sind doch wohl alle directe Steuern immer besser, einfacher, leichter zu übersehen und zu erheben als die indirecten. In jenen ist Licht, und die

Finanzverwaltung tappt nicht im Dunkeln; jene setzt bestimmte Summen fest, auf die sichere Rechnung gemacht werden kann. Diese Eigenschaft haben selten oder fast gar nicht indirecte Steuern. Die Meisten lassen keine, als etwa eine drückende, der natürlichen Freiheit und dem Nationalverkehre lästige Controle zu und wirken überdem noch sehr nachtheilig auf die Moralität der Nationalglieder, auf ihren Fleiß und ihre Industrie. Bestimmt man nur directe Steuern, so werden auch, wenn nicht unregelmäßige und solche Gegenstände zur Steuer gezogen werden und gewählt sind, die an sich eine Ungleichheit verursachen, diese Gegenstände nicht doppelt besteuert. Die indirecten Steuern dagegen, wenn neben ihnen auch noch directe Statt finden, werden immer auf diese zurückwirken und bald eine doppelte, dreifache, bald mehrfache Besteuerung für eben dieselben Gegenstände verursachen; eine Folge, auf die unsere Finanzverwaltungen bei weitem zu wenig Aufmerksamkeit verwenden. —

Wenn überhaupt von einem andern Object, als dem reinen Einkommen, Steuern erhoben werden, so sind sie immer dem Nationalwohlstande schädlich. Der Grundstock des Vermögens, das Capital des Staatsbürgers, wird unmittelbar angegriffen, verringert; und doch soll die Regierung dieses den Nationalgliedern heilig erhalten und sicher stellen.

* * *

Woher kommt es, daß man die Zölle so gern und häufig zu umgehen und zu betrügen sucht? daß selbst sonst bekannte rechtliche Leute es wohl für erlaubt halten, Zoll und Accise zu hintergehen? — Die über-

triebenen hohen Zölle sind die Ursache. Den Zoll zu betrügen, ist, kann man behaupten, ein Gewohnheitsrecht unter allen Völkern in Europa gewesen. Finden wir nicht, daß auf manche Producte und Waaren der Zoll mehr beträgt als ihr Werth? Im Menschen liegt ein natürliches Gefühl gegen alles das, was geradezu unrecht ist. Auch das Gebot: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, kann dieses nicht unterdrücken, und das Hintergehen macht ihm nicht allein Freude des Vortheils wegen, sondern auch noch darum, weil es ihn an der Ungerechtigkeit des Zolles rächt. — Ein Zoll, der häufig defraudirt wird, verfehlt immer seinen Zweck als Zoll, macht aber überdem noch den Menschen schlecht. Zölle müssen daher billig gesetzt werden; dann wache man aber auch so streng über ihn, daß die Gefahr des Betrügers größer ist als der Zoll selbst. Die Defraudations-Bureau's werden alsdann ihre Rechnung nicht mehr finden und verschwinden. —

* * *

Wie Steueranlagen und deren nachherige Verleitung zum allgemeinen Staatswohl einzurichten sind, bleibt eine Aufgabe, die tiefe Staatskunde und erprobte Rechtschaffenheit verlangt und voraussetzt. Der Mann, der sich diesem Geschäfte unterziehen soll, muß kein Finanzier in der gewöhnlichen Wortbedeutung seyn, sondern er muß auch, wenn es möglich ist, der bravste Mann in der Nation seyn. —

Ein Pitt wäre bei all' seiner übrigen Klugheit und einer großen Stärke in sogenannten Finanzkniffen zu diesem wichtigen Geschäfte niemals tauglich, wenn es ihm an dem andern großen Requisit der strengsten Rechtlichkeit fehlt.

Wie wichtig dieser Gegenstand für Aufklärung und Moralität sey, daran denkt man im ersten Augenblicke nicht. Man nehme nur aber erst Alles dem Bürger, erpresse von ihm durch Abgaben sein sauer erworbenes Vermögen, und aller Fleiß, alles Streben nach Vervollkommnung und Besserwerden wird dahinsinken. Der Mensch muß, bevor er an Bearbeitung seiner körperlichen und geistigen Kräfte denken kann, zuvor seine thierischen Bedürfnisse befriediget haben, so wahr er in einer vernünftigen Freiheit leben muß. Denn so wenig er im Käfig oder in einem ganz isolirten Zustande Mensch wird, wird er es, wenn er in jedem Augenblicke die Schreckensscene des nahen Hungertodes vor Augen sieht. Der Mensch im Staate muß sich endlich auch einer gewissen Bequemlichkeit erfreuen können. Werden diese Grundsätze nicht beobachtet, so legt der Bürger gewiß keine Hand an die Veredlung seines geistigen Ichs; Körper und Seele bleiben zu innig mit einander verbunden. —

* * *

Daß es möglich sey, durch directe Steuern den Druck der indirecten zu beseitigen und so das Steuerwesen heilsam zu vereinfachen, das hat einst der Staatsminister von Stein in der Grafschaft Mark als ein erfreuliches Beispiel der Welt bewiesen. Die früher daselbst bestandene Accise wurde aufgehoben, der Betrag dessen, was solche jährlich aufgebracht hatte, unter die Bewohner der Städte und des platten Landes nach billigen Sätzen vertheilt; merkwürdig war der Erfolg. Mehr als sonst wurde ohne Druck aufgebracht, und von der Zeit an wuchs in dieser Provinz

sichtbar der Flor aller Gewerbe, sie erreichten eine sonst nie gekannte noch geahnete Höhe, und zugleich fühlte sich Jeder glücklich. — Solche Erfahrungen bleiben wichtig und gewähren die Hoffnung, daß doch wohl künftig noch ein Steuersystem reifen werde, welches einfach, für die Steuerpflichtigen wenig lästig, in sich gerecht und für die Moralität des Staatsbürgers nicht zerstörend sey. —

* * *

Die Finanzverwaltung bleibt immer der schwierigste Punct bei der Staatsverwaltung. Die Grundsätze einer durchweg befriedigenden Finanzverwaltung kann die Theorie sehr leicht geben, auch begründen und eben so gut rechtfertigen. Aber die schwierige Aufgabe ist die Einführung der Lehren der Schule in die wirkliche Welt, — in eine Welt, wo man die Menschheit in einem ewigen Kriege Aller gegen Alle erblickt, um die Last der Abgaben von sich auf Andere zu wälzen, und wo es keine Gesetzgebung gibt, welche die Prägravation beseitigen könnte, welche dieser Krieg für den einen oder andern verwickelten Theil erzeugt, indem hier die natürlichen Gesetze des menschlichen Verkehrs mit unerbittlicher Strenge herrschen und durch dieses Herrschen oft in einem Augenblicke die mühsamsten Calculs des Staatswirths und Finanziers vereiteln, wohl gar vernichten.

Daß die Abgabe den wirklich trifft, den sie treffen soll, dies mag der kluge, zugleich auch gewissenhafte Finanzier wohl wünschen; sein Hauptbestreben muß es auch seyn, seinem Abgabesysteme solch' eine Gestaltung und Einrichtung zu geben, welche

dieseu Wunsche möglichst zusagt und ihn fördert. Aber bei allem Streben hiernach wird die Realisirung dieses Wunsches nie ganz, bald mehr, bald weniger möglich seyn. So lange menschlicher Verkehr besteht, ist die Erfüllung jenes Wunsches nie mit Zuverlässigkeit zu erwarten, und wahr bleibt wohl der Grundsatz: Die öffentliche Abgabe trifft nur den, der sich ihr nicht zu entziehen weiß. —

* * *

Treue und Glaube sind goldes- und silberwerth! — Ein altes, aber wichtiges Spürchwort. Jede Finanzverwaltung möge sich nur fest an dieses halten. Vor Allem muß sie Zutrauen erregen und verdienen; hier nur ist der sicherste Grundstein zu suchen, auf dem das Glück der Völker ruht. Ueberall, wo das köstliche Vertrauen zwischen Regierer und Regierten herrscht, wird Glück und Zufriedenheit aufblühen, wird jede Last muthig ertragen werden. Die Erdscholle, welche ein Volk bewohnt, wird ihm ein Vaterland werden; kein Opfer wird ihm zu groß seyn, um dieses kostbare Gut zu erhalten und zu beschützen. —

Wo Vertrauen herrscht, da sieht jeder Bürger in den Summen, die ihm abverlangt werden, seinen billigen Beitrag zu den Bedürfnissen des Staats, da nimmt überhaupt das Volk des Fürsten Wort an und bauet darauf. Thut aber die Finanzverwaltung unvorsichtig und leichtsinnig Fehlgriffe, geht sie auf unglückliche Abwege, dann wird auch bald das Bedürfniß des Augenblicks das Herrschende, und Mißtrauen bemächtiget sich des Volks, es glaubt, es fühlt sich vergessen, es sondert sich ab, und endlich wird die Finanzverwal-

tung mehr und mehr angesehen als eine gefährliche Macht für den Bürger, von allen Seiten wird das persönliche Interesse dem allgemeinen widerstreben. Genug, Wahrheit muß der unerschütterliche Grund seyn, worauf die Tugend der Finanzverwaltung beruht. —

Das wechselseitige Vertrauen wird immer größer und fester seyn, je bestimmter die Form ist, wodurch die wechselseitige Verbindlichkeit begründet wird. Daher kann auch in einer constitutionnellen Monarchie das höchste Zutrauen für Regierer und Regierte vorzüglich erreicht werden. Nur bei bestimmten, von der Nation selbst übernommenen Abgaben wird jedes Individuum gern seinen Antheil hergeben. —

* * *

Heilighaltung des gegebenen Wortes, Erfüllung der gesetzlichen Verbindlichkeiten, also auch nicht blos der Besitz handgreiflicher Reichthümer ist die einzige Basis des Staatscredits. Dies lehrt uns die Geschichte und Kenntniß mancher Handelshäuser, die unermeßliche Capitalien creditweise wie durch magische Kraft an sich gezogen haben, obschon solche Häuser auf ganz unbeträchtlichen hypothekabeln Fonds ruhten. Aber das Jahrhunderte hindurch gehaltene Wort macht die Basis eines solchen Hauses aus.

Die Erscheinung, daß oft ein einzelnes Handelshaus mehr Credit hat als der Staat, darf uns auch nicht in Erstaunen setzen. Noch ein anderer Umstand ist dabei wirksam. Denn nicht gerechnet, daß das Privat-Eigenthum in gewissen Zeiten weit mehr Garantie gibt und findet als das eines Staats, so ist

auch gegen ein Handelshaus die Justiz weit schleuniger hülfreich, und man kann wohl voraussetzen, daß ein verständiger, gewissenhafter Privatmann, der diese Operation und deren Folgen kennt, gewiß kein verbindendes Versprechen eingehen werde, welches zu erfüllen er nicht im Stande seyn sollte. —

* * *

Die Finanzminister benutzen jetzt, und vorzüglich in Augenblicken dringender Noth, wenn z. B. Krieg die Bedürfnisse des Staats vermehrt hat, den Staatscredit auf eine Art, wodurch dieser am ersten in eine gänzliche Ohnmacht verfallen kann. Sie suchen die Bedürfnisse entweder durch neue Auflagen, oder weil gute Fürsten doch nicht gern die Lasten der Unterthanen vermehren wollen, durch Anleihen zu decken. Ist in zurückgekommenen, zerrütteten Staaten Papiergeld im Gange, so pflegt man solches zur ersten bequemsten Aushülfe über Verhältniß zu vermehren und der lieben Nachkommenschaft dessen Einlösung zu überlassen.

In den Zeiten, wo man noch kein Papiergeld kannte, auch keine Staatsschulden machte, war es Gebrauch in einzelnen Kriegesjahren bis $\frac{1}{16}$ des Vermögens vom Unterthan zu fordern, und wo man dies doch zu stark fand, bis $\frac{1}{6}$ des Einkommens von allen denen zu nehmen, welche über das Allernothwendigste erwarben. Damals drückte der Krieg vorzüglich die Vermögenden, die reichen Grund= und Güterbesitzer, jetzt wird aber besonders der Mittelstand im Volke ruinirt, zumal wenn gar noch Zinsreductionen der Staatsschul=

den oder Capitalreductionen in der verzinslichen oder unverzinslichen Staatsschuld erfolgen. —

Aber ein talentvoller, gewandter Finanzkopf weiß sich zu helfen. Bei Anleihen, die man macht, bildet man, um alle Wunden zu heilen, einen Tilgungs-Amortisations-Fond. Dieser ist jetzt die Lieblingsidee. In ihm findet man die heilsame Quelle, durch welche die Staaten von dem Schuldenübel geheilt werden können. Hier ist das specifike Uebel nicht allein gegen alte, sondern auch für neue Wunden. Jetzt borgen die meisten Staaten, indem sie den Borgern die Aussicht zu ihrer Befriedigung in einem Tilgungsfond, und der Nation gleichsam ein Beruhigungsmittel für alle ihr geschaffene Lasten darbieten.

Eine große Schwierigkeit ist aber doch auch noch dabei zu bekämpfen, d. i. die Quelle des Tilgungsfonds sowohl, als auch die Renten für die Fonds selbst von der Nation aufzubringen. Um diese Aufgabe zu lösen, bleiben nur zwei Mittel übrig. Das Einkommen der Nation und der Staatscredit muß in Anspruch genommen werden. In diesen beiden Mitteln hat der Finanzminister einen glänzenden Spielraum seiner Operationen. Er gleicht aber ohngefähr dem Zauberwalde der Armida, wo er die lachendsten Gestalten herbeizuschaffen vermag, die aber mit Einem Schlage oft in ihrer Hinfälligkeit erscheinen. Mit Einem Worte, die Folge dieser Operation ist die, daß der Staat auf der einen Seite durch drückende Auflagen, und auf der andern durch neue Schulden in eine noch größere Erschöpfung versinkt. —

* * *

Wir haben jetzt Zeiten erlebt, wo man glaubte, dem Credit im Staate durch Indulte aufzuhelfen. Erfahren haben wir aber auch, daß dies ein sehr schlechtes Mittel ist. Wenn alles im Staate verschuldet ist, bleibt's sicher immer gerathener, das Uebel — welches freilich immer groß ist — seinen Gang gehen zu lassen, als daß man Palliative ergreift, die es noch weit ärger machen. Von dieser Art ist die gesetzliche Dispension aller Capitalzahlungen. Durch diese wird der Glaube an Treue und Redlichkeit nicht erhöhet, denn man weiß immer nicht, ob es am Willen oder an der Begünstigung des Gesetzes liegt, wenn der Schuldner nicht zahlt. Der Glaube an kluge Rechtlichkeit wird geradezu vernichtet, denn der säumige Schuldner hat nichts zu befürchten, im Fall er nicht zahlt; er kann sogar bei dem Nichtzahlen seinen Vortheil finden; er kann die Rückzahlung fälliger Capitalien, die er mit landüblichen Renten verzinset, aussetzen, um das Geld in Unternehmungen anzulegen, die eine größere Rente versprachen. Dies Mittel ist also immer ein Verstoß gegen alle Rechtlichkeit und Redlichkeit, es läßt eine bleibende Narbe zurück. —

Ueberdem ist aber die nothwendige Folge eines allgemeinen Indults die, daß jeder Capitalbesitzer seine Fonds, wenn ein Indult zu befürchten steht, einzieht und sie lieber dahin sendet, wo man zu diesem dem Ganzen mehr schadenden Heilmittel noch nicht gegriffen hat. Creditlosigkeit wird also durch Indulte nicht nur nicht gehoben, sondern offenbar vermehrt und verlängert. Dem Lande und den Corporationen, welchen man diese vermeintliche Hülfe zugestanden, wird außerdem noch das Mittel entzogen, die Grundstücke zu verbessern, oder irgend neue nützliche Unternehmungen zu fördern.

Kommt ein einzelner Schuldner durch einen hartherzigen Gläubiger ganz in's Gedränge, so werde ihm lieber durch ein Special-Moratorium geholfen. Ein General-Moratorium bleibt in jeder Hinsicht ein gewaltsames Mittel, und man muß sich auch hier hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Wenn der Staat in bedrängten Zeiten nicht alles garantiren kann, was er seiner Bestimmung nach garantiren sollte, so suche er wenigstens das zu erhalten, was sich erhalten läßt, und versage aus einem übertriebenen Billigkeitsgefühle dem nicht die Hülfe, dem er noch helfen kann. Dies will die Gerechtigkeit, aber auch die staatswirthschaftliche Klugheit fordert es. Jedes andere Verfahren ist nicht bios unrecht, sondern verderblich zugleich. —

* * *

Landcredit-Systeme sind treffliche Förderungsmittel der Boden- und Gütercultur, in sofern verdienen sie alle Aufmerksamkeit und Achtung. Schlesien z. B. würde nach dem siebenjährigen Kriege gewiß nicht sobald das geworden seyn, was es ist, hätte man das Creditsystem nicht eingeführt; man schaffte dadurch der landwirthschaftlichen Betriebsamkeit eine ganz neue Schwungkraft. —

Der Credit will eine Basis haben; eine festere gibt es nicht, als sämmtliche Grundstücke, welche das Eigenthum der sogenannten Landschaft einer jeden Provinz bilden. Wenn sich sonst jedes Individuum so viel Credit verschafft, als sich mit dem Vertrauen auf seine Moralität und die Beschaffenheit seiner Vermögensumstände verträgt, so hört dies jetzt auf und wird fernerhin nicht mehr Nothwendigkeit. Durch den Zusammen-

tritt sämmtlicher Grundeigenthümer in jeder Provinz wird ein ganz anderer Credit organisirt. Alle für Einen und Einer für Alle geben ihre Grundstücke zum Unterpfande; die Gläubiger haben die vollständigste Garantie, die sie sich wünschen können, und geneigt werden sie, ihre Capitale denen anzuvertrauen, welche dieselben zu Verbesserung ihrer Umstände brauchen.

Die Vortheile solcher Credit=Institutionen springen in die Augen; aber eben so nachtheilig können selbige wieder werden und sind es schon geworden, wenn man den wahren Zweck aus den Augen verliert und sie blos dazu benutzt, um damit schwindelnde Speculationen auszuführen und den Güterpreis in die Höhe zu treiben. Jener Güterschacher, den wir erlebt haben, entsteht alsdann und wird das Grab aller wahren Landcultur. Aber auch noch andere wesentliche nachtheilige Folgen erwachsen hieraus. Während Grund und Boden einen absoluten Werth hat, ist der Werth des Geldes kein absoluter. Wird nun Beides so in Concurrenz gebracht, daß der Werth des Geldes gegen den Werth der Güter herabgesetzt wird, so muß die unmittelbare Folge davon eine Vertheurung der Bedürfnisse erster Nothwendigkeit seyn. —

Endlich liegt es wohl klar am Tage, daß auf den Werth solcher Credit=Institutionen und deren Haltbarkeit die Veranschlagungs=Taxationsgrundsätze und das ganze Abschätzungs=Verfahren den wichtigsten Einfluß haben. Seitdem die Landwirthschaftskunde überhaupt sich zur Wissenschaft erhoben und wirklich in Erstaunen setzende Fortschritte gemacht hat, müssen die Veranschlagungs= und Taxationsgrundsätze durchaus nicht hinter ihr zurückbleiben; sie müssen mehrmals von Zeit zu Zeit geprüft, abgeändert und ergänzt werden; aber

nicht allein die äußere Form, sondern die Hauptsache muß dabei im Auge behalten werden. —

* * *

In Staaten, in denen sich die Thätigkeit der Regierung äußerst ausgebreitet und vielseitig zeigt, wird durch die Organe der Staatsgewalt doch bei weitem nicht soviel gehandelt, als es auf den ersten Anblick scheint; desto mehr aber wird von ihnen geschrieben, und wenn wir ihre Wirksamkeit auch oft im Leben vermissen, so erscheint sie uns desto kräftiger und fruchtbarer auf dem Papiere. Im eigentlichen Sinne kann man sagen, daß die Staaten in unsern Tagen mit der Schreibfeder regiert werden. —

An sich wäre dies nun zwar kein so großes Uebel; es käme nur darauf an, wie und zu welchen Zwecken die Schreibfeder geführt wird. Aber wieder sehr bedenklich erscheint die Sache, wenn man über dem Gebrauche des Mittels den Zweck desselben vernachlässiget oder gar vergißt; und das ist denn auch in der That der Fall, wenn in unserm Staatsleben der tiefgewurzelte und durch Gesetze befestigte Gebrauch will, daß das Wort nichts mehr gelte, sondern alles nur die Schrift — daß jedes Geschäft, auch das unbedeutendste, begonnen, fortgesetzt und vollendet werde mit der Feder — daß Feierlichkeit und Treue nur erscheine und bewahrt werde auf dem Papiere — daß das Arbeitszimmer einer jeden Behörde sich verwandele in eine Niederlage von Acten — daß alles schriftlich aufgenommen, alles schriftlich bewiesen und über alles schriftlich referirt werde — daß die Unterbehörden die Zeit hinbringen mit Fertigung von Berichten, Ueber-

sichten, Tabellen, die Niemand liest — daß die höheren Behörden nicht eingreifen und handeln, sondern rescribiren — und daß mit Einem Worte das Schiff des Staats gelenkt und fortgerudert werde, nicht auf dem Wege, den der Pharus eines hellen Verstandes zeigt, und nicht mit der Kraft des festen und gerechten Willens, sondern durch die Handhabung eines Gänsekiels. — Und nun die Resultate, die sich hieraus ergeben? Der Beobachter, oft selbst Mitgenosse von dem Treiben der Dinge im höhern innern Staatsleben, wird sie bald inne. Die Zeit, die zu den Geschäften verwendet werden könnte, wird vergeudet, geht mit dem Schreiben verloren. In den Verwaltungs=Organen, in deren Händen die öffentlichen Angelegenheiten liegen, erstickt der praktische Sinn und die Energie zum Handeln. Alles auf die lange Bank geschoben, harrt man vergeblich Jahrelang auf die klare Erledigung der einfachsten Sache. Oft beträgt die schleppende Form, die Umständlichkeit der Behandlung, in Beziehung auf Kosten=Zahlung, mehr, als das ganze Object werth ist, um das es sich handelt. Heere von Ober= und Unterofficianten, die ihr Leben mit der Production unnützer Buchstaben hinbringen und verlieren, sind den Cassen des Staats, bei allen unsern übrigen erfundenen kleinlichen, meistens lächerlichen Geloerspa=rungs=Vorschlägen, zur größten Last. Wenn werden unsere Regierungen endlich alle diese Zeitübel anerkennen und uns zu jener Einfachheit zurückführen, wo weniger geschrieben aber mehr und kräftiger gehandelt wurde? —

* * *

Unter allen Angelegenheiten des bürgerlichen Vereins ist und kann wohl keine wichtiger seyn als die Rechtspflege. Nennen kann man sie ganz eigentlich: das Lebensprinzip, das durch alle Adern des Staatskörpers strömt; es hebt seine Pulse oder macht sie erstarren. Ihr Gegenstand, die Gesetzgebung selbst, mag der Mängel und Unvollkommenheiten noch so viele haben; wo nur das Recht treu gepflegt wird, erhebt es sich stets über das Irdische und veredelt das mangelhafte Gesetz, wie ein werthloser Stoff in der Hand des geistvollen Künstlers sich zum köstlichsten Geschmeide umgestaltet. —

Das Gebiet des Rechts, wohin sich die bedrängte Unschuld flüchten und die Trümmer geretteter Habe bergen kann, ist ein Heiligthum, das noch kein Frevler ungestraft verletzt hat; es ist der sichere Zufluchtsort der Tugend, das schreckende Warnungszeichen des Lasters. Wohl dem Staate, der es in seinen Grenzen aufzunehmen versteht und bei sich einheimisch zu machen weiß! Recht und Gerechtigkeit ist der Quell aller Weltschönheit; Unrecht ist Lüge und Entstellung. Gerechtigkeit erbauet und schmückt jedes Leben, Ungerechtigkeit zerrüttet und schändet es. Auch gibt es nur eine wahre Größe und eine wahre Schande. Die Schande ist das Unrecht. Die Größe ist: vom Rechte nimmer weichen. — Wir können behaupten, das schön geträumte tausenjährige Reich wird nicht eher beginnen, bis die Völker das Recht zur Staatsreligion erhoben haben.

* * *

So lange wir noch immer fragen müssen: Was ist Rechtens? waltet immer noch das Reich der

Finsterniß, denn Rechtens ist fast niemals, was Recht ist, und das zermalmende Sündenbekenntniß der Juristen: summum jus, summa injuria, sagt in diesen vier trocknen Worten mehr vom menschlichen Elende, als in den Werken aller Philosophen darüber gesagt ist, und, bis das Elend aufhört, noch gesagt werden kann.

Das lebendige Gefühl des Menschen, welches der Schöpfer in die Menschenbrust gelegt hat, läßt sich nicht drehen und deuteln; die Heiligkeit seiner Aussprüche spottet jeder Menschensatzung; der Geist seiner strengen Gerechtigkeit sondert und richtet, wie im Himmel gerichtet wird; kein Vorurtheil gilt vor ihm, keine weltkluge Rücksicht tritt ihm nahe; Haß und Gunst erreichen ihn nicht. Dieser Geist der Gerechtigkeit, vor dem kein Geist der Gesetze menschlichen Ursprungs bestehen kann, bekundet das Göttliche im Menschen; ohne ihn würde die sittliche Welt längst untergegangen, auch selbst die Möglichkeit gesellschaftlicher Ordnung verschwunden seyn, mit ihm und durch ihn hat sich die Menschheit in allen ihren Drangsalen aufrecht erhalten, die Cultur sich ausgebreitet, der Begriff des Staats sich als nothwendig bewährt. —

Sind die Beherrscher der Staaten vom Geiste der Gerechtigkeit nur ganz durchdrungen, erleuchtet und bewegt, so wird dieses Geistesstreben fortwährend dahin gehen, daß überall nur das Recht geschehe, und dann wird auch die Frage: Was ist Rechtens? bald nicht mehr gehört werden. Denn wo nur das Rechte geschieht, ist auch kein ungerechtes Gesetz mehr denkbar, kein Richter mehr gezwungen, gegen seine Ueberzeugung zu sprechen; der Urtheilsspruch wird nicht mehr ein Zündstoff neuen Hasers werden.

Je schwieriger es seyn mag, Staatsverfassungen, die schon lange bestanden, auf den reinen Begriff des Rechts zu gründen; je bedeutender die Hindernisse sind, die sich der gänzlichen Umgestaltung entgegen stämmen, desto erhabener ist das Verdienst des Herrschers, der diese Umgestaltung unternimmt und mit edeln Muth auf der betretenen Bahn fortschreitet. —

* * *

Unter allen großen Veränderungen im Innern, die ein Staat erleben kann, greift keine in das allgemeine Leben des Ganzen und in die Privatverhältnisse, Interessen des Einzelnen so tief und scharf ein, als die plötzliche Umkehrung des Privatrechts. Ob sich die Verfassung oder Verwaltung eines Staats ändert, diese oder jene Form annimmt, kann und wird, wenn nicht andere Leidenschaften in's Spiel kommen, der größern, sich selbst überlassenen Menge oft sehr gleichgültig seyn. Denn nicht Jeder lebt in öffentlichen Verhältnissen und Beziehungen, nicht Jeder nimmt geradezu an der Verwaltung des Staats Theil; aber jeder Bürger, jeder Familienvater lebt und webt in Privat-Verhältnissen, welche ihm vor allem die theuersten und heiligsten sind, und deren gewaltsame Verletzung und Zerstörung muß für den Einzelnen und für's Ganze die nachtheiligsten Folgen hervorbringen. —

Was daher der Mensch als Staatsbürger vom Staate zu allen Zeiten, unter allen Verhältnissen und bei allem Wechsel der Dinge fordert, wobei gerade der bessere Theil des Volkes am meisten interessirt ist, ist Sicherheit der Person und des Eigenthums. Ob die Garantie für diese Sicherheit in den Händen

Aller oder eines Einzigen liegt, macht, im Ganzen genommen, keinen Unterschied, genug, wenn sie nur wirklich geleistet wird, wenn Jeder seines Erwerbes und der Früchte seines Fleißes und seiner Anstrengungen sicher ist.

Die Sicherheit der Person und des Eigenthums bleibt ewig die erste und höchste Bedingung des National-Wohlstandes, mithin auch der Nationalkraft; aber sie selbst ist wieder bedingt durch die Gewißheit des Rechts. Wird diese durch irgend eine plötzliche Veränderung, durch gewaltsame Machtäußerungen einer Cabinets-Justiz erschüttert, so entsteht eine verderbliche Stockung und Lähmung, es werden alsdann dem Staate Wunden geschlagen, die bei nicht eben so schneller Heilung oft erst nach mehreren Generationen vernarben. —

* * *

Wenn werden die Klagelieder über die Mangelhaftigkeit der Gesetze, die wir überall und noch immer vernehmen, aufhören? — Wenn unsere Staatsgesetzbücher dem Rechte der Natur so angemessen als nur möglich sind, d. h. wenn Menschen Gesetze geben und befolgen werden, die in der Natur des Menschen, in der Natur der Gesellschaften und in der Natur der Dinge liegen. Jedes positive Staats- und Privatgesetz müßte die Ehre des Beinamens natürlich zu erstreben suchen und sich bemühen. Alles, was positive Gesetzgebung ist und heißt, muß in den natürlichen Gesetzen seinen Grund haben, und besteht nur in weiser Lokalanwendung derselben.

Nur auf diesem Wege können wir zu der bestmöglichsten Staatsverfassung kommen; und wenn, wie wir

die Erfahrung machen, die Staaten immer mehr und mehr sich diesem Wege nähern, so ist die Zeit gewiß nicht mehr so entfernt, wo einer Welt-Staatsgesetzgebung entgegen zu sehen ist, wo man nicht zu falschen Göttern, sondern zu allgemein geachteten Gesetzen der Vernunft seine Zuflucht nimmt. Auch die letzte Instanz, welche die Menschen haben, ist — der Mensch. Wie sicher sind dann Fürsten auf ihren Thronen, wie sicher Menschen in ihrem Eigenthum!

* * *

Gesetzgbung — Rechtswissenschaft ist nicht, wie die Rechtssysteme behaupten, eine abstracte Wissenschaft, welche einen langen Unterricht erfordert. Ist sie es geworden, so liegt der Grund darin, weil Gesetz und Recht in einem besondern Organ, in der Welt der Juristen lebt, deren Zweck nur dahin geht, das Recht immer künstlicher auszuarbeiten, immer feiner zu machen und es, so zu sagen, zuzuspitzen. —

Das Recht, als Wissenschaft, ist in die Brust des Menschen gepflanzt und mit dem Menschen geboren, aber die Pflanze wird durch schädliches Unkraut erstickt! Zerstören wir nur erst jene Begriffe des Rechts als eines Gegensatzes der Rechtlichkeit, und die Gerechtigkeit wird von selbst aufblühen.

In den Augenblicken, wo die wirkliche Beschaffenheit des Vorganges die Thatsache in Gewißheit gebracht ist, geben die sittlichen Gefühle der Menschheit den gehörigen Ausspruch an die Hand. So laßt uns denn nur aufhören, Gesetze, Entscheidungen für künftige Fälle und Autoritäten aufzuhäufen. Alle Rücksicht auf hypothetische Fälle verbannend, laßt uns auf

den genauen Werth der Streitigkeiten oder Mißverständnisse achtgeben, die unserer Beurtheilung vorgelegt werden; Gerechtigkeit laßt uns üben, Mensch zwischen Mensch. —

* * *

Wenn es richtig ist, was man nach Erfahrung und Beobachtungen behaupten will, daß es fast in jedem unserer Staaten vierzig bis funfzig tausend Gesetze gibt, und die blos im preußischen Staate seit etlichen dreißig Jahren erschienenen Gesetze sechzig Bände füllen, so muß man allerdings staunen über die extensiven Fortschritte unserer Gesetzgebungskunst; wie es aber mit dem Intensiven und vorzüglich mit der Anwendung dieser Gesetzesmasse aussieht, das bleibt die wichtigere Frage. —

Ich bin des Glaubens, sagt Montaigne, wir wären weit glücklicher, gar keine Gesetze, als deren zu viele zu haben. Des Glaubens sind wir auch noch heute, denn wir fühlen es, die Vielheit derselben macht, daß man der Wirkung nach oft schwören sollte, wir wären ohne Gesetze. Viele Gesetze befehlen eigentlich die Selbständigkeit aus dem Menschen heraus, aber nicht wieder hinein. Tausende wissen gar nichts von Gesetzen und erfahren erst die Sünde, die Uebertretung des Gesetzes, durch die Strafe.

Zur Vereinfachung, zur Abkürzung unserer Gesetzbücher werden wir auch nur dann gelangen, wenn man den Gesetzen der Natur folgt, den Instinkt der Seele, das Gewissen in Anschlag bringt, die Ausnahmen meidet, kein wissenschaftliches System, sondern Gesetze schreibt und eine Ordnung erwählt, mit der

auch der gemeine Mann, vermöge der Sittenlehre seiner Religion, schon bekannt ist; nur alsdann wird Einfachheit, Kürze der Gesetze herrschen, ohne daß sich Lücken im Staate bemerken lassen, und die Preisschrift Friedrich des Unvergeßlichen: „Gut, es ist ja aber so dicke, Gesetze müssen kurz seyn" eine Krone der Unsterblichkeit verdienen. Durch die viele Gesetzgeberei entsteht am Ende eine Verwirrung, die groß ist. Die Gesetzbücher müßten überhaupt von der Art seyn, daß sie als ein eigentliches Gesetz-Vademecum zu benutzen wären, was Jedem das zuwendete, was sein ist, was er verstehen und begreifen kann, womit er täglich umgeht, und was, wenn es gleich zu Geschäften gehört, die nicht täglich vorfallen, ihn doch nicht abschrekken und ermüden könnte, da diese Gegenstände denn doch einmal zu seiner Bekanntschaft gehören.

* * *

So wie es nur Einen Gott gibt, so muß im Staate auch nur Eine Gerechtigkeitspflege seyn. Alle Privat-Gerichtsbarkeiten sind den Rechten der Nation zuwider. Jeder Gerichtsherrschaft, jeder Art von Patrimonial-Jurisdiction, die ein Particulier ausübt, klebt eine Art von Unanständigkeit an, die an das eben nicht Ehrenvolle, selbst Kläger, Richter, Henker zu seyn erinnert, und es erfordert eine Künstelei, um den Gutsherrn und seinen Justizverwalter nicht für Eine Person anzusehen.

Die Gerichtsbarkeit soll ganz Ausfluß der obersten Staatsgewalt seyn. Es ist schon an sich widersprechend und dem Staatszwecke entgegen, daß das Recht über Leben, Ehre und Gut der Staatsbürger zu richten,

ein Bestandtheil des Eigenthums eines Privaten seyn soll. Die Besetzung dieser Gerichte sichert auch keine ordentliche Rechtspflege. Alles hängt zu sehr von der Privat=Convenienz des Gerichtsherrn ab. Niemand kann Richter in seiner eigenen Sache seyn. — Eggers in seiner allgemeinen bürgerlichen Proceßordnung behauptet daher mit Recht: Die besten Anordnungen über Behandlung der Processe sind eitel Werk und vergebens, wo der Gutsherr mit seinem Gute das Recht erbt, seinen Bauern Recht sprechen zu können.

Bei Aufhebung der Patrimonial=Jurisdiction wird freilich nicht mehr das Recht in der Burg des Gerichtsherrn gehandhabt, und wohl kann es seyn, daß Einer oder der Andere der Gerichtseinsassen einen etwas weitern Weg zu machen hat zum Gerichte. Dagegen sind aber auch wieder die Gerichtssitzungen nicht mehr durch viertel, halbe Jahre getrennt. Auch die Gerichtseinsassen, welche doch immer oft meilenweit zum Wohnorte des Richters gehen mußten, oft vergeblich, mit Verlust der kostbaren Zeit, dahin wanderten, treffen nun die richterliche Obrigkeit immer gewiß an ihrer Stelle.

Beachten wir auch noch den wichtigen Umstand: Ein einzeln stehender Richter, gewandt, auch wohl gewissenlos genug, die Formen zu schonen und keinen schriftlichen Beweis seiner Untreue existiren zu lassen, kann ohne Controle gelassen und, im Dunkeln handelnd, aller Verantwortung und Strafe sich entziehen, und doch, wo er nicht übersehen werden kann, viel Böses wirken. Freilich kann es auch bei collegialischen Gerichtsbehörden schlechte Mitglieder geben. Aber wo die Rechtspflege bei collegialischen Formen eine zweckmäßige Publicität genießt, wo sie nicht so vielfältig zersplittert ist und dadurch in eine Winkeljustiz ausartet, da

wacht immer die Controle des Staats, auch die öffentliche Meinung, mit Einem Wort, es bleibt alsdenn für Willkür, Dünkel, Bequemlichkeit und bösen Willen weit weniger Spielraum übrig. —

* * *

Es gibt Grundgesetze, wodurch das Ganze beherziget, dem gemeinen Wesen die gehörige Form eingedrückt wird; aber außer diesem gibt es auch Gesetze, wodurch die Rechte und Verbindlichkeiten der Staatsbürger unter sich selbst bestimmt, auch die Strafen angegeben werden, die sich Jeder zuzieht, der entweder den Grundgesetzen oder den bürgerlichen Gesetzen entgegen handelt. Aber die Hauptsache ist: nicht nur, wenn die Grundgesetze entworfen, berichtigt und befestiget werden, sondern bei jeder Gesetzgebung sollte das Volk nicht vernachlässiget werden. Es muß Antheil haben an der Gesetzgebung, weil jedes Gesetz der Ausdruck des allgemeinen Willens und gültig für alle Staatsbürger seyn soll. —

Gesetze, die man sich selbst gibt, sind mit dem Menschen im eigentlichsten Sinne verwand; an denen der Mensch selbst Antheil hat, werden auch weit leichter und williger erfüllt werden. Eigentlich sind doch alle bürgerliche Gesetze göttlichen Ursprungs, in soweit sie aus der Natur geschöpft werden. Der Regent im monarchischen Staate setzt sich also auch gar nicht herab, wenn er etwas gesteht, was auch, wenn er es nicht gestanden hätte oder eingestehen wollte, sichtbar ist — daß er auch nur ein Mensch sey! — und mehr als dieses Geständniß legt er nicht ab, wenn er es dem Volke einräumt, die Gesetze aus sich selbst und aus der Natur des Menschen zu schöpfen.

Werden diese Gesetze nach den verschiedenen Bedürfnissen der Oertlichkeit und des Volks verschieden bestimmt und zweckmäßig modificirt, so wird ihre Natur nicht geändert — denn dies kann Gott selbst nicht — sondern nur den Staatsbürgern näher gelegt. Dies Geschäft ist keinem so angemessen als den Staatsbürgern selbst. Entwirft das Volk unter der Oberaufsicht des Monarchen Gesetze, so werden sie, außer dem erhabenen Ursprung, auch gewiß einfacher und verständlicher für Jeden ausfallen; und dies ist doch das wesentlichste Erforderniß eines bürgerlichen Gesetzbuchs. Fließen sie vom Monarchen und seinen Justiz-Ministern allein aus, so werden sie es schwerlich vermeiden, sich auf Entscheidungen einzelner Fälle einzulassen; im andern Falle werden sie sich aber mehr zu allgemeinen Grundsätzen erheben, und darin besteht die wahre Würde des Gesetzbuches. Und endlich, wenn bei dem Gesetzgebungsgeschäfte die Einsichten, die Kenntnisse des ganzen Volks benutzt werden, so wird man bei der Vollziehung derselben auf wenigere Schwierigkeiten hinterher stoßen, die bald jene, bald diese augenblickliche Abänderungen, Declarationen veranlassen, auch wohl sogar eine gänzliche Zurücknahme des öffentlichen Willens erzwingen.

* * *

Wenn wir so viel über und vom Volksgeiste reden hören, was ist denn eigentlich darunter zu verstehen? — Wohl nichts anderes als jene allgemeine, durch Denk- und Handlungsart sich stets kräftig äußernde Stimmung eines Volks für die Erhaltung und Vermehrung seiner sämmtlichen sittlichen und körperlichen

Besitzthümer. Herrlich ist dieser Geist, er liebt sein Vaterland und ist entbrannt in der Liebe zur Verfassung seines Staats; seine Mitbürger sind ihm Blutsverwandte, obgleich er auch mit weltbürgerlicher Liebe die Welt umfaßt; bereit ist er in jedem Augenblicke, am Tage und in der Nacht, Land und Brüder zu schützen. —

Dieser Volksgeist allein ist es auch, welcher die Selbständigkeit eines Volks zu sichern vermag.

Nur in drei Dingen liegen die echten Anregungen zur Entwickelung des wahren Volksgeistes — soll er nicht blos in plötzlichen, bald wieder vorübergehenden Exaltationen bestehen — in der Erziehung, in der Verfassung und in der Regierung. — Greifen diese drei Dinge in schöner Einstimmung ein, so wird Liebe und Stolz für und auf Vaterland kräftig emporkeimen; ein Volk müßte mit einer Geistesschlaffheit ohne Gleichen behaftet seyn, es müßte zur Knechtschaft von innen heraus bestimmt seyn, wenn in ihm nicht ein fester, reiner Volksgeist lebendig werden sollte. —

Mit Recht muß man daher auf Einführung guter Municipal-Verfassungen dringen, *) wodurch der Staatsbürger zur Selbständigkeit und zur thätigen Theilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten herangezogen werden kann. Was können alle Landesversammlungen helfen, um darüber zu berathschlagen, was dem Allgemeinen frommt, während sich in keiner Brust der Sinn für dies Allgemeine findet, weil er durch das nichtige bürgerliche Wesen zu Hause erstickt und getödtet wird? Die Municipal-Verfassung ist die

---

*) Siehe politische Lectionen für die Deutschen des 19. Jahrhunderts, von Joh. Gottfried Pahl. München bei Fleischmann. 1820.

Urform und der Stamm der Staats-Verfassung, so wie die Schule für das bürgerliche Talent und den bürgerlichen Charakter. Ohne sie bleiben die Stellvertreter des Volks Drathpuppen oder Intriganten, und das Gesetz ein leerer Schall. Ist aber die Selbständigkeit hergestellt und rege, und das Gesetzbuch lebendig in der Heimath, so wird die Eine und das Andere sich bald euch in seiner Kraft erweisen auf dem Rathhause des Gesammtvaterlandes. —

* * *

Beobachten wir die Erscheinungen der Zeit, so werden wir finden, wie die Ueberzeugung, daß auf der Herrschaft der Gesetze — der wahren und einzigen Gleichheit — das Glück des Staats und der Einzelnen beruhe, im Volke mehr verbreitet ist und tiefer gefühlt wird, als man gewöhnlich glaubt. Der Bürger will etwas Bestehendes, das nicht ihn allein binde, sondern alle Glieder des Staats umfasse. Er will nicht nur seinen Erwerb, sondern seine Existenz als Mensch, als Glied des Staats durch Gesetze und Verfassung gesichert sehen. Er hat den Mißbrauch der Menschengewalt kennen gelernt, deswegen will er Gesetze und die Macht sie zu erhalten; er kennt die Schliche der Unredlichkeit, und darum will er das Menschenrecht der freien Rede und Schrift sich nicht schmälern lassen, welche alle Finsterniß ans Licht bringt. —

* * *

Das wichtigste Hinderniß der sittlichen Nationalbildung, meint Graf Soden, *) sind die stehenden

*) In seiner Staats-Nationalbildung.

Heere. — Zu wahr ist's nur, daß dieses furchtbare Institut in den Städten sowohl, wie in den Hütten des Landbewohners, die Sittlichkeit entwurzelt. Wir wollen nicht berechnen, wie sehr es die Production hindert und vermindert, und so dadurch dadurch der Wohlstand aller gekürzt wird.

Die in Kriegeszeiten vom Militairstande unzertrennliche Ungebundenheit ist vielleicht den Sitten minder gefährlich als der Müßiggang und die Langeweile in Friedenszeiten. Beides bahnt den Weg zu einer gewissen Zügellosigkeit, die den friedlichen Bürger in seinem Familienkreise oft um alle häusliche Glückseligkeit bringt und manches unschuldige Opfer erzwingt. — Dieses Institut in so mannichfaltigen Beziehungen den Staatsbürgern entgegengestellt, muß seiner Natur nach der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig werden.

Es gibt dagegen, meint Soden, kein ausreichendes Mittel, als die Vernichtung dieses Instituts. Aber die Organisation der menschlichen Natur macht diese Vernichtung gefährlich, ja vielleicht unmöglich. Hoffen wollen wir indessen, daß, wenn auch die Entwürfe zu dieser Vernichtung unausführbar seyn sollten, doch wir uns dem Zeitpuncte nahen, wo es wenigstens möglich seyn wird, dieses Unheil durch die Gründung der allgemeinen Vaterlands-Vertheidigung, der National-Miliz, zu mindern. Und das ist alles, was der besonnene Weise von der Menschheit zu erwarten wagt; eingedenk, daß der Fortschritt der geistigen Cultur auch die Leidenschaften gerade mittelst der Verfeinerung erhöht, also jene Unruhe der Seele begünstiget, für die es einzig im Kriegeszustande einen Spielraum zur Kraftäußerung und Entladung der verschlossenen Flamme gibt. —

* * *

Im Staate muß das Militair so organisirt seyn, daß es zur Vertheidigung des Staatsbürgers immer bereit, auch hinreichend ist, aber auch nie zum Nachtheil der bürgerlichen Freiheit und wohl gar zur Unterdrückung des Volkes gebraucht werden kann. Dies ist einer der wesentlichsten Grundsätze der nordamericanischen Verfassung und sollte Grundsatz jeder Verfassung seyn; die Wahrheit desselben muß allgemein anerkannt werden.

Jedes Heer, welches sich im Gegensatz des Volks als ein Ganzes ansieht, ist eine Zerstörungs-Maschine, welche nicht nur Fremden, sondern auch sehr leicht den Befehlshabern gefährlich werden kann, sobald die Hoffnung eines höheren Preises als des bisherigen vorhanden ist. Die merkwürdigen Tage unserer letzten Zeit, des Kampfes für König, Vaterland und Herd, mögen doch nur immer mehr überzeugen, daß überhaupt Volksbewaffnung, Landwehr, die einzigen sicheren Wehre sind. Kein vom Volk getrenntes Heer war unbesiegbar, kein einiges wirkliches Volk hat noch je den Söldnern eines Eroberers erlegen. Die Bestätigung findet sich überall in der nie trügenden Geschichte. —

* * *

Ein wesentlicher Vortheil der Volksbewaffnung zeigt sich vorzüglich mit darin, daß sie einen der Gesellschaft gefährlichen Kastengeist und die Ueberhebung eines Standes über alle übrige ausschließt. Sie macht das ganze Volk zu Waffenbrüdern, Alle nehmen Theil an der gemeinschaftlichen Gefahr, auch sichert sie mehr wie jede andere Einrichtung gegen Angriffe und Ueberwältigung, weil bei einem Plane zum Angriffe die

Mittel des Gegners und seine Widerstandskraft, so wie die zu erkämpfenden Vortheile in Betracht kommen, die sich durch den nothwendigen Kostenaufwand sehr verringern müssen, wenn eine Kraft aufgeboten werden muß, welche die eines ganzen Volkes zu überwältigen vermag.

Und warum ist diese der Natur der Gesellschaften angemessene Art der Vertheidigung bisher nicht schon allgemeiner benutzt worden? — Der Grund ist wohl in zwei Dingen zu finden; einmal darin, daß man die Bildung der Heere für schwieriger hielt, als sie ist. Man erschwerte die Kriegskunst durch minder wesentliche Dinge; man setzte einen zu großen Werth auf das Technische, konnte sich nicht frei machen vom Pedantismus, der, halb auf Wahrheit, halb auf Vorurtheile gegründet, überall eine unerbittliche Herrschaft ausübt und auf jene Spielereien leitet, wodurch sich ein nachtheiliger Kleinigkeitsgeist bildet, der am Ende blos zum Soldatenspiel ausartet. Ferner in dem Gedanken, daß es gewagt sey, dem Volke die Waffen möglicherweise gegen seine eigene Regierung in die Hände zu geben. Zu leugnen ist es nicht, daß ein ganzes wehrhaft gemachtes Volk seine Kraft wohl fühlen, auch bald zum Bewußtseyn dessen, was es allenfalls ausführen könnte, gelangen dürfte. Aber wer wollte behaupten, daß hierin eine Gefahr läge, wenn die Regierung eines solchen Volkes der Denkart und den Wünschen desselben gemäß verführe?

Ein Fürst, der dahin strebt, die bürgerliche Freiheit zu sichern und dem Gefühle des Volks gemäß zu regieren, steht gewiß sicherer als ein anderer, den seine Leibwachen in Masse umgeben, wenn er ohne jenen Vorsatz ist. Ein zufriedenes Volk denkt an keine Em-

pörung, und die Anhänglichkeit der Völker an ihre Fürstenhäuser ist ein merkwürdiger und durch die neuere Geschichte bestätigter Zug der menschlichen Natur. —

* * *

Sobald ein Volk zum Genuß einer gesetzlichen Freiheit gelangt, und nach Grundsätzen der Gerechtigkeit behandelt wird, bedarf es keiner Garden, Leibwachen und großer Cohorten zur Beschirmung des Throns und der Nationalfreiheit; das ganze Volk ist dann die mächtigste Wehr und Waffe gegen die Feinde des Vaterlandes im Innern und Aeußern. Haben wir nicht davon in den Anstrengungen der preußischen Nation ein glänzendes Beispiel gesehen? In wenigen Monaten bildete sich zu dem kleinen stehenden Heere eine Macht von mehreren Tausenden aus allen Classen des Volks, aus allen Altern, die den geübtesten Truppen an Gewandheit und Beharrlichkeit, ohne den pedantischen Parade- und Kamaschen-Kriegesdienst zu kennen, nichts nachgab; und damals war die neue Krieges-Verfassung noch nicht vollendet, die Wehrmänner noch ungeübt, die Nation nur erst im kriegerischen Aufleben. —

Sollte man nicht Grund haben zu behaupten, daß man überhaupt zu viel von den großen Vorzügen der militairischen Taktik spricht? Wo die patriotische Heldenseele fehlt, bedeutet diese wenig. Das Heer in taktischer Hinsicht ist ein Instrument, dessen Spannfeder Disciplin und Ehre heißt. Allein wenn diese Feder nach langer Ruhe im starren Mechanismus verrostet, wie denn? — Aber ein Heer von Bürgern aus allen Classen, wenn es da steht, so steht es nicht blos darum da, weil es wohlfeil ist im Frieden, sondern weil

es die bloße Idee, für König und Vaterland zu fechten, in dem ganzen Volke lebendig erhält. Ein blos taktisches Heer, dessen Spannkraft bricht, stürzt zusammen wie ein morsches Gebäude, wovon nichts übrig bleibt als ein Haufen todter Trümmer. Die stärksten Festungen werden fallen, wenn der Glaube an das Vaterland nicht seine Vertheidiger begeistert. Freilich auch ein Volksheer kann geschlagen werden, allein es ersteht in jedem Bruchstücke wieder, denn jeder Einzelne trägt das organische Leben im Ganzen in sich.

Uebrigens muß auch stets ein stehendes Heer da, aber nur als Bildungsschule für die ganze Nation muß dieses vorhanden seyn. Durchaus unnöthig ist es aber auch, daß es größer sey, als es die fortdauernde Bildung des bewaffneten Volksheeres und dessen Unterhaltung erfordert. Möge man auch daneben seine vorzügliche Sorgfalt auf die Reiterei und eine wohlbediente Artillerie richten; beides läßt sich in kurzer Zeit nicht so leicht erschaffen, aber die ungeheure Masse des Fußvolks, und der überschwengliche Aufwand desselben, durch kostspieligen äußern Glanz eines puppenartigen Uniformspiels, bleibt ein leidiger Ueberfluß und ist des Staats unvermeidlicher Ruin.

* * *

In unserer Zeit ist Alles anders, und wie die Sachen jetzt stehen, ist von der Vernachlässigung der eigentlichen Volksbildung und einer schmachvollen Geistesfesselung alles zu fürchten, was die Vorzeit kaum kannte. Aber an einem sichern Rettungsmittel fehlt es uns auch nicht. Es ist — außerdem was zu Begründung eines edlern innern Staats- und Bürgerlebens wesentlich gehört — die Beförderung tüchtiger, rich-

tiger Geistesbildung, allgemeinere Verbreitung gesunder Begriffe und Einsichten, und was vorzüglich Noth thut, Erhöhung und Belebung wahrer, reiner, religiöser Gefühle und Gesinnungen; durch diese wird allein Reinigung der Sitten und Veredlung des gesellschaftlichen Lebens gefördert. Wer seine Zeit kennt und die Richtung der schon vorhandenen, zum Theil so flachen und irre laufenden religiösen und politischen Aufklärung beachtet, der wird es verstehen und fassen, wenn von zweckmäßiger Volksbildung, reiner Aufklärung und lebendiger Religiösität die Rede ist. —

Der Mensch, dies herrliche Geschöpf, berufen ist er dazu, an Allem, was ihn umgibt, seine Kraft abzuschleifen; emporsteigen soll er von der Unwissenheit zur Erkenntniß, von der Trägheit zur Thätigkeit, von der Sinnlichkeit zur sittlichen Güte, zu der Reinheit wahrer religiöser Gefühle, die ihn den guten Geistern einer bessern Welt nähert. — In der richtigen Aufklärung des Volks, in seinen weiterkommenden Erkenntnissen liegt die ganze Löwenkraft der Menschheit. Nur so können und müssen auch die tausend Schlingen des Aberglaubens, der Unsittlichkeit und Gefühllosigkeit, in denen es sich noch windet, gelöset werden. Um manches ist es freilich schon besser geworden; man unterscheidet jetzt wenigstens das Volk von der Heerde, die man blos grasen läßt, um ihr Fleisch zu verzehren und ihre Wolle zu nehmen. Aber noch weit besser muß der Zustand des Volkes werden.

* * *

Viel und sehr viel ist in unsern Tagen für die wissenschaftliche Cultur gethan, aber um so mehr er-

fordert es auch die Nothwendigkeit, mit größerem Ernste für des gesammten Volkes geistige, religiöse und praktische Bildung zu sorgen.

Rühmen wir unsere Fortschritte in Wissenschaft und Kunst, so viel wir wollen, dennoch zeigt dies noch nichts für die mehr gewonnene Moralität. Oft kann die Menschheit zurückgehen, wenn Kunst und Wissenschaft mit schnellen Schritten vorwärts schreiten; etwas, was sich leicht aus dem Gange menschlicher Dinge erklären läßt, und durch das Schicksal der alten Völker deutlich bewiesen wird. Waren nicht die Griechen verderbter, als Plato, Aristoteles und Zeno in ihrer Mitte lebten und die Philosophie begründeten? Erniedrigt und entnervt lag Rom schon darnieder, da seine Weltweisen, Redner und Dichter auftraten und glänzten. — So kann also die Moralität fallen, indem die höchste, wissenschaftliche Cultur steigt. Auf das Leben und Handeln der Menschen in ihren häuslichen und geselligen Verhältnissen laßt uns hinsehen und aufmerken, wie sie in ihren eigenen und des Staats Geschäften denken und handeln, und wie Religion ihr Gemüth belebe und leite. — Nicht ist etwa damit gemeint, als wenn wir auf der wissenschaftlichen Bahn inne halten sollten, uns zu begnügen mit dem, was auf dem unermeßlichen Gebiete gewonnen wurde. An Stillestand ist aber auch nicht zu denken, und eben so thöricht als unmöglich wäre es, die rastlose Arbeit der Geister beschränken zu wollen, die einmal auf die Weise, wie das wissenschaftliche Forschen in unserm Welttheile betrieben wird, nie ruhen kann. Nirgend ist in der Natur ein Stillestand, ein träges Verweilen auf einer Stufe des Wirkens; am wenigsten darf der Geist des Menschen ermatten. Je muthiger, ununterbrochener

er zu dem Lichte hinaufstrebt, um so fortschreitender entwickelt sich die Bildung seines Geistes. —

* * *

Laßt uns Menschen machen ein Bild, das uns gleich sey! — So müssen wir auch sprechen. Wollte Gott nur wir könnten das! Alle Formen des gesellschaftlichen Zustandes und unsers Bürgerlebens mögen noch so weise erdacht, die Anstalten zum Verein und Glück der Völker noch so zweckmäßig seyn, Menschen bedürfen wir, die in das edlere Leben sich finden, uns darstellen in ihrem Leben, denken und handeln. Alles hilft sonst nichts; es bleibt nur starre Form, die sich selbst zerbröckelt unter den eigenen Händen derer, die sie nicht zu handhaben wissen. — Menschen bedürfen wir, in denen die Herrschaft der Vernunft überall stärker ist, als die Macht der Dinge; die da zeigen, daß Freiheit und Sittlichkeit allein für den Menschen Werth haben und ein würdiges Streben seines Ziels sind. Die Welt wird vom Schein beherrscht, auch betrogen. Meistens ist eine fortwährende Selbstverblendung über ihr wahres Interesse der Menschen Streben und Beginnen. Daher müssen wir Menschen haben und bilden, die es tief und wahrhaft fühlen, ihre höhere Bestimmung liege darin: die Wahrheit zu erkennen, in der Wahrheit zu wandeln, durch die Wahrheit frei zu werden, oder mit andern Worten: weise und gerecht zu werden. —

Es soll und will unter Menschen und Völkern etwas Besseres werden, als es vor hundert und tausend Jahren war. So mögen sich aber auch die Menschen selbst neu gebären, und Jeglicher in seinem Stande etwas Besseres seyn, als er sonst war, und das Rechte

thun, was Allen wohl thut. Nur dann, wenn Jeder thut was er soll, wenn Jeder hält was er verspricht, wenn Jeder leistet was von ihm erwartet werden kann, nur alsdann kann es gelingen, eine bessere Zukunft vorzubereiten. —

Wer macht denn aber die bessere Zeit? und wenn wird sie erscheinen unter uns? So fragen wir immer fort, als wenn wir glauben, daß sie uns Jemand bringen kann, und das ist doch nicht. Nur wir selbst allein können und müssen sie machen. Auch darauf kommt es allein nicht an, veralteten Formen unsers Bürgerlebens neue zu geben. Einen neuen Körper ohne Geist würden wir dann haben, und zur bloßen Maschine würde das werden, was ein belebtes und harmonisch wirkendes Ganze seyn und werden soll. Also mit dem Körper muß auch der Geist umgestaltet werden. Mit Einem Wort, es kann nur besser werden mit uns und mit der Zeit, wenn unser Bürgerleben nicht in Worten, sondern in Kraft besteht, und diese Kraft muß im Herzen und im sittlichen Leben seyn, dann nur können wir stark, frei und selbständig werden. — So soll und muß es werden mit dem ganzen deutschen Volke!

So wollen auch die Fürsten, daß ihre Völker seyn sollen. Dann aber müssen auch diese selbst so seyn, und sie werden Völker haben voll solchen herrlichen Sinnes, die ihnen mit innigster Liebe und Festigkeit treu bleiben. Sind sie nicht der Brunnquell des Lebens oder Todes für ihr Volk? Innig verwachsen sind sie mit ihrem Volke, als des Landes Erstgeborne und Regierer. Ewig wahr bleibt das Wort des ehrlichen Sirach: Wie der Regent, so die Unterthanen, wie der Rath so die Bürger! —

Also ergreifen soll auch diese der höhere Beruf, an Geist und Herz die Ersten des Volks zu seyn, überall vorzuleuchten mit der Tugend der Gerechtigkeit, der Ordnung, der Wahrheit und Treue!

Eine neue, bessere Ordnung, welche die Zeit fordert, aus der alten, die sie verwirft, kann solchergestalt hervorgehen, und so den Völkern Krämpfe, Elend, Verwüstungen, Blutvergießungen und Rückschritte in die lange finstere Nacht eines andern Mittelalters erspart werden. —

„Durch Wahrheit und Recht," sagt Waitzel, *) „können wir allein uns retten, durch Lüge und Gewaltthat müssen wir untergehen. Die Macht, die Alles zu vermögen glaubt, weil ihr kein Widerspruch entgegentritt, findet gern in diesen Besorgnissen Thorheit oder bösen Willen. — Unangenehme Wahrheiten sagt Keiner der Gewalt, weil Jeder ihr gefallen will. Hätten Viele den Muth, ihr Wahrheit zu sagen, dann stände es um Beherrscher und Beherrschte besser. — Eine schwere Verantwortlichkeit lastet auf unserer Zeit, die das Schicksal einer langen Zukunft entscheiden muß und auch weiß, daß sie es entscheidet. Verlorne Reiche können wieder erobert, verlorne Schätze wieder gewonnen werden, aber Nichts, Nichts in der Welt gibt eine Liebe, ein Vertrauen zurück, das durch Verrath und Treubruch verloren wird." — —

*) In seiner kleinen trefflichen Schrift: „Wird Deutschland eine Revolution zu fürchten haben?" —

XIX.

Bo'den-Cultur.

Gewinnung roher Producte in allen Beziehungen.

Beinahe alle Erzeugnisse der Erde, mit Ausnahme weniger, waren vom Schöpfer dem Menschen zu seiner Nahrung bestimmt. Seine ganze körperliche Organisation, die Einrichtung seiner Zähne, die Structur seines Mundes beweisen dies deutlich. So hat z. B. der Mensch nicht die vielen spitzigen Zähne, welche dem Hunde gegeben sind, um den Raub zu fassen und zu zerreißen. Ihm wurden die breiten, stumpfen Backenzähne gegeben, um die Früchte der Erde zu zermalmen. —

Im rohen Zustande der Menschheit waren Gewächse und Früchte, welche der Boden hervorbringt, auch ohne Cultur hinreichend, den Menschen zu nähren. Sein Vaterland war da, wo die Natur Datteln und Kokusnüsse erzeugte. Aber lange konnte dieser Zustand nicht bestehen; bei fortschreitender Menschenvermehrung wollten die wildwachsenden Feldfrüchte zur Nahrung nicht mehr zureichen. Auch kam der Mensch in Gegenden, wo gleich genießbare Früchte gar nicht vorhanden waren; dies machte den Anbau der Erde nothwendig. Auch mußte zugleich auf Gewinnung solcher Früchte gedacht werden, die schicklich waren für fremden Boden, für

fremdes Klima. In dieser Rücksicht fand er die Körner der Getreidearten vorzüglich passend. Leicht und schnell lassen sich diese fortpflanzen; schon im ersten Jahre, ja selbst in wenigen Monaten geben sie vervielfältigte Ausbeute.

Hierbei drängt sich zugleich die nicht uninteressante Frage auf: Wo kommen alle die Getreidearten ursprünglich her, welche der Mensch dem Boden anvertrauete? — Wo ist z. B. das Ur-Vaterland des Waizens und Roggens? Wollen wir recht aufrichtig seyn, so gestehen wir nur, daß wir dies eigentlich nicht wissen. Lassen wir es auf Wahrscheinlichkeit und das ankommen, was uns die Geschichte sagt, so ist wohl Asien, die Wiege der Menschheit, auch der ursprüngliche Geburtsort, wenigstens mehrerer Getreidegattungen gewesen. Buchwaizen wächst in der Tartarei, und Hafer noch jetzt wild in Amerika.

Nicht weniger interessant bleibt aber auch die Frage: Wie sind die Getreidearten, welche der Boden, erzeugt und trägt, zuerst entstanden? — Der Urstoff dazu ohne Zweifel bei der ersten Schöpfung; wenn wir nur von diesen Ausdrücken einen recht deutlichen, klaren Begriff hätten! Von der Schöpfung des Weltalls, von Entstehung unserer Erde und dessen, was darauf und darinnen ist, können wir ja nichts wissen. Wir, als Beobachter in unserm jetzigen Zustande, sind zu spät geboren. Gesetzt, daß Menschen zur Zeit der Schöpfung aller Dinge zugleich auf dem Schauplatze der Erde aufgetreten wären, so waren diese zu früh geboren, um beobachten zu können.

Indeß liegt es einmal in des Menschen Natur, ohne Rücksicht auf die Schranken und Kerkerwände, die ihn beengen, immer zu forschen, zu grübeln. Und so grübelt

er auch gern über das Entstehen und Wachsthum der Pflanzen, welche ihn ernähren. Aber mit Gewißheit grübelt er doch nichts aus. Früher hätte er leben müssen, wo ganz andere und zwar hervorbringende Naturkräfte thätig waren, anstatt daß er jetzt nur die Wirkungen der zerstörenden sieht. —

Unter den mannichfaltigen Früchten der Erde und Getreidearten scheint den Menschen wohl zuerst der Anbau des Reises beschäftiget zu haben, die Frucht der südlichen Gegenden. Nach dem Reise folgte wahrscheinlich der Waizen, die bessere Kornart des gemäßigteren Erdstriches; und so wie sich die Menschen weiter nach Norden hinwandten und verbreiteten, der Roggen, die Gerste, der Hafer, Buchwaizen und noch viele andere Früchte geringerer Art.

Nach dem Getreidebau folgten erst die eben so nahrhaften Garten- und Hülsenfrüchte; diesen folgten wahrscheinlich erst die Baumfrüchte. Bei immer mehr steigender Menschenvermehrung wurde aber nicht allein Cultur des Bodens für Nahrungserzeugnisse nothwendig, auch noch andere Bedürfnisse wurden fühlbar. —

Anfangs fanden die Menschen die Erde größtentheils mit Holz bedeckt; bald aber fingen sie an ganze Striche von Wäldern auszurotten. Die Erhaltung der Gesundheit machte dies nothwendig; die Luft mußte gereiniget werden, und durch die stärker wirkenden Sonnenstrahlen konnte auch nur der Boden gehörig austrocknen. Ganze Landstriche von Holz wurden niedergebrannt, um bewohnbare Gegenden zu schaffen. In den nördlichen Gegenden kam noch, außer dem Bau der Wohnungen, das Bedürfniß der Feuerung mit ins Spiel. Der Axt wurde das überliefert, was beim Niederbrennen verschont geblieben. So entstand freilich hier und

da Holzmangel, zugleich wurde aber auch wieder der Sinn geweckt für die Benutzung des Bodens zum Holzanbau. —

So ging es auch mit der Cultur der Erde zum Futteranbau für den Unterhalt des Viehes. In den ersten Zeiten, wo nur wenige Menschen blos die wärmeren Gegenden bewohnten, wo die Natur in fortwährender Vegetation und Wirksamkeit ist, fanden auch die verschiedenen Arten der Thiere überflüssige Nahrung auf den Feldern. Aber auch dies konnte nicht von Dauer seyn. Der gesellschaftliche Verein, der eigene Besitz machten, wie bekannt, dem Nomadenleben ein Ende. In größerer Zahl siedelten sich Menschen in nördlichen kältern Gegenden an, wo Schnee und Eis mehrere Monate die Erde bedeckt. Der beständige sichere Unterhalt führte also zum Anbau der Futterkräuter. So gründet sich alle Boden = Cultur, die Erzeugung mannichfacher Producte, auf Vermehrung und Verbreitung des menschlichen Geschlechts. Das Fortschreiten dieses macht jene um so dringender. Der Gedanke der Selbsterhaltung unmittelbar ist dieser, mit dem des Daseyns verknüpft. —

Jede Beschäftigung, durch welche des Menschen Bedürfnisse befriediget werden, wird ihm die dringendste, aber auch zugleich die angenehmste. Ein einfacheres Mittel für die Selbsterhaltung gibt es aber nicht, als die Bearbeitung der Erde; das einzige sichere und gemeinschaftliche Magazin für alle menschliche Bedürfnisse. Bodencultur ist also auch die eigentliche Beschäftigung, ihrer Natur nach von jeher dazu bestimmt, das physische Daseyn des Menschen zu erhalten. Den ersten und wesentlichsten Erwerbszweig bildet sie, aus dem man in Europa, wie

in Indien, heut zu Tage so wie in grauer Vorzeit, den größten Nutzen gezogen und immerfort ziehen wird.

Im Feldbau liegt der fruchtbare Keim, aus welchem sich alle Vortheile des gesellschaftlichen Zustandes und der höheren Cultur entwickeln. Die Arbeiten, welche er fodert, erhalten zugleich auch am längsten Leib und Seele gesund. Schon Plinius der Aeltere macht die Bemerkung, daß der Feld- und Ackerbau die stärksten und muthvollsten Menschen liefere, die am wenigsten böse Gedanken haben. — Dem Boden Früchte abzugewinnen, ist das Maximum, denn es ist der erste und vorzüglichste Gegenstand der Kunst und aller bürgerlichen Gewerbe. Auf den Boden bezieht sich zuletzt alles Begehren des Menschen; und so wird auch Boden-Cultur die Quelle der bürgerlichen Verfassung, ohne welche Völker Wilde und Barbaren bleiben würden. —

Wollen wir den Werth der Bodencultur, des Feldbaues, in politischer Hinsicht würdigen, so darf selbiger nicht von der Seite betrachtet werden, von welcher er den rohen Völkern der Vorzeit vorzüglich wichtig war. Einseitig war ihre Ansicht; nur als Subsistenz-Quelle betrachteten sie ihn. Ganz verschieden ist das Interesse der noch in ihrem Kindheits- oder Jünglingsalter stehenden Nationen von dem der bürgerlichen Gesellschaften und Nationen jetziger Zeit. Sehr bald und leicht könnte das gegenwärtig für diese ein Uebel werden, was damals Wohlthat war. Griechen*) und Römer gründe-

---

*) Unter Lykurg war das ganze Landesgebiet in 30,000 Grundstücke vertheilt. Davon gehörten zwei Drittheile, also

ten ihr Feldbausystem auf die agrarische Gesetzgebung. Durch Vertheilung der Feldfluren in sehr viel kleine Besitzungen wollten sie den Lebensunterhalt jeder einzelnen Familie sichern. Lange konnten sie dabei nicht verweilen. Alle Bande der Gesellschaft, im gegenseitigen Bedürfniß bestehend, werden durch dieses System losgeknüpft. Einziger Zweck ist dann nur Befriedigung des physischen Bedürfnisses; aber kein Gefühl des Bessерseyns, erwacht im Menschen *). Freilich kann in die Stelle eine gewisse Einfalt der Sitten treten, wodurch aber auch zugleich andere wichtige gesellschaftliche Beschäftigungen und Arbeiten zurückgehalten, wenigstens

---

20,000 den spartanischen Unterthanen oder den Lacedämoniern auf dem Lande; 10,000 machten das unmittelbare Stadtgebiet aus. Da alle zehn Stämme in Ansehung des Flächeninhalts ihres Gebiets gleichgesetzt waren, so kommen von diesem letzten Drittheil auf jeden Stamm eintausend einzelne Grundstücke. Die neun Stämme des Volks hatten demnach zusammen neuntausend inne; eintausend solcher Gebietstheile müssen die Ländereien und Besitzungen der Herakliden, als des zehnten Stammes, ausgemacht haben. — Siehe Hüllmann's Urgeschichte des Staats. Königsberg, 1817. —

*) Die Nachtheile einer gar zu großen Ungleichheit bei Vertheilung und beim Besitz des Grundeigenthums sind wohl nicht zu verkennen, sowohl für den Nationalwohlstand als auch für die fortschreitende Bodencultur. Aber dennoch wird man sich schwerlich für ein bestimmtes Maximum durch ein agrarisches Gesetz erklären können. Gewiß wird daraus immer eher National=Uebelstand als Wohlstand hervorgehen. Agrarische Gesetze hindern geradezu und vorzüglich dadurch alle landwirthschaftliche Industrie, weil alsdann das eigene Interesse der Menschen die wirksamste Kraft verlieren würde. —

nie ganz zur Reife kommen können. Alles, was den Menschen zur größern Thätigkeit reizt, alles, was diese belohnender macht, befruchtet das große Feld, aus welchem fortdauernd neue Genüsse hervorgehen; immerfort werden neue Schätze in die Magazine der Menschheit niedergelegt. Die Kraft, die Fähigkeit, durch immer größere Anstrengung zu noch größern Vortheilen zu gelangen, wird wundervoll gestärkt, belebt und erhöhet. —

Für unser Zeitalter und Staaten-System bleibt Verbreitung eines gewissen Wohllebens durch alle Volksstände gerade das Wichtigste. Jene Ansicht des Feldbaues, blos auf die physische Subsistenz des Einzelnen deutend, paßt für uns jetzt eben so wenig, als das Kleid der Kindheit für das Mannesalter. Aber auch die Natur will es anders, hinsichtlich der Bildung des einzelnen Menschen, so auch ganzer Nationen. Wohlleben will mehr sagen als blos Leben. Zu jenem gehört mehr, als Befriedigung des physischen Bedürfnisses.

Fortdauern so lange als möglich will der Mensch und das Thier; aber noch etwas Besseres, Höheres verlangt der Mensch und sehnt sich nach diesem, ausgestattet mit einer weit feinern, edlern Genußfähigkeit. Immer vorwärts strebt der Mensch durch den in ihm liegenden Thätigkeitstrieb; unaufhörlich fortgezogen findet er nie den Punct, wo er ganz ruhig wäre; hätte er ihn erreicht, aufhören würde für ihn Daseyn und Genuß. Das erreichte Besserseyn dient ihm nur dazu, um das Sehnen nach einem noch höheren Grade desselben zu erwecken. —

Das Wohlleben sowohl der Ersten als auch der Letzten im Volke hat nur immer einen Grund. Der natürliche Trieb ist es, sich eine bessere Existenz zu ver-

schaffen. Was wäre denn auch mit Menschen im bürgerlichen Vereine anzufangen, die sich mit der physischen Existenz allein befriedigten *)? Wie würde auch dieser Verein Haltung bekommen, wenn der Einzelne auf nichts mehr, als das Einkommen seines Besitzes, nicht zugleich auf einen Ueberschuß zum Besserleben sinnen sollte? —

Auch ist's nur dieser Trieb zur besseren Existenz allein, der die Mannichfaltigkeit der Producte der Natur und Industrie erzeugt. Ein ganz neues Geschäft bildet sich in der Gesellschaft: der allgemeine Welt- und Menschen-Verkehr, der Handel, der Aussichten eines ganz neuen Auskommens öffnet, der Wohlleben unter alle Stände verbreitet, und so zu sagen, eine Art von Verschwendung hervorbringt, die für die gegenwärtigen

---

*) Emporarbeiten soll sich der Mensch aus Rohheit zur Bildung. In diesem Streben erreicht er eine Stufe, auf welcher ihm jene Einförmigkeit genügt, weil er keine größern Bedürfnisse hat. Er verläßt diese Stufe, sobald er auf ihr zu einer höheren gereift ist; und eine Wiedersinnigkeit würde es seyn, wenn er nur auf ihr stehen bleiben wollte. Je höher die Bildung steigt, desto reicher und mannichfaltiger wird das Leben, und eine Theilung der Arbeit ist nothwendig; nicht eine willkürliche, sondern jene Theilung, welche aus dem Wesen der menschlichen Individualität bei gleichem Zwecke und Wollen hervorgeht. Diese Theilung hemmen, heißt die Bildung hemmen, und diese hemmen, heißt den Geist unterdrücken; diesen aber unterdrücken, heißt den Menschen um den Sinn und Zweck seines Daseyns betrügen und den Tod in das Leben bringen. Das Einzige, was der Mensch im gesellschaftlichen Vereine erstreben darf, ist die Möglichkeit, für jede menschliche Kraft, sich frei zu entwickeln. — Siehe Nemesis. Jahrg. 1817. IX. Band. 2. St.

Staatenverhältnisse weit wohlthätiger werden kann, als die Einfalt der Sitten der grauen Vorzeit werden würde.

Deuten wir hier nicht das Wort Verschwendung, welches bange machen könnte, unrichtig! Man glaubt, ohne Sparsamkeit sey kein Einkommen hinreichend; das beträchtlichste Einkommen eines Volkes durch den Gewinn seiner Boden-Erzeugnisse könne in eitlen Ausgaben verschwendet werden, und Armuth würde dann bald in die Stelle des Wohlstandes treten. Möglich; aber doch nur selten könnte dies der Fall seyn. Müssen wir aber nicht glauben, daß in jedem Volke die Summe von Fleiß und Sparsamkeit, die freilich mit zum Wohlseyn und Besserleben führt, die Summe von Trägheit, Verschwendung, die Armuth erzeugt, doch wohl übersteigt? Ganz verschieden davon ist also jener Grad der Verschwendung, der in den üppigsten Luxus ausartet. Dieser gibt freilich wenig Auskommen im Volke, vielmehr entzieht er alles, was für das kleine nothwendige Wohlleben des Volkes allein geeignet ist. Jene Art der Verschwendung, die wir hier meinen, wird nur nützlich, wenn sie vom Ueberflusse genährt, aber auch eben so nachtheilig, wenn das Nothwendige geopfert wird. —

Betrachten wir nun weiter aus einem höheren Gesichtspuncte die Boden-Cultur, den Feldbau in allen seinen einzelnen Zweigen nach den gegenwärtigen Staatenverhältnissen, als Staatsgewerbe, so öffnet sich hier die nie versiegende Quelle, aus der uns alle Nahrungsstoffe fürs Leben, für die Kunst, für den allgemeinen Weltverkehr und für alle übrige Lebensverhältnisse zufließen. Irrig scheint uns daher die Behauptung zu seyn, den Feldbau nicht als Staatsgewerbe,

vielmehr als Staatsbürgerpflicht betrachten zu müssen. Verleitend und nachtheilig bleibt diese Ansicht sowohl fürs Wohl des Ganzen als des Einzelnen. —

Vom Boden, von der mütterlichen Erde stammt alles Gute und Schöne, welches wir im bürgerlichen Vereine schaffen und genießen. Aus ihrem Schoose saugen wir die Nahrung hoher, schöner Wirksamkeit. Der einzelne Landanbauer, nach erprobten Erfahrungen, fähig, durch seine Arbeit fünf Menschen Nahrung zu schaffen, befreiet durch seinen Fleiß vielleicht zehn andere Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft vom Pfluge und vergönnt ihnen, sich der Vertheidigung des Vaterlandes, der feinern Bearbeitung dessen, was der Natur und dem Boden abgetrotzt worden, dem Lehramte, dem Richteramte, dem Erziehungsberufe, mit voller, ungetheilter Kraft zu widmen. — Auch ist der Feld- und Ackerbau unter allen Mitteln des Privaterwerbes das einzige, welches immer blühen und fortschreiten kann; er ist der menschenfreundlichste, aber auch sicherste Erwerb, der nie versiegende Nahrungsquellen öffnet *).

Fest genug steht also auch wohl die Wahrheit: daß Bodencultur, Feld- und Ackerbau vor allen andern

---

*) Merkel in seinen Briefen über Deutschland macht die treffende Bemerkung: So wie sich jeder Mensch jetzt im Gebrauch der Waffen üben muß, so sollte jeder, ehe er zu einem andern Gewerbe zugelassen würde, beweisen, daß er den Pflug, die Sichel und den Dreschflegel zu führen wisse; dann hätte er auf Lebenszeit eine Hülfsquelle, die ihm nie ausgehen würde, wenn auch sein anderweitiges Gewerbe stockte oder ganz aufhörte. Dies würde auch die Schaaren arbeitsloser Menschen offenbar am sichersten mindern. —

Gewerben die größte Beachtung und Aufmerksamkeit der Staatenregierer fodert. Als den einzigen großen Punct müssen sie dieses Gewerbe betrachten, in welchen alle Radii des großen Staatenzirkels zusammenlaufen, als das höchste Interesse, mit welchem jedes andere in Verbindung stehen sollte. —

Die Macht der Völker und ihr wahrer Reichthum, beides ist auch nur in den Furchen der Erde zu suchen. Jede andere Quelle des Reichthums ist erkünstelt und bleibt unsicher. Freilich ist auch der Feldbau abhängig von manchen zerstörenden Naturerscheinungen, gewährt aber doch immer den sichersten Reichthum; denn in Verhältniß ist er den wenigsten Gefahren ausgesetzt. Nie hat ein Volk, welches sich sonst reich dünkte, seine Selbstständigkeit lange behaupten können, wenn es nicht im Boden der Heimath die Quellen des Reichthums und in diesem die Basis der Selbstständigkeit fand. Man sage uns, soviel man will, daß Geldreichthum den Völkern ein absolutes Uebergewicht gebe; dieses Uebergewicht ist doch weiter nichts, als ein höchst prekärer Wohlstand.

Wer da glaubt, Neptuns Dreizack sey etwa allein das Scepter der Welt, des Völkerglücks und des Reichthums, der will unstreitig nur einen harmonischen Vers machen. Immerhin mag er trefflich dichten können, aber die ersten Principien der politischen Oekonomie, welche die Kraft der Staaten und ihren reellen Reichthum bestimmen, kennt er nicht. Des Landanbauers

Pflug ist das erste Scepter der Welt; man vernichte diesen, so ist auch Neptuns Dreizack vernichtet. —

Daher auch hier dem trefflichen, einzigen Sully Dank und Bewunderung! Indem er den Völkern den Feld- und Ackerbau als die einzige sichere Quelle ihres Wohlstandes bemerklich machte, wurde er zugleich auch der Wohlthäter der Völker. Er bewies es ihnen, daß die Erde und ihr Anbau die mütterliche Brust ist, die Nahrung gibt und dem Golde Peru's vorzuziehen ist *). Indem Brittaniens Staatslenker den ausschließenden Welthandel zur Quelle des Reichthums und Wohlstandes ihrer Nation machten, überzogen sie den Erdboden mit Krieg, mit Hungersnoth, mit Pest, und wurden in allen Welttheilen die Geißeln der Menschheit. —

Kein Volk ist arm, welches den Boden anbauet und ihn zu benutzen weiß, hätte ihm die Natur auch jedes Gran Goldes oder Silbers versagt. Ist die Rede vom Geldreichthum im gewöhnlichen Sinne, so gibt es freilich noch so manche andere Mittel, durch die sich Völker reich machen können.

Einmal: ist's der Krieg, welcher die Hand dazu bietet; ein Mittel, welches jeder Räuber benutzen kann. Die Römer wählten es auch und plünderten ihre über-

---

*) — — — — divine agriculture,
Tu sais multiplier les dons de la Nature,
Toi seule à l'enrichir forces les élémens;
Elle doit à tes soins ses plus beaux ornemens; —
— Tu tiras les humains du centre des forêts;
Fixés auprès des champs, qu'ils cultivoient en paix,
Ils purent prononcer le saint nom de patrie,
Et connaitre les moeurs, ornements de la Vie!
St. Lambert.

wundenen Nachbaren. Auch Napoleon wußte es in unserer Zeit meisterhaft zu benutzen; wurde aber dadurch das französische Volk wahrhaft reich und glücklich? — Auch der eroberungssüchtige Ludewig XIV. machte das Volk arm, indem er seine Enkel auf den spanischen Thron zu setzen, Flandern und Elsaß zu erobern suchte. Weit reicher hätte er es gemacht, wenn er den Feldbau begünstigend, die Brache auf Frankreichs weiten Aeckern abgeschafft. Ein Volksbeherrscher kann fast keinen Schritt bei Verbesserungen des Ackerbaues thun, der ihm nicht mehr wohlhabende und glückliche Menschen, auch mehr Macht verschafft, als irgend eines seiner erorberten Länder. — Ferner: ist's der Handel, der Geldreichthum schafft. Freilich muß der ewige Mechanismus im Austausch der Bodenerzeugnisse, so alt wie die Menschengeschichte, sich immer unter den Menschen erhalten. Aber ganz rein ist auch dieses Mittel nicht; Sinnlichkeit und Habsucht der Menschen sucht es auf. Uebrigens ist es ganz natürlich, man muß, ehe man Handel treibt, etwas haben, womit gehandelt werden kann. Die reine Quelle ist die Bodencultur, Production, Hervorbringung der Erzeugnisse; und so ist endlich: der Feld- und Ackerbau der einzig sichere Weg, dem einzelnen Menschen so wie jedem Volke Reichthümer, und zwar nicht eingebildete, zu verschaffen. Er bleibt die Grundlage des Menschenlebens. Von ihm getragen, können nur erst, Handel, Künste und Wissenschaften gedeihen. Auch diese, so wesentlich sie auch zur Erhaltung des Ganzen die Hand bieten, bleiben immer nur ein Theil des Reichthums der Völker; ihre höchste Blüthe wird aber auch gewiß jedem Volke eigen seyn, dessen Ackerbau der blühendste ist. —

Finden wir aber nicht Staaten, die doch ohne Bodencultur und einheimischen Feldbau reich und wohlhabend geworden? Widerlegen nicht diese jene Behauptung, daß nur Ackerbau die Mutter der Cultur und des Völkerglücks sey?

Nur die Natur versagte solchen Staaten das Glück, an den Vorzügen des Feld- und Ackerbaues Theil zu nehmen. Was diese ihnen entzog, mußten sie durch andere Staatsgewerbe, durch Industrie und Kunst, die ihnen ihre Lage und ihr Scharfsinn empfahl, zu ersetzen suchen. Sie handelten klug, daß sie der Nothwendigkeit gehorsamten; erwiesen ist's aber deshalb noch nicht, daß ihr Wohlstand selbstständig und von Dauer sey.

Auf eine grausame Art rächt sich aber auch der vernachlässigte Feldbau an jeder Nation da, wo die Natur ihn zu betreiben begünstiget. Sehen wir nur zurück auf jene zwei Staaten Süd-Europa's, Spanien und Portugall im Besitze der Schätze Peru's und Mexico's, wie arm blieben sie bis jetzt bei all' ihren metallischen Schätzen und abhängig von andern Nationen, ohne deren Getreide sie nicht leben konnten. — Der Erwerb ohne Mühe erzeugt für das Erworbene eine Geringachtung, und aus dieser entspringt dessen Vergeudung. Wenn gleich jenen Völkern und namentlich der niedern Volksklasse von den Reichthümern des fremden Welttheils wenig oder nichts zufloß, indem es meistens das Eigenthum anderer Staaten Europa's wurde, so waren sie doch stolz auf deren Besitz. Vermehrt wurde dadurch ihr Widerwille gegen Arbeit, den Trägheit

und die Geringfügigkeit ihrer Bedürfnisse bei ihnen begründet hatten und unterhielten *). —

Auffallend und sonderbar bleibt's, manche Nation scheint, um Reichthum zu erwerben, die ganze Masse ihrer Kräfte blos auf den Handel und die damit verbundene Fabriken-Industrie zu werfen. Auch sogar die Kriege haben immer nur beides vorzugsweise zum Gegenstande. Für das einzige Mittel wird es gehalten, in Besitz von Geldreichthum zu gelangen und mächtig zu werden durch diesen. Ruhe und jedes höhere Staats-Interesse wird dieser täuschenden Idee aufgeopfert **).

---

*) Weiser handelte Nord-America. Bodencultur blieb von Anfang für diesen Staat der wichtigste Gegenstand und bleibt es noch. Den Beweis liefern die Resultate, welche in den jüngstverflossenen Jahren über die Fortschritte des Landbaues dem Congreß vorgelegt worden. In jeder Hinsicht sind sie merkwürdig. Ueber eine Million Aecker sind in einem kurzen Zeitraum gerodet und urbar gemacht worden. Ungeheure Strecken von Wildnissen sind durch menschliche Thätigkeit in fruchtbare Saatfelder umgeschaffen. Die Mannichfaltigkeit der gewonnenen rohen Producte hat beträchtlich zugenommen, und der glückliche Erfolg der Bemühungen des Landanbauers spornt dort zu immer größerer Vervollkommnung der Bodencultur an. Aber es ist auch dort das Land dieser Erde, wo der Mensch nicht mit zahllosen Hindernissen kämpfen darf. Nur da, wo ein freies Bürgerleben alles ordnet und leitet, kann Bodencultur gedeihen. —

**) Ist dies nicht Brittaniens Politik? — Es ist der Thurm zu Babel, der dort aufgeführt werden soll durch eine Universal-Handelsherrschaft. Aber werden sich auch die Mit-

Nicht oft genug kann es gesagt werden, nur der Boden gewährt Reichthum dem Menschen von absoluter Güte, unabhängig von aller Unbeständigkeit des Glückes und der Einbildung. Nicht allein durch widrige Natur: sondern auch politische Ereignisse kann ein Jahresertrag geraubt werden; aber das Capital, der Fonds selbst bleibt zurück; er ersetzt durch reichlichere Erträge in der Folge das, was die Schläge des Schicksals oder die Grausamkeit der Menschen entzogen. —

Nur einen Blick auf jene Fabriken = Länder! Wie viele Hände werden dort oft auf manche Jahre durch politische Maßregeln anderer Staaten, selbst durch die Laune der Mode gelähmt, wenn hier oder dort eine Fabrik zerstört wird! Die Producte des Bodens finden dagegen ihren beständigen sichern Absatz; so lange Menschen Menschen bleiben werden, und so lange unser Planet nach dem Willen des Ewigen seine große Sternbahn durchrollen soll, ist auch der Feldbau dasjenige Gewerbe, welches mit der Erhaltung unserer Gattung so unzertrennlich verbunden ist, daß sich das eine ohne das andere nicht denken läßt.

Und nun die gefährlichste Folge aller gelähmten Hände in jenen Fabrikenländern, wie äußert sie sich? In Stufen der Noth, welche die edelsten Gefühle und Eigenschaften des Menschen zerstören kann. Betrübend

---

arbeiter über den Plan ganz verständigen können? kann nicht ein solcher Kunststaat in die peinlichste Lage kommen? — Ein Trostwort ist's, was Moriz Arndt sagt: „Brittanien wird uns Deutschen doch immer das Beste lassen müssen. Unsere Erde kann es nicht wegtragen, die Korn und Waizen und unter der Erde auch Eisen hegt. Wir wollen Gott danken, daß wir kein Batavia, Mexico und Golconda haben." —

sind die Erscheinungen, welche uns die Zeit dargestellt. Horden herumirrender, arbeits- und brodloser Menschen, in denen alle jene Neigungen erwachen, die der bürgerlichen Ruhe gefährlich werden können; deren Herz am Ende so verhärtet, daß alle Gefühle von Recht und Unrecht in ihm ersterben; Menschen, die alsdann schlimmer und grausamer werden können, als das wildeste Thier. Der brodlose, hungernde Mensch bleibt der gefährlichste Feind im Innern der Gesellschaft. Der äußersten Noth preisgegeben, kann man von ihm nur Verbrechen erwarten *).

---

*) Steffens in seinen Caricaturen 1. Theil meint, und im Ganzen mag er auch wohl nicht unrecht haben, daß die Bedingungen des Lebens und der Genüsse, die immer verwickelter und verworrener geworden, auch manches für den Menschen unentbehrlich gemacht haben, die Quelle jener furchtbaren Menschenmaschinen geworden, die wir Fabriken nennen, deren blühender Zustand man als das größte Unglück eines Staats ansehen kann. Den leibeigenen Bauer muß man noch glücklich preisen, wenn er verglichen wird mit dem unglücklichen Fabrikarbeiter; denn sein Geschäft hat etwas viel Höheres und eine lebendigere Bedeutung, sein ganzes Daseyn ist an ein anderes, an ein freies Familienleben angeschlossen, dessen Fülle und Segen er, wenn auch untergeordnet, ja gedrückt, doch einigermaßen theilt. Selbst den Heloten der Alten kann man in dieser Rücksicht den Vorzug geben. Tödtend also sind Fabriken für das rein menschliche Daseyn und die Freiheit. — In großen Häusern leben viele hundert Männer und Weiber und Kinder, bestimmt, den ungeschickten Nothbehelf für fehlende Maschinen abzugeben, oder sie sind in unfruchtbare Gegenden, in elende Hütten zusammengedrängt, immer an ein enges, trübseliges, mechanisch wiederkehrendes Geschäft gekettet. Jeder Handwerker, der irgend ein Product in allen seinen Theilen zusammensetzt, hat die Freude des Gelingens.

Lassen wir uns daher nie täuschen, wenn von Staatsreichthum und Wohlstand in dieser Beziehung die Rede ist! Einzig finden wir ihn nur da, wo die Erde jedem sein sicheres Stück Brod darreicht. Der Staat ist reich oder arm, je nachdem es die Masse des Volkes ist; und reich ist dieses wirklich nur dann, wenn jeder im Volke seines Daseyns froh seyn kann, jeder sein tägliches Brod und noch etwas darüber findet. —

Aber auch unerschöpflich ist der uns aus der Erde zuströmende Reichthum, unermeßlich nach seinem Umfange. Fortwährende Production ist hier. Wer vermag es wohl zu bestimmen, wo der Erde Zeugungskräfte ihre größte Höhe erreicht haben? Ein Ziel, wonach der Mensch zwar strebt, dem er auch immer näher kommen muß. Schwerlich wird er aber doch je bestimmen können, wann der Erde höchster Ertrag erreicht sey. Zeit und Ort, Geschicklichkeit und Kräfte ändern schleunig so manches, und die Natur selbst belohnt nicht immer gleich Mühe und Kraftverwendung. Aber auch selbst das kann man behaupten, daß auch in dem bei weitem größten Theile Europa's die Bodencultur und der Feldbau sich noch nicht bis zu den höchsten Stufen erhoben. So lange nicht Pflanzung der Getreidearten, statt sie auszusäen, allgemein werden, so lange der Boden noch mit dem Pfluge und nicht mit Menschenhän-

---

Diese Freude kennt der unglückliche Fabrikarbeiter nicht. An die furchtbar einförmige Bearbeitung eines einzelnen Bestandtheils, der für sich gar keine Bedeutung hat, gekettet, ist ihm kein Ueberblick vergönnt. In England, wo dieses am vollendetsten hervorgetreten, ist dieses Elend auch schon am lautesten geworden.

den als Gartenland, bearbeitet werden wird, so lange werden wir es nicht vermögen, die Grenzlinie, das Ultimatum der Bodencultur und Production, zu entdecken *). —

Jedes ackerbauende Volk, sagt Rainal **), muß mit Handwerkern, mit Künstlern versehen seyn, um seine rohen Erzeugnisse anzuwenden. Feldbau und Fabriken sind, so zu sagen, Zwillingsgeschwister, die immer mit einander wachsen müssen. — Das Bild läßt sich wohl immer aufstellen; man deute es nur recht. Eine ältere Schwester ist da, die der jüngern das Brod gibt, und diese halte man ja in Ehren. Die ältere bedarf nicht der vielen Hülfen, Begünstigungen, nach denen die jüngere immer ihre Hände ausstreckt; schwerlich gedeiht sie ohne diese.

Unterstütze man daher immerhin die Fabriken-Industrie, nur nicht mittel- oder unmittelbar auf Gefahr der Production und Bodencultur. Den Baum kann man pflanzen und warten, aber immer an der Wurzel, nicht an den Blättern. Eine liebliche Zierde geben ihm freilich diese, auch wohl fördern sie das Wachsthum, Saft und Kraft gibt aber nur die Wurzel. Die Bodencultur

---

*) Das japanische Reich beurkundet am besten, zu welcher Höhe, selbst bei undankbarem Boden und unter einer despotischen Regierung, der Ackerbau sich erheben kann. — Nach Thumberg besteht das Innere des Landes nur aus Bergen, Hügeln und Thälern, ohne bedeutende Ebenen, und das Erdreich ist an sich unfruchtbar. Aber der Fleiß der Einwohner hat dort die ganze Oberfläche der Erde, die meisten Berge bis an die Gipfel angebaut. Daher steht Feld- und Ackerbau auch bei den Japanern im höchsten Werthe.

**) Histoire philosophique et politique. Liv. XIX. chap. 41.

zwingt den Capitalstoff zur rastlosen Bewegung und erhält die Productionskraft in beständiger, voller Thätigkeit; sie schafft sowohl den Stoff der unentbehrlichsten Bedürfnisse, als auch die mannichfaltigsten Stoffe zur weitern Verarbeitung und Veredlung durch die Fabriken-Industrie. —

War daher nicht Colberts System zu tadeln, welches die Fabriken = Industrie auf Kosten der Bodencultur zu heben strebte? Viel Unheil brachte dies über Frankreich; und eben so betrübend war die Erscheinung, daß dieser Geist, sich weiter verbreitend, in manchem andern Lande und Ländchen sein Unwesen getrieben. Man vergaß, daß dieses System immer nur sieche und precaire Existenz gewährt. —

Daß nur Bodencultur und Ackerbau der einzige sichere Grundpfeiler ist, worauf der Staaten Macht und Wohlstand ruht, beurkundet übrigens auch schon die älteste Geschichte. Versetzen wir uns auf einen Augenblick in die ferne Vergangenheit und vergegenwärtigen uns den Zustand der alten Römer in ihrer blühendsten Periode!

Romulus konnte der künftigen Weltbeherrscherin Roma, dem Colosse eines Staats, keine sicherere Dauer, keine festere Grundstütze geben, als durch die zwölf Priester von Arva. Romulus selbst trat nach dem Tode eines Arvalen an seine Stelle. Von diesem Augenblick an wurde diese Würde auch nur sehr berühmten Personen ertheilt. In Rom errichtete man der Boden- und Ackercultur — Agricultura — einen besondern Tempel und opferte der Göttin Ceres. Selbst die erste Münze pecunia — a pecu — hatte einen Ochsen oder Hammel zum Gepräge, als Symbol des Reichthums. — Publius Scipio, der die Schicksale der Staaten wog, und Cicero,

der die Herzen der Römer lenkte, verlebten ihre letzten Tage beim Ackerbau. Kaiser Diocletian entsagte nach einer fünf und zwanzigjährigen, ununterbrochen glücklichen Regierung freiwillig dem Purpur, um in Salerno seinen Kohl zu pflanzen. Cyrus der jüngere erzog alle seine Bäume in großer Menge selbst, und Lysander der Lacedämonier rief beim Anblick seines Gartens aus: „O Cyrus, wie glücklich müssen dich nicht alle Menschen preisen, daß du so viele Tugend mit Größe und Würde verbinden kannst!" — Sogar den Thieren, die beim Ackerbau gebraucht wurden, ließ man große Auszeichnungen zu Theil werden.

Aber von der Zeit an, da man den Orden der Arvalen nicht mehr achtete, der Ceres nicht mehr opferte, der Münze einen Tyrannen zum Gepräge und Symbol gab, den Landanbauer zum Leibeigenen machte und durch Frohndienste fesselte, Fluren und Auen zu festen Plätzen verrammelte, die Thiere zu mörderischen Gefechten übte, den Pflug den Sclavenhändlern überließ, stürzte der Coloß zusammen und verfiel in ein Nichts *). —

Endlich macht auch der Feldbau glücklich und gut den Menschen. Alle ihn treibende Völker genossen frü-

---

*) Ewig wahr wird es also bleiben, was Johnson sagt:
Agriculture is the great art, which every government ought to protect, — every proprietor of land to practise, and every inquirer into nature to improve. —
Der Ackerbau ist jene wichtige Beschäftigung, die jede Staatsverwaltung zu beschützen, jeder Landeigenthümer zu üben, und jeder Forscher der Natur zu verbessern bemühr seyn soll. —

her als andere ein physisch besseres Daseyn; diese Folge äußerte sich auch bei ihrem weitern Fortgange in der Cultur. Im Schoose des Feldbaues keimen Gesinnungen des Friedens, welche die innere Ruhe der bürgerlichen Gesellschaft sicherer, als Heere und Festungen erhalten. Unter der Aegide des Friedens öffnet die Erde vorzüglich ihren segnenden Schoos, reiche Aernten strömen dem Menschen zu, und von frohen, einfachen Festen erschallt sein kleines Haus; Einer hüpft dann dem Andern mit Fröhlichkeit entgegen. Jeder trägt die Frucht seines Fleißes in seiner Gesundheit, wenn er sie auch nicht immer in seinem Beutel trägt. Die beglückenden Triebe und Folgen nachbarlicher Geselligkeit, vom weisen Regierer des Weltalls in des Menschen Busen gepflanzt, die gegenseitige Dienstleistungen und Unterstützungen unentbehrlich machen, finden in der Lebensart des Landanbauers ihre Heimath. Seinen Geist zerstreuen die mannichfaltigsten Geschäfte und lassen ihn nicht ermüden. Seine Arbeiten, selbst unter Anstrengungen, in der freien gesunden Luft, härten den Körper ab, verschaffen den Muskeln Stärke. Ein gewisses Selbstgefühl der Kraft, der Behaglichkeit am ererbten Berufe erhält die Seele in einer beständigen Stimmung zur Ordnung und Ruhe, und jene von den Dichtern so oft besungene Gutmüthigkeit *).

---

*) Das Wirken und Schaffen sind unstreitig bessere Mittel zur Vergessenheit und Vertreibung der Sorgen, als Müßiggang und Ruhe. Darin besteht auch eigentlich der Unterschied zwischen den Genüssen des Landlebens und der Stadt. In dieser kann man blos empfangen; dort gibt man mehr von sich, wird glücklich in seinem eigenen Thun und Wirken. Man kann eigentlich sagen: Auf dem Lande lebt man Idyllen, in der Stadt schreibt man sie nur. —

Während die Einwohner von Jaraqua in Brasilien erst dann ihr üppiges Land anzubauen anfingen, als die Goldminen erschöpft waren, auch jetzt noch dort der Minenarbeiter mehr gilt, als der Landanbauer **); während Nationen ihre verödete Heimath verlassen, um edle Metalle aus den Schachten fremder Welttheile zu graben, oder Blut in Strömen für den Gewinn des Handels vergießen, sucht mit belohnender Arbeit, mit Ruhe der Landanbauer sein Gold in den Furchen seines Ackers. —

Wohl also dem, der den edeln Beruf erwählt, und dem die Verhältnisse erlauben, den Boden anzubauen. Der Kaufmann, dem der Wechsel der Geschäfte und die Gefahr eines nicht verschuldeten Umsturzes sein Gewerbe verbittern; der Gelehrte, der am Schreibtische seine Gesundheit zusetzt und ein sieches Alter erwirbt; der Krieger, der unter dem beschwerlichen Dienste der Waffen ergrauet; der Höfling, der im Vorzimmer seines Fürsten verwittert; der Staatsmann, den die Ränke seiner Mitbuhler verfolgen; — man durchgehe, welchen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft man wolle, Jeder wünscht sich ein ruhigeres Loos.

Dieser oft laute, immer geheime Wunsch, dieses innere instinctmäßige Sehnen, es spricht sich in Allen aus, deren Geist und Herz durch verkehrte Bildung nicht verschroben, durch Leidenschaften nicht gefesselt und durch Vorurtheile nicht geblendet sind. Und worauf deutet dieses? Offenbar auf eine mehr allgemeine, der menschlichen Natur mehr angemes-

---

**) John maven Travels in the interior of Brazil. London, 1812.

sene, auf Erdenglück mehr berechnete Bestimmung, die nämlich: die Erde anzubauen und sich aus ihrem Schooße zu nähren. Auf freiem, offnem Felde, unter dem hehren blauen Gewölbe des Himmels, athmet die Brust freier, und der Mensch ist seiner selbst und seiner Handlungen Herr. Er achtet keine Nebenbuhler und fürchtet keine Ränke. Säet er zwar manchmal unter Thränen aus, so wird ihm doch die Freude, die Ausbeute seiner Arbeit und des Fleißes, die vollen Garben nach Hause zu tragen und die selbst erzogenen Früchte mit Weib und Kindern zu theilen. —

Will der Mensch den Boden fruchtbar machen, so muß er vorzüglich dem treuen Gefährten seiner Arbeit, dem Thiere, die größte Aufmerksamkeit widmen. Der erschöpfte Boden fodert neue Kräfte. Nur in der Viehzucht liegt das sicherste Mittel dazu *). Mit Recht kann man diese die Säugamme des Feldbaues, so wie diesen wieder die Stütze der Viehzucht nennen. Um vieles vermehrt aber auch Letztere noch die Masse der Nahrungsmittel des Menschen. Auch für die Werkstätte der

---

*) In früheren Zeiten waren das Vieh und die nützlichen Hausthiere der einzige Maßstab des Reichthums. Sie verloren an diesem ihnen beigelegten Werthe, als der Ackerbau eingeführt ward. Allein ihre Wichtigkeit, als Instrumente der Bodencultur, als wesentliche Nahrungsmaterialien und als Befriedigungsmittel unserer wesentlichsten Bedürfnisse, gibt denselben ein eignes und hohes Interesse. — Bakewell, sagt Sinclair, definirte die Hausthiere als Maschinen, die das Gras und andere thierische Alimente in Geld verwandeln.

Kunst und des Handels liefert sie Materialien und eine Menge verkäuflicher Dinge. —

Die Viehzucht ist gewissermaßen die Bedingung der Boden=Cultur. Wenn auch Beide in Wechselwirkung stehen, und jene auch durch diese gefördert werden mag, so kann doch eher Viehzucht ohne Ackerbau, als Ackerbau ohne Viehzucht bestehen. Beide bestimmen gegenseitig ihren Umfang.

Das Wichtigste und was am meisten auf die Cultur des Bodens und aller Erderzeugnisse Einfluß hat, bleibt die Düngung *). Ohne Viehzucht würden wir dieses einzige wirksame Mittel, von dem vorzüglich der Erfolg aller unserer Bemühungen bei der Bodencultur abhängt, nicht besitzen. Düngung verschafft uns nicht allein mehrere, sondern auch bessere, vollkommnere Früchte, durch verstärkte Nahrung des Bodens. Was dem Kaufmanne das Geld ist, das ist der Dünger dem Feldanbauer. Es ist ein Capital, welches Beide zu ihrem Gewerbe benutzen, und Beiden reichliche Zinsen tragen muß. —

Die vom Thiere gelieferten natürlichen, einfachen Düngungs=Materialien behalten den vorzüglichsten Werth; jederzeit sind sie den künstlichen vorzuziehen. Diese fördern die Productionskraft entweder wenig, oder sind nur als Palliative für eine kurze Zeit zu betrachten. Nur in dem Falle können künstliche Düngungsmittel wirken, werden vielleicht auch wohl nothwendig, wenn wir bei gänzlich verwahrloseter Boden=

---

*) Alle die Substanzen sind dahin zu zählen, welche, der Erfahrung gemäß, die verschiedenen Bodenarten entweder mit Nahrungsstoffen bereichern, oder durch andere Mittel zu einem der Vegetation günstigen Mischungsverhältnisse derselben beitragen. —

Cultur unsere Aecker entweder gar nicht, oder nur erst nach einer langen Reihe von Jahren in productionsfähigen Stand setzen können.

Was uns auch im Allgemeinen immer und zu aller Zeit zu Befruchtung unserer Felder zu Gebote steht, ist der aus thierischen Excrementen und vegetabilischer Einstreuung bestehende Dünger. Diese unschätzbare Substanz liefert die unmittelbare Pflanzen-Nahrung. Sie erwärmt den Boden, lockert seine Bindung, sie zieht Feuchtigkeit an und hält sie zurück, und befördert endlich durch die erregte Faulungs-Gährung die Zersetzung der vegetabilischen Stoffe in der Erde.

Zu vernachlässigen sind aber in Beziehung auf Bodencultur durchaus nicht, alle andere mannichfaltige befruchtende Stoffe, welche uns die Natur fortwährend anbietet. Dahin gehören vorzüglich die ungeheuren Massen von Straßen-Dünger, die besonders in großen Städten nicht geachtet, auf eine unverzeihliche Weise vergeudet werden. Durch höhere Schätzung dieser Düngungsmaterialien, welch ein behaglicheres Leben würde zugleich auch für den Städtebewohner bezweckt werden können! *) —

---

*) Je mehr wir in unseren Gegenden den Werth dieser Düngungsvorräthe für die Bodencultur und die Fruchtbarkeit der Aecker schätzen lernten — wohin auch selbst die höhere Würdigung jener Aufbewahrungsstätten menschlicher Excremente zu rechnen ist — desto weniger würden allerdings die Massen von Straßenunrath in den Städten, als lästiger und oft die Luft verpestender Gegenstand, vorhanden seyn. Aber auch selbst in seinem Werthe und Preise würde dieser an sich widrige Gegenstand als schätzbare Waare immer geltender werden. Dies ist nicht blos Idee und Erwartung, sondern schon längst Wirklichkeit in Gegenden,

Der Viehstand eines ganzen Landes, einer einzelnen Gegend, und das Verhältniß desselben zum nutzba-

---

wo sonst schon mehr landwirthschaftliche Industrie einheimisch ist. Denken wir nur dabei an die Niederlande, an verschiedene Gegenden der Schweiz, an Malta, an Paris mit seiner Poudrelle! Der kahle Felsen von Malta z. B. trägt das 3oste bis 4oste Korn, und die von der Natur stiefmütterlich behandelte Schweiz, mit hartem, kiesigem Boden, ist durch den Fleiß ihrer Bewohner, durch die Benutzung aller Düngungsmittel, welche der Natur, so zu sagen, die Productionskraft abzwingen, in ein Paradies umgebildet. Meiners, Hirschfeld und Mehrere sprechen mit Entzücken davon. —

Ohne uns hier auf die Theorie der Düngung einzulassen, zu untersuchen, wie thierische und vegetabilische Substanzen, Oele und Salze, oder Kohlenstoffe auf das Gedeihen der Getreidesaaten einwirken, so sind doch Theoretiker und Praktiker auch der verschiedensten Systeme darüber einverstanden: daß Straßenunrath das vorzüglichste, kräftigste Düngungsmittel bleibt; — auch daß unter allen Gattungen des thierischen Düngers der vom Menschen selbst der kräftigste ist, weil er aus der weit kräftigern Nahrung des Menschen erzeugt wird. — Aber von jeher war es, wie auch Thaer bemerkt, ein sonderbares und höchst nachtheiliges Vorurtheil, welches bei den meisten Völkern Europa's gegen die Benutzung der menschlichen Excremente herrschte, ob zwar schon Varro und Columella dieses Düngungsmittel vorzüglich empfehlen. Würden Menschenexcremente mehr geschätzt und sorgfältiger aufbewahrt, mit Vegetabilien vermischt und im rechten Zeitpuncte der Gährung auf die Aecker gebracht, so könnten sie zur Noth allen andern Dünger entbehrlich machen. In China und Japan wird bei der hohen Cultur der Felder fast kein anderer gebraucht. Daher kommt es auch wahrscheinlich, daß man auf den Feldern daselbst einzig und allein die Früchte, die sie tragen sollen, und kein Unkraut sieht.

ren Boden gehört in der politischen Semiotik zu den wesentlichsten Zeichen eines guten oder schlechten Zustandes. Bodencultur kann da nur gedeihen und fortschreiten, wo die größte Anzahl des Viehes vorhanden ist, aber auch zugleich dessen Veredlung berücksichtiget wird. Immer deutet das Gegentheil auf's Zurückseyn jener Cultur. Auch sind für den Feldanbauer die lohnendsten Verbesserungen offenbar die des Viehstandes. Der aus der Veredlung erwachsende Nutzen erfolgt schnell und in den ersten Jahren, und hier müssen nie Kosten gespart werden, um die Zeit zu verkürzen. —

Eine auffallende Erscheinung bleibt es einigermaßen,

Man will behaupten, daß ein jeder Mensch so viel Dünger erzeugt, als zur Befruchtung des Landes, welches er zu seiner Ernährung bedarf, hinreichend seyn dürfte. Und welch ein ganz neuer Gesichtspunct zeigt sich dann zugleich für die staatswirthschaftliche Theorie, den der Landwirth vielleicht noch gar nicht, oder zu wenig beobachtet! — Wir dürfen also, wollen wir einigermaßen gerecht handeln, den blos consumirenden Staatsgliedern, den sogenannten fruges consumere natis, ihren Platz unter den productiven nicht mehr so geradezu versagen. Ihr befruchtendes Entgelt vergütet den Betrag ihrer Verzehrung. Ihre stärkere Consumtion bewirkt eine stärkere Reproduction. Wenn nun schon die Güte der Nahrung den Zustand der Thiere und ihre Feistheit fördert, mithin auch zur Güte des Düngers viel beiträgt, so verdient denn auch wohl der noch besser sich nährende Mensch, als wohlbeleibter Staatsbürger, unstreitig einen höheren Rang in der Gattung der Productiven, als man ihm anweisen will; er leistet auch selbst in der Hinsicht mehr, als der hagere, sich kümmerlich ernährende Arbeitsmensch. Wollen wir auch diese Bemerkung mehr als Scherz rechtfertigen, so liegt doch wohl immer etwas Wahres darin. —

daß wir in unsern Tagen mit einer freigebigen, oft verschwenderischen Hand Anstalten zur größten Veredlung, Wartung, Pflege und Gesunderhaltung der Pferde, einer zwar höchst schätzbaren Thiergattung für die menschliche Gesellschaft in so mannichfaltigen Beziehungen, getroffen. Woher kommt es aber, daß man noch nicht überall ähnlichen guten Sinn und eben diese Fürsorge für die übrigen unentbehrlichen, nützlichen Thiere des großen gesellschaftlichen Haushaltes äußert? Ist die Erhaltung, Wartung dieser Thiere von geringerer Erheblichkeit? Steigt oder sinkt nicht mit dem bessern oder schlechtern Zustande derselben die ganze Bodencultur? Haben wir nicht die traurigen Erfahrungen, daß oft Gegenden dadurch in ihrem Wohlstande zurückkommen, weil bei eintretenden Krankheiten und Seuchen jene unentbehrlichen Hausthiere nicht gehörig behandelt worden, daß man die kranken nicht sogleich zu heilen, die gesunden nicht zu sichern weiß? *) —

---

*) Die vorzüglichsten Arten des Viehes können in dem besten Verhältniß unter sich und zur ganzen Wirthschaft stehen, und doch bleibt der Nutzen, der für den Landwirth daraus entstehen kann, immer noch von der guten, richtigen Behandlung derselben abhängig. Durch Vernachlässigungen sind schon oft in großen und kleinen Landwirthschaften die schönsten Viehracen verloren gegangen. Was ist daher wohl nöthiger, als den Landwirth aus der niedern Volksclasse, der in der Pflege und Wartung seines Viehes meistens nach geerbten Gewohnheiten handelt, in den Stand zu setzen, daß er durch ein richtiges Verfahren zum vollen Genusse der Vortheile gelange, welche er von seinem Vieh haben kann. Die richtige Behandlung dieses setzt aber genaue Kenntniß von dem gesunden und kranken Zustande des Viehes voraus; ferner die richtige Wahl des für jede Viehart dienlichen Futters, nicht weniger die beste Zube-

Wer kann wohl die Vortheile öffentlicher Anstalten für die Heilkunde der Pferde, die wir jetzt haben, leugnen? Aber eben so wesentlich und beträchtlich bleibt doch auch der Gewinn, für Unterrichtsanstalten in der Vieharzeneikunde im Allgemeinen zu sorgen. Wem sind gewöhnlich unsere Viehheerden anvertraut? — Unwissenden Hirten und Schäfern. Der aber, dem die Heerde, als ein so wesentlicher Theil des Vermögens des Landwirthes, anvertrauet wird, soll Kenner des Viehes, der thierischen Natur und der Einwirkung der für den thierischen Organismus nützlichen oder gefährlichen Dinge seyn; kennen soll er die Hut, ihre Würde, ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit; in schleunigen Nothfällen eintretender Viehkrankheiten soll er sich zugleich als treuen Rathgeber darstellen können.

Doch ist's nicht zu leugnen, unter dem Stande unserer Landwirthe, selbst der untern Classe, ist jetzt schon eine größere Summe von Erfahrungssätzen über den verschiedenen Gesundheits = und Krankheitszustand der Haushaltungsthiere in Umlauf *). Nur einer Läuterung,

---

reitung desselben, auch die Bestimmung der rechten Zeit und des Maßes, wann und wie es zu geben ist; wobei endlich noch Beobachtung der höchsten Reinlichkeit nicht zu übersehen ist, da diese zugleich die gute Wirkung des Futters vermehrt. —

*) Vorzüglich ist dies in unserer Zeit durch manche Vieharzeneibücher für's Landvolk, geschehen. Zu wünschen bleibt übrigens dabei, daß dem Landmanne besonders nur solche Hülfs = und Heilmittel empfohlen werden, die außer der Kunstsprache eine im gemeinen Leben übliche Benennung haben. Auch sehr nützlich würde es seyn, wenn in solchen Schriften die verschiedenen Synonymen genau angegeben würden, da beinahe jede Provinz für eine und die-

eines Wechsels der Begriffe bedürften sie durch zweckmäßige Belehrung, um in den Stand gesetzt zu werden, die Krankheiten des Viehes sogleich zu bemerken, die besten und einfachsten Heilmittel selbst richtig anzuwenden, und wenn ihre Kenntniß nicht mehr zureicht, sich da Rath und Hülfe zu suchen, wo sie der Täuschung schlauer Unwissenheit entgehen, der sie in diesem Falle gewöhnlich nur noch gar zu oft ihr Eigenthum preisgeben. —

Ist die Rede von der Bodencultur überhaupt, so gehört doch auch gewiß dahin, als wichtiger Zweig, die Baum-, Garten- und Holzcultur, Letztere im strengsten Sinn.

Die höchste Cultur des Bodens concentrirt sich im Gartenbau; daher würde auch der Feld- und Ackerbau nur dann erst seine höchste Stufe erringen, wenn er als Gartenbau behandelt werden könnte. Die eigentliche Production in der Natur zeigt sich in diesem in ihrer wahren Größe. —

Der Obstbau, in Verbindung mit dem Anbau der so nützlichen Küchengewächse, öffnet eine ganz neue, zugleich ergiebige Nahrungsquelle dem Menschen, aber auch selbst seinen Charakter kann diese Quelle zur Empfänglichkeit für größere nützliche Pläne für die Zu-

---

selbe Pflanze einen besondern Namen hat; dies veranlaßt bei Anwendung der Mittel große Schwierigkeiten. Auch müßten zugleich solche Vorschläge dem von Städten entfernten Landmanne an die Hand gegeben werden, die ihn in den Stand setzten, die Heilmittel sich selbst zuzubereiten. —

kunft stimmen. Mannichfaltige, sorgsame Ueberlegung muß sich bei der Gartencultur vereinigen, eine Menge von Gegenständen muß man dabei mit seinen Gedanken umfassen und mit seiner Arbeit zum Genusse fördern.

In der Nähe großer, volkreicher Städte erweitert sich diese Art der Bodencultur zu einem ansehnlichen, den inländischen Handel vermehrenden Gewerbe *). Auch reizt die Obstcultur vorzüglich durch den sogleich darbietenden reinen Ertrag. — Die Möglichkeit, die Existenz der bürgerlichen Gesellschaft zu erweitern, liegt also auch in diesem Zweige der Bodencultur; nicht nur vermehrt sich dadurch die Masse der Lebensmittel, sondern auch neue Stoffe werden erzeugt für des Menschen Thätigkeit und zur Quelle des erhöheten Lebensgenusses.

Den größten Fortgang findet die Obstcultur auf dem platten Lande; überall ist hier Gelegenheit dazu, nicht allein in Gärten, auch auf Dorfgemeindeplätzen, auf Triften, sogar an öffentlichen und Privatlandstraßen. Aber freilich fodert die Pflege, Schonung und Erhaltung des frei stehenden reizenden Obstbaums ein eigenthümliches Interesse. Am wenigsten finden wir dieses bei der untern Volksclasse. Tausende von Obstbäumen gehen durch Ausbrüche des Muthwillens verloren, und der gutmüthige Pflanzer erlebt nicht immer Freude an seiner Arbeit und Pflege **). — Aber die Natur, das

---

*) Auch zum größern Handelsverkehr bietet der Obstbau die Hand. So nähren sich z. B. die Korsen fast ganz allein von dem Ertrage ihrer Kastanienpflanzungen und ziehen durch deren Verkauf beträchtliche Summen. In Savoyen lebt ein ganzes Volk von Kirschbaumpflanzungen. —

**) Welcher Wanderer könnte wohl auf seinen Reisen in der Schwüle des Sommers unter belaubten, Früchte tragenden

eigene Interesse ruft schon dem Menschen unaufhörlich zu: Pflanze nutzbare Bäume! Leiste deiner Nachkommenschaft den nämlichen Dienst, den deine Vorfahren dir geleistet, und dein Capital wird sich reichlich verzinsen!

Schon in der Vorzeit war es Sitte, den Landbesitzer durch gesetzliche Vorschriften unterstützt, verbindlich zu machen, eine gewisse Anzahl Obstbäume zu pflanzen. In unsern Zeiten ist diese Sitte sehr ins Vergessen gekommen. Wär' es nicht herrlich und schön, wenn jeder Landbesitzer, jedesmal wenn er Vater eines Kindes würde, einen Obstbaum pflanzte? Eine kleine, mit unbeträchtlichen Kosten verknüpfte Mühe würde es seyn gegen den großen Gewinn, wenn jedes Land in jedem Jahre einen eben so großen Zuwachs an Obstbäumen, als an Kindern erhielte. Jeder Baum gewönne auf die Art seinen eigenen Freund und Beschützer, mit dem er heranwüchse, der ihn lieben und pflegen würde. —

Bäumen am Wege des erquickenden Schattens genießen, ohne zugleich, wenn auch nur mit dunkelm Gefühl, die zu segnen, die sich die Mühe gaben, oft wohl ohne Hoffnung, des Schattens und der Früchte sich einst selbst zu erfreuen, den sie und die sie für die Nachwelt besorgten! — Ein eigenes süßes Gefühl ist es, dergleichen Werke uneigennütziger Aufopferung für Andere zu sehen, daß man schon darum gern solche Gegenden besucht, die viele solcher Wegepflanzungen haben. Die Mehrheit derselben leitet den Gedanken unmerklich auf die Vermuthung, daß der feinsinnigen Menschen dort mehrere wohnen. Um so mehr fällt es aber auch auf, daß die Landstraßen in noch vielen Ländern und Gegenden kaum mit dünnbelaubten, verkrüppelten, keinen freundlichen Anblick gewährenden Weidenbäumen höchst spärlich besetzt sind. —

Diese Idee in Ausführung zu bringen, beabsichtigte man wirklich in einigen Cantons der Schweiz. Jeder Landbesitzer sollte bei seiner Verheirathung sechs, und bei der Geburt eines Kindes zwei Obstbäume pflanzen. Den Vortheil ungerechnet, müßten solche Pflanzungen auch schon darum des Menschen Freude erhöhen, da Bäume, bei solchen Veranlassungen gepflanzt, zu einem eigentlichen Stammbuche, zu einem Erinnerungsmahl an die frohesten und wichtigsten Tage unsers Lebens dienen könnten. Wahre Lebensbäume für den Menschen würden sie werden.

Von allen Seiten erwogen, gehört übrigens der Gartenbau und die Obstbaumzucht zu der wichtigsten, auch intensivesten Benutzungsart des Bodens. Man könnte sagen, daß er eigentlich schon Luxusartikel hervorbringe; aber es sind auch die edelsten, da sie mit die gesundesten Producte der menschlichen Nahrung sind. Obstcultur beschäftiget aber auch eine große Menge von Menschen und liefert auf dem kleinsten Raume die größtmöglichste Menge nützlicher Producte. Hinreichender Beweis, daß in eben dem Maße das allgemeine Wohl gewinnt, als sich der mit Obstbaumcultur verbundene Gartenbau erweitert. —

Wichtig bleibt als Bodenproduct für des Menschen Bedürfnisse das Holz, eben so unentbehrlich, als Brod. Freilich fühlt der Mensch im Süden dieses Bedürfniß weniger, als im Norden. Aber in den meisten Gegenden der Erde ist Holz ein Bedürfniß der Naturnothwendigkeit, und da, wo sich der Mensch über die erste Stufe der Bildung emporgeschwungen, bleibt es auch ein Bedürfniß der geselligen Nothwendigkeit. Wir kön-

nen es in jeder Hinsicht zu den absoluten Lebensbedürfnissen zählen. Geräth der Mensch durch vernachlässigte Cultur und Schonung dieses Products in die Lage, das Holzbedürfniß nicht mehr befriedigen zu können, sehr bald kann seine Existenz gefährdet werden.

Schon in der Vorwelt betrachtete man die Holzcultur als höchst wichtig *); besondern ausgezeichneten Personen wurde die Aufsicht, Pflege und Erhaltung der Waldungen übertragen. Sogar den Consuln in Rom übertrug man diese Aufsicht. Dies war der Fall mit Bibulus und Julius Cäsar; daher der Ausdruck Provincia ad sylvas ac colles. — Auch der Geschichtschreiber des Cyrus zählt zu den ruhmvollsten Thaten dieses Fürsten vorzüglich, daß er ganz Klein-Asien bepflanzt habe. — Von Sully ist's bekannt, daß er fast in allen Provinzen Frankreichs mit eigener Hand Bäume gepflanzt hat. In verschiedenen Gegenden der vereinigten nordamerikanischen Staaten pflanzt der Vater einen kleinen Wald, wenn ihm eine Tochter geboren worden, und giebt ihr diesen dereinst als Brautschatz mit **). — Uebrigens liegt es, nach Graf Sodens Meinung, in der Natur der Sache, daß der Mensch auf ein Gut, dessen Production wenig Anstrengung kostet, auch geringen Werth legt. Daher ist es ein weiser Zug der mythologischen Gesetzgebung des Orients, daß sie

---

*) Ein Gesetz, welches die Römer von den Griechen entlehnten, handelte von der Eichelmast und der Hütung des Viehes in den Wäldern. — Vergl. Mosers Forstarchiv — de glande, arboribus et pecorum pastu.

**) Addison, wenn er eine neue Holzpflanzung sah, rief jedesmal aus: Hier ist die Spur eines nützlichen Mannes! —

die Ehrfurcht gegen Bäume und Holzpflanzungen in ihr System verwebte. —

Aber auch nicht blos des Bedürfnisses und der sichern Existenz wegen, sondern vorzüglich auch in Rücksicht der Salubrität und Fruchtbarkeit des Bodens, wird die Holzcultur und die Pflege, Schonung dieses Products des Menschen wesentlichste Pflicht. — Der französischen Nationalversammlung schilderte dieses einstens Thuau sehr schön; er sagte: „Der Bewohner der mit Wäldern begrenzten Thäler fürchtet nicht Hagel, nicht Gewitter. Seine Hütte ist gegen den Blitz gesichert. Die Bäume bringen durch ihre tiefen Wurzeln und hohen Wipfel die elektrische Materie der Erde in die Atmosphäre und von dieser zurück in die Erde in ewigem Umlauf. Der Mensch, der den Blitz leiten kann, kann auch den Regen leiten. Er pflanze Bäume. Ihr Wipfel ist für die Wasserdünste, was die Metallspitze für die Blitzmaterie. Beide geben der Erde zurück, jene Wasser, diese die elektrische Materie." —

Holz bleibt also ein Product absoluten Werthes; und wenn gleich dasselbe wenig Auslagen erfordert, so verlangt es doch um so mehr Schonung, Aufsicht und Besonnenheit; denn lange wird unsere Erwartung gespannt, bis diese größte gigantische aller Pflanzen sich zur Benutzung für den Menschen ausbildet. Ein Heiligthum muß ihm daher jeder Baum seyn; keinen Augenblick muß er sich besinnen, ihn zu pflanzen, wohl aber Jahre, um ihn niederzuhauen. Dies ist die höchste Regel aller Holzcultur. —

Berücksichtigen wir auch weniger die physikalischen Gründe, nach welchen eine nicht beachtete Schonung und Erhaltung des Holzes die Erde und Wohngegenden ganzer Nationen veröden kann, so ist es doch offenbar,

daß dieses in manch anderer Rücksicht traurige Folgen nach sich ziehen müßte. Selbst Krieg und Hungersnoth, könnte man behaupten, sind minder furchtbare Geißeln, als allmählige Holzverwüstungen. Jene sind nur vorübergehend, die Zeit heilt ihre Verwüstungen; aber hier untergräbt die Zeit. Entvölkerung der fruchtbarsten Gegenden, Mangel an Selbstständigkeit und eine vernichtende Abhängigkeit würden das drückende Resultat für die bürgerliche Gesellschaft seyn.

Genug die Wichtigkeit dieses Bodenproducts, die unerlaßliche Pflicht es zu schonen, zu erhalten springt überall in die Augen. Der ausgebreitete tägliche, ja stündliche Gebrauch desselben, seine große Unentbehrlichkeit und genaue Beziehung auf das Wohl der kleinsten, so wie der größten Familie, den Haushalt eines Tagelöhners, wie den des Staats, führt hierüber den klarsten Beweis. Der hinreichende Besitz dieses Products greift in das ganze Gewebe unserer bürgerlichen Existenz, aller unserer Handwerke und Künste, und in unsere ganze Cultur; nicht zu gedenken der Fülle von Lebensgemächlichkeiten und Genüssen, die uns aus unsern Wäldern zuwachsen. Man nehme dem cultivirten Europäer das Holz, und statt seiner wird in wenig Generationen ein Feuerländer da stehen, ein Geschöpf, wenig mehr als Thier. Nicht eins der Gewerbe in der bürgerlichen Gesellschaft kann ohne den mittelbaren oder unmittelbaren Gebrauch dieses Bodenproducts gedacht werden. —

Wenn von einem wirklichen oder künftigen Holzmangel die Rede ist, so denkt man meistens nur an Ofen und Heerd und allenfalls noch an einige Arten von holzverbrauchenden Fabriken; doch sind diese zur Bestimmung des Holzmangels noch ein äußerst mangelhafter Maaßstab. Sobald die Symptome sich hier zu

äußern anfangen, ist das Uebel selbst unleugbar schon vorhanden; es fängt nicht etwa erst an, sondern es geht mit großen Schritten seinem Ende entgegen. Hundert Gewerbe, die dorther ihre Nahrung ziehen, haben schon lange aufgehört zu seyn; die Handelsbilanz ist allmählig immer ungünstiger geworden und der Wohlstand ist gesunken, ohne daß man dies als Symptom bemerkt und den Grund davon ahnet. Zwar haben wir ein Beispiel, es ist aber auch nur das einzige, wo die Industrie den Mangel des Holzes decken kann, und dies gibt uns Holland. Aber die Lage dieses Landes ist auch so eigenthümlich, daß von ihm kein Schluß auf andere gilt, und auch der Wohlstand dieses Landes würde mit der Erschöpfung seiner ungeheuren Torfmoore und der engländischen Steinkohlenbergwerke zu Grunde gehen. — Alle Holzsurrogate, Torf- und Steinkohlen sind immer nur als ein Mittel anzusehen, um nicht genug geschonte und schon zu Grunde gerichtete Waldungen schonen zu können; eine Zeit lang können wir aus ihnen als Brennstoffe unsere Bedürfnisse befriedigen, aber nur immer precair bleibt diese Befriedigung. Allein das Holz aus unsern Waldungen kann vor dem zunehmenden Mangel reeller Brennstoffe sichern; und so wichtig die Holzcultur in dieser Hinsicht immer und zu aller Zeit schon ist, um so dringender wird sie bei der steigenden Cultur in der bürgerlichen Gesellschaft *). —

Noch lange nicht groß und rege genug ist in unsern nördlichen Gegenden die Aufmerksamkeit und Sorge auf und für diesen wichtigen Zweig der Bodencultur,

---

*) Vergl. damit die gründlichen Bemerkungen in Bechsteins Diana 3ten Bande.

obschon hier Feuerungsmittel und Erwärmungsstoffe für den Menschen das Unentbehrlichste bleiben. Im Bewußtseyn, daß die gütige, weise Natur die nördlichen Gegenden Europa's mit weit größern Waldungen bedeckt, als die südlichen, ist man nur zu sehr verleitet worden, an keinen Mangel dieses Products zu glauben, es daher weniger zu achten und sogar durch Verschwendungen zu mißbrauchen **). Bliebe man bei diesem Glauben, zwei sehr gefährlichen Folgen könnte und

---

*) Nur kürzlich hat uns ein forsterfahrner Mann den Beweis vorzulegen gesucht: Ueber die Unmöglichkeit eines gänzlichen Holzmangels, und das Thörichte der Furcht deshalb — siehe die Schrift: Ueber die Ursachen des schlechten Zustandes der Forsten und die allein möglichen Mittel ihn zu verbessern, mit besonderer Rücksicht auf die preußischen Staaten von W. Pfeil. 1816. — Der bekannte, sehr geschätzte Forstmann Geheimrath von Burgsdorff suchte in einer öffentlichen, gedruckten, auch in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Jahr 1790 vorgelesenen Abhandlung zu beweisen: daß die Epoche des totalen Holzmangels in den preuß. Staaten in den Jahren 1809 eintreten und bis zum Jahr 1859 dauern werde; schlug deshalb auch den ungesäumten Anbau schnellwüchsiger nordamerikanischer Holzarten vor. Das damalige preuß. Oberforstdepartement nahm diese Druckschrift nicht günstig auf und behielt sich sogar die besondere Censur seiner künftigen Druckschriften vor. Wie jetzt ganz anders! Der Verfasser der Schrift vom Jahre 1816 trägt Lehren und Beweise ganz entgegengesetzter Art vor. — Er sucht mitten in der Epoche des von Burgsdorff befürchteten Holzmangels den Holzüberfluß in den preußischen Staaten zu beweisen und will, anstatt ausländische Holzarten anzubauen, von den einheimischen sogar noch einen Bestand von neun Millionen Morgen ausrotten. So verschieden sind unsere Ansichten und Ueberzeugungen! —

müßte man alsdann entgegensehen: Stillestand der Bevölkerung und unverhältnißmäßig hohen Preisen.

Das schon fühlbare Steigen der Holzpreise kann vorzüglich dem Bewohner der nördlichen Gegenden immer drückender werden. Was dem dürftigen Römer das Brod und die Schauspiele des Circus waren, sind für den nördlichen Bewohner Brod und Holz. Freilich war das Schauspiel nur ein eingebildetes Bedürfniß dem Römer, aber wahrlich nicht dem Deutschen das Holz. Durchaus bedarf er dessen, soll er zufrieden und ruhig bleiben. —

Wahr bleibt's aber auch, jedes Uebel führt gemeinhin sein Heilmittel selbst herbei. Dies kann auch der Fall in Beziehung auf vernachlässigte Holzcultur werden. Zur fleißigeren und sorgsamern Cultur wird das Steigen der Holzpreise leiten, auch nöthigen; es wird der unweisen Zerrüttung und Verschwendung dieses wichtigen Bedürfnißproducts Ziel und Grenzen setzen. Die Natur wird auch hier die Weisheit ihrer Haushaltung beurkunden. Eifriger, als es geschehen, werden wir die Masse der Feuerungsstoffe aufsuchen, welche der Boden in sich enthält, sorgfältiger werden wir diesen verborgenen Schätzen nachforschen und vorzüglich unsere Torf- und Kohlenvorräthe zu benutzen suchen. Schon hinlänglich überzeugt, daß Holz nicht wie Roggen und Gerste alle Jahre sich erneuert, werden auch selbst vernünftige Holzersparungen herbeigeführt werden. Sparende Feuerheerde und Oefen sind schon erfunden, benutzt und verbessert worden. Endlich werden auch selbst die verschiedenen ökonomischen Ansichten der Menschen dem gänzlichen Holzmangel zu begegnen suchen. Verwandelt der Eine, durch Speculationsgeist geleitet, seine Waldfläche in Ackerfläche, so wird sie der Andere erhal-

ten, der Dritte vermehren. Acker- und Holzland wird sich so lange verwandeln, gegen einander wechseln, bis der Vorrath und Ertrag beider Producte wieder ins Gleichgewicht gekommen. —

Die Stoffe im Innern der Erde, welche diese dem Menschen zu weiterer Bearbeitung anbietet, nicht minder wichtig sind sie für die bürgerliche Gesellschaft. Aber größern Kraftaufwand erfodert die Ausbeute des rohen Stoffes, anstrengender sind die Arbeiten, der Gesundheit des Menschen nachtheilig und gefährlicher für seine Lebensdauer. Nur langsam und mühevoll wird hier ein brauchbares Product hervorgebracht, und dennoch bleibt der Ertrag unbestimmt und verspricht nie Sicherheit und belohnenden Gewinn, wie es doch meistens der Fall in den andern Reichen der Natur ist. — In jenen ist bekanntlich Alles der Wiedererzeugung und Veredlung fähig. In dem verborgenen Reiche der Natur unter der Oberfläche und im Innern der Erde, welches die mineralischen Schätze, die durch den Bergbau zu Tage gefördert werden, in sich schließt, wird keine solche Reproductionskraft angetroffen. Felder und Gärten bringen Jahr aus Jahr ein neue Erndten hervor; Viehheerden vermehren sich von Jahr zu Jahr und sind der Veredlung fähig; ja selbst die erhaltenden und belebenden Stoffe der Natur, Licht, Wärme, Luft, Wasser u. s. w. lassen ein stetes Wiedererzeugen wahrnehmen. Aber nicht so ist's in diesem verhüllten dunkeln Naturgebiete; hier scheint ein ewiger Tod einheimisch zu seyn, seit undenklichen Zeiten liegen die Schätze dieses Reiches im Schovse der Erde, einer weitern Vermehrung eben

so wenig fähig, als die sonst unaufhörlich bildende Natur ihren einmaligen Stoff zu weitern neueren Gestalten umschafft *).

---

*) Dies scheint auch wohl der Hauptgrund zu seyn, warum fast in allen Staaten der Bergbau der besondern Betreibung und Leitung der obern Staatsgewalt, der Regierung überlassen worden. Der sonst an sich richtige Grundsatz, daß, so wie jede Benutzung des Bodens und überhaupt jedes Gewerbes in den Händen des Privatmanns sich besser befinde und dem ganzen gesellschaftlichen Verein größern Nutzen gewähre, eben so auch der Bergbau einzig und allein der Privatindustrie überlassen werden solle, dürfte daher auch nicht geradezu hier anwendbar und zu vertheidigen seyn. Beim Bergbau kann eine solche Vergleichung mit andern Gewerben nicht stattfinden. Hier kommt es nicht blos auf eine Erzeugung und Weiterveredelung eines Naturproducts, sondern vorzüglich darauf an, der Erde das abzugewinnen, was die Natur in ihrem Innern, so zu sagen, ganz verheimlicht niedergelegt hat, wo bei der Erwerbung die größte Vorsicht angewendet werden muß, um die Gewinnung so vollständig als möglich zu machen, auch die Gesellschaft selbst, welche ein so großes Interesse an den Schätzen des Mineralreiches hat, für jedes Verlorengehen, für jede Verschwendung derselben zu sichern. Freilich aber muß sich die obere Staatsgewalt auch mit der Leitung des Bergbaues begnügen und am wenigsten einen Gegenstand der Finanzspeculation daraus machen; sonst würde sich das Urtheil des verstorbenen Prof. Kraus in seinen staatswirthschaftlichen Schriften, der die Bergwerksadministration, „die das Mark des Landes aussaugende Bergwerksklerisei" nennt, gewiß gerechtfertigt finden. — Billig müssen wir jedoch hiervon den Steinkohlenbergbau ausnehmen. Bei diesem ist jene Gefahr nicht zu befürchten, wenn dessen Betreibung in den Händen des einzelnen Staatsbürgers bleibt. Dieses nützliche und so stark begehrte Product ist höchst einfach zu

Unentbehrlich sind die Stoffe im Innern der Erde, aber auch absolut nothwendig für die bürgerliche Gesellschaft; gezwungen wird der Mensch, sie herauszuwinden aus den Eingeweiden der Berge, dabei keine Anstrengungen, sogar nicht Lebensgefahren zu scheuen. Der Landanbauer, der Handwerker, der Künstler bedürfen der verschiedenen Mineralstoffe und des Metalls zur Betreibung ihrer Gewerbe; auch kann die Gewinnung und Verarbeitung des Metalls als Quelle aller Künste betrachtet werden, denn sie veredeln die Stoffe, die Land und Meer uns darbieten. —

Aeußerst kostbar bleibt übrigens die Betreibung des Bergbaues, und mit einem noch bei weitem größern Aufwande würde sie verbunden seyn, wenn nicht in civilisirten Ländern eine besondere Volksclasse, das Bergvolk, dazu benutzt werden könnte, Menschen, die an Entbehrungen, sogar wohl an Noth gewöhnt sind und sich gern einer beschwerlichen, ungesunden und gefahrvollen Arbeit um einen geringen Arbeitslohn unterziehen. Wo man nicht Sclavenarbeit kennt, hat man dies von jeher erkannt und gefühlt, daher auch den

---

gewinnen und wird unmittelbar nach der Gewinnung zur Kaufmannswaare, die bedeutende Vortheile und Ueberschüsse gewährt. Ungerecht ist es, diesen Gegenstand des freien Handels den Händen des Eigenthümers zu entreißen und deshalb in den Steinkohlenbergbau kostspielige Künsteleien hineinzutragen, die offenbar schädlich sind, die Ausbeute aufzehren und die Preise der Steinkohlen zum Nachtheil des Ganzen erhöhen. — Immer bleibt es unverzeihlich, wenn die Gewerbe des Bürgers zum Subtractionsexempel der Staatswirthschafter werden, und diese nur stets darauf sinnen, die Ueberschüsse der Gewerbe bis auf Null herunterzukünsteln.

Bergleuten in fast allen Ländern zu einiger Entschädigung ausschließliche Vorzüge eingeräumt und zu erhalten gesucht. —

Sehr wahr und richtig ist die Bemerkung, daß es im menschlichen Leben und in der bürgerlichen Gesellschaft gewisse Beschäftigungen gibt, die für diese nie besser, auch nie mit größerem Vortheil ausgeübt werden, als wenn denen, welche sie erwählt haben, ein gewisser Kastengeist, der sonst wohl bei den übrigen Volksclassen nicht zu vertreten ist, einwohnt, der den Sohn schon im Vater die künftige Beschäftigung lieb gewinnen und diese von Familie zu Familie auf gleiche Weise fortpflanzen läßt. Und dahin ist ganz besonders die Arbeit, das Geschäft des Bergmannes zu rechnen. Durch welch' anderes Mittel wollte man wohl jenen ganz eigenen Geist und jenes stolze Gefühl, das den Bergmann beseelt und ihn sein mühsames, gefahrvolles Geschäft mit Eifer und Lust zum Besten der übrigen Glieder der Gesellschaft in Ausübung bringen läßt, mit Erfolg unterhalten, wenn nicht fortdauernd von Vater und Sohn die Idee fortwirkte, der Bergmann sey ein ganz vorzügliches Glied in der Kette der Gesellschaft, er, der im tiefsten Innern der Erde die allen übrigen Menschen unzugänglichen Wunder der Natur anschaut und ihre geheimsten Schöpfungen zu Tage fördert, der in einer ganz andern als der gewöhnlichen Welt lebt, fern von Gottes Sonne, beim schwachen Schimmer seiner Lampe, von Nacht und Dunkel und steter Todesgefahr umgeben? — Die Gerechtigkeit macht es zur Pflicht, daß ihm sein schweres Tagewerk noch auf eine andere Weise vergütet werde, als es durch den kärglichen Lohn geschieht, der ihm für seine Arbeit zu Theil wird; daher auch gewisse dem Bergmann vergönnte Vor-

züge und Freiheiten, auf welche die übrigen Glieder der Gesellschaft Verzicht leisten, zu rechtfertigen sind.

Der wichtigste unter den Stoffen aus dem Innern der Erde für die Gesellschaft bleibt: Eisen. Vorzüglich muß Gewinnung und Verarbeitung dieses dem Menschen am Herzen liegen. Fehlt es, schwierig wird es dann, den Feldbau zu befördern, Gewerbe und Künste zu vervollkommnen. Ohne Besitz dieses Stoffes bleibt Alles in der Kindheit; ohne Eisen, kann man sagen, stockt die ganze Menschheitscultur. —

Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter!

Schiller.

Freilich spielen jene unterirdischen kostbaren Metalle, Gold und Silber, nachdem sie sich in der Gesellschaft in Geld verwandelt und als das brauchbarste Ausgleichungsmittel aller gesellschaftlichen Arbeiten angewendet werden können, eine gar wichtige Rolle. Nehmen wir es auch als allgemein anerkannte Wahrheit an, daß Gold und Silber, als Stoff des Geldes, unsern wahren Reichthum nicht bilden, so läßt es sich doch auch nicht leugnen, daß sie ein Theil des Reichthums sind. Einen größern Werth kann dieser Theil doch aber auch nicht haben, als die andern Theile des Reichthums. Ein Ueberfluß an jenen beiden edeln Metallen würde eben so nutzlos seyn, als ein Ueberfluß an andern Producten für unsere Lebensbedürfnisse. Auch werden unsere Bedürfnisse immer größer seyn, als die Vorräthe an jenen beiden edeln Metallen, weil eine kleine Quantität derselben genügt, die Dienste des Geldes zu verrichten. Mögen diese Metalle noch so sehr anwachsen, als Geld können sie den Werth jener Productenmasse nie erreichen. —

So wichtig denn nun auch die Vortheile der Gewinnung dieser beiden kostbarsten Metalle für die Gesellschaft und zu den Verrichtungen des gesellschaftlichen Lebens sind, so gewährt die Ausbeute doch dann nur dauerhafte Vortheile, wenn sie nicht mit Vernachlässigung und auf Kosten der Bodenproduction, des Feldanbaues und aller andern Gewerbe für die ersten Bedürfnisse des Lebens gesucht wird. Nur als eine neue Stütze für diese müssen jene verborgenen unterirdischen Schätze betrachtet werden.

Gesehen haben wir es, eine traurige Verblendung verleitete Nationen, nur in Gold = und Silbergruben ihren Reichthum allein zu finden. Aermer wurden sie, je gold = und silberreicher sie sich durch jene aufgefundenen Metalle dünkten. —

Spanien und Portugall — England und Deutschland. Vergleichen wir sie gegen einander! Hier nur Eisen, Zinn, Blei, Kupfer, wenig Gold und Silber; dort durch die Entdeckung eines neuen Welttheils die reichsten Gold = und Silbermassen. Seit dieser Zeit hatte Spanien einen jährlichen Zufluß von zwanzig bis dreißig Millionen Piaster. Nach der gewöhnlichen Vorstellung von der Wirksamkeit der edeln Metalle, hätte Spanien schon seit drei Jahrhunderten der blühendste Staat in Europa, auch der mächtigste seyn müssen. Nichts weniger. Eine Quelle des Unglücks wurde jene Entdeckung. Von Jahr zu Jahr wurden die nachtheiligen Wirkungen sichtbarer. Sechs Millionen arbeitsamer Bewohner wanderten aus und entvölkerten das Land. Ein beständiges Zuströmen ungeheurer Gold = und Silbermassen erstickten den Fleiß, der sonst jenem Volke eigen war. Auch war dies der Fall mit Portugall. Brasiliens Goldgruben waren der alleinige Grund, daß die Portugiesen Boden und andere wichtige Gegen=

stände der Cultur vernachlässigten. Verblendet, durch Gold, Silber, Diamanten ein schnelles glänzendes Glück zu machen, verließ ein großer Theil seine Landbesitzungen. Diese neue Quelle des Reichthums riß alle Ueberlegung der Spanier und Portugiesen hin *). Indier zu Tausenden stürzte man in die Eingeweide der Erde, beraubte sie des Sonnenlichts und der freien Luft; in dunkeln Erdschluchten mußten sie zu Befriedigung der Goldgier ihr Grab und den Tod in tausend furchtbaren Gestalten erwarten. Was noch im Lande zurückblieb, entfloh in Wildnisse, wo sie sich der Geißel ihrer gold- und raubsüchtigen Tyrannen zu entziehen suchten. —

Weise Männer unter ihnen, die ihr Jahrhundert übersahen, riefen ihnen zwar auch mit lauter warnender

---

*) Auch hier traten von Zeit zu Zeit patriotisch denkende kluge Männer auf und warnten. Aber sie hatten das gewöhnliche Schicksal, von solchen Menschen, die den Thron der Fürsten umzingeln, verdächtig gemacht und entfernt zu werden. So ging es Pombal in Portugall, der Versuche und Vorschläge machte, die Kraft und Industrie des Volkes zu wecken. Die Regierung ließ sie durch einen Prinzen prüfen. Höchst merkwürdig fiel das Resultat seiner Untersuchung aus, worin er sich folgendermaßen äußerte: „Als Gott die Menschen erschuf, gab er auch jedem Volke das Nöthige, sich in der Welt fortzuschaffen. Die Franzosen erhielten die Gabe der Verschlagenheit; die Deutschen Messer, Scheeren, Gabeln; die Holländer den Käse; — die Spanier und wir Portugiesen Gold und Silber, um von andern Nationen das uns Fehlende kaufen zu können. Hieraus folgt: daß bei uns andere Anstalten sehr unnütz wären, und es der Güte Gottes widerstreben hieße, wenn wir solche wollten.“ — Das konnte freilich nur die Sprache eines indolenten Staatsbeamten seyn, dem es gleich ist, wenn das Volk darbt und bettelt.

Stimme zu: Laßt das Gold liegen, wenn die Oberfläche der Erde, die es bedeckt, Korn tragen kann, woraus ihr Brod machen könnt oder Futter für euer Vieh. Das einzige Metall, welches euch nöthig und nützlich ist, ist das Eisen; dieses fördert an den Tag, daraus schmiedet Werkzeuge für den Feldanbauer, Werkzeuge für den Künstler! *) — Aber ein verderblicher Geist umwölkte diese Völker und ihre Beherrscher; ein Geist, der für Cultur, Bevölkerung und Sitten die schlimmsten Folgen hatte. Wüste blieb der Boden liegen, und vernachlässiget wurden die Gewerbe.

Ewig wird also die Wahrheit feststehen: Nicht in aufgehäuften Gold = und Silbermassen liegt der wahre Volksreichthum; mit diesen kann die größte Armuth bestehen. Nur in der Erde, im Boden und in der Arbeit liegt Reichthum, der uns gewiß bleibt. Kein Winkel, kein Flecken muß unangebaut, kein Feld brach liegen bleiben. Kein Volk wird dann ganz verarmen; es wäre denn durch die Fehler der Verfassung und Verwaltung oder durch die Gebrechen der Gesetzgebung. Diese freilich schwächen nur noch zu oft alle Kräfte, alle Segnungen der Natur. Die Weltgeschichte ist auch die Geschichte der Bodencultur, des Feldbaues. Blicken wir in die Vergangenheit, wir finden dies bestätiget. —

Alle beschränkende gesetzliche Vorschriften in Beziehung auf Benutzung des Bodens hindern die Production und können eher Mangel als Ueberfluß hervorbringen. Glauben sollten wir, die Meinungen hierüber

---

*) Vergl. Rainal histoire philosoph. etc.

wären jetzt nicht mehr getheilt. Aber gelungen ist es doch noch nicht, sich deshalb zu allgemeinen Ansichten zu erheben. Noch heute streiten wir darüber, ob die Bodencultur, der Feld- und Ackerbau im weitesten Sinne durch gesetzliche Vorschriften geleitet werden soll, um dadurch die Production zur höheren Stufe der Vollkommenheit zu bringen. *) —

Die Verschiedenheit der Ansichten davon ist auffallend, und gewöhnlich ist's auch unter den Menschen, daß sie auf nichts so sehr bedacht sind, als ihren Meinungen Eingang zu verschaffen. Wollen die gewöhnlichen Mittel nicht sogleich wirken, so wird allenfalls, und das geschieht nur gar zu gern, Zuflucht zum Befehl genommen. Daß dies aber wenig taugt, bekräftiget schon ein welterfahrner Mann der Vorzeit. **) Zu richtiger Beschauung und Erkennung der Wahrheit muß der Mensch eingeladen werden, damit diese mit ihren tiefen Wurzeln sanft in ihn eindringe. —

Jede Sache hat ihr Für und Wider, und dieses auch in dieser Angelegenheit zu hören, zu prüfen, scheint uns nicht ganz unwichtig, auch nicht überflüssig zu seyn.

Das Auge der Mehrheit der Feld- und Ackerbauer,

---

*) Im Jahre 1811 erschien über diesen Gegenstand vom Hrn. Professor Lips zu Erlangen eine Schrift unter dem Titel: „Principien der Ackerbaugesetzgebung, als Grundlage eines künftigen Ackercodex für Gesetzgeber und rationelle Landwirthe." Ihre Tendenz und ihr Inhalt erregten allgemeine Aufmerksamkeit. —

**) Wer seine Meinung und Gebot durchsetzen will, beweiset dadurch immer, daß sie auf schwachen Gründen beruhen muß. —

Michel Montaigne.

sagt man, ist ewig nur gewohnt, die Fußstapfen der Vorgänger zu sehen und diesen zu folgen; weder zur Seite noch in die Höhe blickend, bleiben ihnen des Wohlstandes tiefe Sitze verschlossen. In welcher Angelegenheit des Lebens und der bürgerlichen Verhältnisse ist wohl mehr Gutes und Nützliches zum Fortschreiten gesagt worden, als in der Bodencultur? Wo hat man mehr Treffliches und Wahres über den Geist einer Sache verkündet, als hier, aber wo ist auch wohl weniger darauf geachtet worden, als hier? —

Also an der Hand des Gesetzes muß der Ackerbauer zum Bessern geleitet werden, und durch zwingende Vorschrift. Aberglaube, Vorurtheile und Gewohnheit an die Sitte der Väter blenden ihn gleich stark. Unterricht in der Schule und frühe Bildung für sein Gewerbe können ihn freilich auch wohl dahin leiten, aus eigener Ueberzeugung das Bessere zu wählen und zu thun. Aber zu langsam entspricht dieser Weg dem augenblicklichen Bedürfniß. Das Bessere muß ihm daher in der Form des Gesetzes und zwar so lange vorgehalten werden, bis er selbst den Weg des Bessern, Wahren verfolgt. Diese Art der Staatsvormundschaft wird durch die Pflicht des Staats begründet.

Ferner hören wir sagen: Noch mannichfaltige nützliche Producte werden auf unserm Boden nicht erzeugt, obschon sie erzeugt werden könnten. Woher dies? Weil die Bodencultur sich allein selbst ohne Leitung überlassen ist.

Die gänzliche Freiheit der Eigenthumsrechte hat man von dem zwar heiligen, aber doch wohl zu weit ausgedehnten Eigenthumsbegriffe abgeleitet; aber vergessen muß man nicht, daß im gesellschaftlichen Vereine das Eigenthumsrecht modificirt werden muß.

Alle Bodenproducte und deren Erzeugung müssen daher durchaus einer gewissen Aufsicht und Leitung unterworfen bleiben. Gebieterisch fordert dies oft das Wohl des Ganzen. Der Mensch, in den bürgerlichen Verein tretend, übernimmt auch gesellschaftliche Verpflichtungen. Von dem Augenblicke an ist er kein isolirtes Wesen mehr; er erwartet, genießt Vortheile durch diesen Verband; er muß sie auch erwiedern.

Jene Aufsicht und Leitung muß nun freilich auch nicht weiter gehen, als es das Wohl des Ganzen unerläßlich fordert. Das einzelne Glied des gesellschaftlichen Verbandes muß in dem Streben nach eigener Wahl dadurch nicht gehindert, die individuelle Thätigkeitskraft nicht gelähmt werden. Alle diese Rücksichten bleiben immer mit einer besondern Leitung der Bodencultur und Production vereinbar. Wer glauben sollte, der Feld- und Ackerbauer, besonders aus der untern Volksclasse, werde von selbst schon aufs Bessere, auch Nützlichere fallen, sein eigenes Interesse doch immer am besten kennend, der irrt sich und weiß nicht, was Eigensinn, Herkommen, Vorurtheil allem Guten entgegensetzt. —

Nach diesen Ansichten scheint die Nothwendigkeit einer positiven Ackerbaugesetzgebung auf einer nicht ganz zu verwerfenden Grundidee zu beruhen. Um ihre Haltbarkeit zu prüfen, hören wir nun aber auch die Stimmen, welche das Wider aussprechen.

Jene Grundidee widerstrebt dem Grundprincip des Rechts eben so sehr als den Forderungen einer vernünftigen wirthschaftlichen Politik. Fleiß und Industrie, die Elemente, Bedingungen aller Gewerbsvervollkommnung, lassen sich nicht erzwingen. Nur im Schooße der Freiheit gedeihen diese, ohne äußern Zwang

müssen sie aus dem Innern des Menschen hervorgehen, wenn sie je Früchte tragen sollen. Irrig ist's, zu glauben, daß strenge Vormundschaft und Zwang zum Fleiß hinleiten; wohl können sie den Menschen hinleiten zur Apathie gegen alles Bessere; fördern werden sie nie den Wohlstand, aber leicht und bald bis auf die Wurzeln erschüttern. Ein erzwungenes Besserseyn ist keines, dieses ist nur die Frucht der Freiheit. —

Keine Gesetzgebung darf es sich erlauben, den Menschen wider seinen Willen durch Freiheit beschränkende Mittel glücklich machen zu wollen. Wegräumung aller Hindernisse, die dem Menschen beim Streben nach Verbesserung seines Wohlstandes, geistigen und so auch physischen, entgegen streben, bleibe nur ihre Sorge. Sicherheit des wohlerworbenen Eigenthums und Gestattung möglicher Freiheit beim Gebrauch desselben sind die einzigen wahren Grundpfeiler des wahren Volkswohlstandes. Unverrückt lasse man diese Pfeiler, und der Wohlstand wird gedeihen für sich, ohne alle übrige positive gesetzliche Einmischung. —

Auch da wird die Bodencultur fortschreiten zum Vollkommnern, wo sich der Mensch und das Volk in einem behaglichen Zustande befindet, wo sich die Zahl großer Ackerbesitzer nicht mehr berechtiget findet, über die Kraft, die Hände und die Zeit der andern Volksclassen willkürlich zu gebieten. Mit einem Wort: Gerechtigkeit, Schutz des Eigenthums und kein gewaltsames Entgegenstreben, wo eigner Fleiß und Anstrengung wirkt, werden das einzige sichere Mittel bleiben, den Feld- und Ackerbau zu beleben und auf die Stufe größerer Vollkommenheit zu bringen.

Unbefangen beide Stimmen näher beleuchtet, ist wohl nicht zu leugnen, daß Bodencultur, in und mit allen ihren Zweigen, das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft im hohen Grade ansprechend, immerhin einer gewissen Leitung unterliegen mögen. Offenbar verirrt sich aber auch diese alsdann, wenn sie sich durch eigentlich gesetzliche Vorschriften bis aufs Detail der kleinsten Verhältnisse der ausübenden Bodencultur verbreiten wollte. Diese Art der Leitung würde alles unter gewisse Normen zu bringen suchen, und dadurch den Feld- und Ackerbauer in seiner Freiheit beschränken, ihn nur zum Sclaven eines oft einseitigen Gesetzes machen. Nur mehrere Verbreitung allgemeiner, nützlicher Wahrheiten und Erfahrungen muß der Kreis seyn, in welchem sich jene Leitung von oben bewegt; nur allgemeine Bedingungen sollen durch sie vorgehoben und zur allgemeinen Norm empfohlen werden, insofern durch diese eine bessere Bodencultur entstehen kann. Am wenigsten muß durch Zwang und gehässige Maßregeln das Bessere, Nützlichere aufgedrungen werden. Aufgedrungene Wohlthat wird nie gefühlt, auch nie erkannt als wirkliche Wohlthat. Darin versah es der wohlmeinende, feuervolle Joseph II. in Oesterreich. Mit Gewalt wollte er das Bessere seinem Volke aufdringen und Industrie in allen Gewerbsverhältnissen emporheben. Die gesetzliche Kraft sollte das Volk auf einen höheren Grad der Cultur stellen. Offenbar würde er weit sicherer seine edlen Absichten erreicht haben, hätte er nach und nach durch Belehrung und Beispiele Vorurtheile und Mißbräuche zu heben gesucht. —

Praktisch wahre, erprobte Grundsätze muß die leitende Hand vollständig zur Beachtung und Nachahmung aufstellen. So wird sie gewiß für das Neue, Bessere,

bald diesen bald jenen Freund aus der Mehrheit gewinnen; wohlthätig wird es dann für diesen seyn, eine Hand zu finden, die ihn auf den richtigen Weg leitet, ihm immer mehrere Canäle des Fleißes und des Genusses zeigt. Auch dankvoll wird alsdenn Jeder die offne Straße zum bessern Daseyn und Wohlstande hinwandeln, mit der Freiheit, alle auf dieser Bahn ihm aufblühende Freuden für sich und seine Familienglieder zu genießen. Nur in diesem schönen Kostüm der Vaterliebe zum Volke muß die leitende Hand von oben erscheinen.

So wäre denn als Resultat Folgendes aufzustellen: Kein Fortschreiten, keine Verbesserung bleibt von oben durch positive gesetzliche Vorschriften zu erwarten. Alles Gute, Wahre, Bessere muß von innen heraus, vom Volke selbst, d. h. von dem verständigeren Theile des Volks hervorgehen. Hinter den Vorhang trete die oberste regierende Behörde, die freilich immer als Mittelpunct der Nationalintelligenz betrachtet werden soll; sie verhalte sich indessen immer nur scheinbar leidend, verliere aber nie das Streben des Volks, seinen Geist und dessen Richtung aus den Augen *)!

---

*) Die Regierung des Staats ist für die Seele des Staatskörpers zu erkennen; aber die Leitung des Volkes durch sie muß hier in einem weitern Wirkungskreise und einem freieren Spielraume analogisirt werden, als das enge Verhältniß der Seele im menschlichen Körper mit sich bringt, wo die Handlungen des Menschen so unmittelbar von ihr ausgehen. Nehmen wir eher die Analogie an: Wie der Menschheit das Absolute der Freiheit als ein Geschenk Gottes verliehen ist, und die praktische Freiheit von der Vernunft erst der Sittlichkeit in dem Zeitleben angepaßt werden muß, so soll die Staatsregierung ihr leitendes Princip auch auf den Staatskörper, das Volk, realisiren. Leider

Von diesem Grundsatze durchdrungen, wird sie zwar leiten, unterstützen, Hindernisse aus dem Wege räumen und alles Gute, Nützliche zu fördern wissen, ohne daß es die Mehrheit des Volkes merkt, sie sey mit im Spiele. Auf diese Weise und in diesem Wege gibt die Regierung dem Volke eine Art von Freiheit, und das Individuum, wenn es zu rechter Zeit ermuntert, unterstützt wird, leistet mit geringen Mitteln weit mehr, als die

---

wird diese Potenz selten in ihrer wahren Tendenz auf das Volksleben wirken, weil die immerwährende Krankheit der Regierung, das künstliche Vielherrschen, so schwer zu curiren ist. Die aus dem Egoismus und der Selbstsucht entspringende Tendenz wird die Anknüpfung des staatsbürgerlichen Lebens an die Sittlichkeit nie in ihrer wahren Richtung vollziehen lassen. Es wird daher in den unendlichen Brechungen und Trübungen des Zeitlebens stets besser seyn, wenn die Staatsvernunft mehr auf die Rechtsverhältnisse und die intellectuelle und sittliche Bildung, also radicaliter wirkt, als unmittelbar in die volkswirthschaftlichen Verhältnisse eingreift, worin sie dem Volke durchaus freien Spielraum lassen muß. Das Recht begründet das Seyn der Menschheit im Staate; das eigentliche Leben der Menschheit im Staate ist ihre ungestörte, kraftvolle Entwickelung, die in der Cultur der Menschen besteht, und alle Cultur kann nur in der rechtlichen Freiheitssphäre kräftig gedeihen. Die Regierung muß, wie bei jeder guten Erziehung, soviel möglich hier nicht selbst handeln, noch erzeugen wollen, sondern ihren Zögling, das Volk, oder die verschiedenen Stände im Staate ihren verschiedenen Zwecken und Interessen, ihrer eigenen Thätigkeit und Kraftanwendung überlassen, und hat nur die verschiedenen Stufen der Cultur mit Behutsamkeit und Weisheit zu berücksichtigen. — Eschenmayer in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur. 12. Jahrgang. I. Ueber Grundzüge der Staatswirthschaft von Eiselen. —

gebietende Regierung mit großen Aufopferungen. Nicht selten fällt die Letztere, wie wir Erfahrungen haben, wenn sie selbst beständig eingreifen will, Schwindlern oder Eigennützigen in die Hände, und ihre gutgemeinten Absichten bleiben unerreicht. —

Unterricht und Beispiel sind die Genien, von welchen wir überhaupt am meisten das Fortschreiten zum Bessern zu erwarten haben. Also der einzig sichere Weg, auf welchem für bessere, steigende Bodencultur im Einzelnen und Ganzen gewirkt werden kann, ist früher, zweckmäßiger Unterricht. Langsam ist zwar dieser Weg, aber auch nur der einzige, dessen Betreten etwas Sicheres erwarten läßt. Nur Lust und Liebe kann das Land anbauen, diese aber nur durch verständigen, zweckmäßigen Volksunterricht erzeugt werden. Garve — über den Charakter des Bauernstandes — meint auch: „Man zeige dem Bauer nur einen Weg, durch Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit empor zu kommen, und er wird ihn gewiß einschlagen. Je früher dies durch einen faßlichen, zweckmäßigen Unterricht geschieht, um so eher wird der eigene Trieb in seiner Seele belebt werden. Ein bald und zum Verwundern ganz anderer Geist und Sinn würde unter dieser Volksclasse walten. Jede Veredlung bringt den Menschen in allem weiter." —

Man wende nicht dagegen ein, daß jetzt schon mehr als je Unterrichtsanstalten für Bodencultur, Ackerbau und Landwirthschaft in allen Beziehungen vorhanden seyn. Das lobenswerthe Streben zu diesem Zwecke ist nicht zu verkennen; unstreitig gehört dies mit zu den großen Vorzügen unsers Zeitalters. Wer kennt nicht Thaers,

Fellenbergs *), Sinclairs und Mehrerer Bemühungen, und wird diese nicht zu schätzen wissen? Berechnet aber sind diese doch mehrentheils nur für die Ausbildung der Ackerbauer und Landwirthe höheren Standes. Die Unterrichtsanstalten, die wir meinen, sollen vorzüglich der Jugend des Landvolkes vortheilen.

Ihr Hauptzweck soll und muß der seyn, durch einfachen, verständigen Unterricht die Jugend über ihre künftige Wirkungssphäre zu belehren, sie mit den Gegenständen vertraut zu machen, auf welche und durch welche sie als künftige Landanbauer und Ackerwirthe zur größern Wohlfahrt der Gesellschaft wirken sollen. Ueber die richtigste Benutzung der zwei vorzüglichsten Quellen des ländlichen Wohlstandes, Ackerbau und Viehzucht, über die rechte Cultur und Wahl der Gewächse des einheimischen Bodens, über die sicherste Vermehrungsweise der Producte, die vortheilhafteste Bestimmung und Erhaltung der Hausthiere und über richtige Zeit- und Kraftökonomie soll die Jugend des Landmanns unterrichtet werden. Weit entfernt sind wir davon, ihr wissenschaftliche, chemische und mineralogische Kenntnisse einprägen zu wollen. Die Cultur ihres künftigen Bo-

---

*) Fellenberg nützt wohl seiner Gegend am vorzüglichsten durch seine Armenerziehungsanstalt. — Siehe das 4te Heft der landwirthschaftlichen Blätter von Hofwyl. — Ueberhaupt wird in der Schweiz für den Unterricht in der Landwirthschaft viel gewirkt. Um ihn zu befördern, sind 165 kleine Bezirks-Landwirthschafts-Gesellschaften errichtet worden. Sie bestehen aus Pächtern und Ackerleuten, die eine Landwirthschaftsjury bilden, die über das Verdienst der ihnen vorgelegten Versuche, Methoden und Handwerkzeuge abspricht und denen, als den besten, erprobtesten, Preise zur Ermunterung giebt. —

denbesitzes ist empirisch, in gewisser Hinsicht muß sie es auch bleiben. Aber geprüfte, richtige Grundsätze können doch seinem Verfahren untergelegt werden, um diese in einzelnen Fällen an seinem Orte mit Nutzen zu befolgen. So wird sich die in seinen Händen liegende Summe von Naturkräften ohne Unterlaß vermehren, und die Cultur des Bodens fortschreitend zu einer immer höheren Stufe gelangen *). —

Betrachten wir nebenbei die Sache auch noch aus dem finanziellen Gesichtspuncte, so ist es doch gewiß nicht zu widerstreiten, daß verständige, gut unterrichtete Ackerbürger dem Staate ebenfalls einträglicher werden müssen. Eine gewiß sehr treffende und beherzenswerthe Bemerkung macht über diesen Fall Rochow in seinen kleinen Schriften, wenn er sagt: — „Nehmt im Staate eine Million Ackerbürger und Bauern an, die jeder zu 20 Scheffel Aussaat jährlich an Land bestellen. Ihre Unwissenheitsfehler, Mangel an Vordenken und Nachdenken verhindern sie, mehr als das vierte Korn zu gewinnen, thut 80 Millionen Scheffel, da bei einsichtsvollerer Cul-

---

*) Freilich ist vorauszusetzen, daß unsere Volks- und Landschulen auch mit solchen Männern als Lehrern versorgt sind, die über dem Volke stehen, nicht mit unwissenden Subjecten, die aus den Hefen der niedern Volksclasse genommen werden. Wir werden sie finden, wenn wir sie dazu bilden und für ihre Subsistenz, für die Befriedigung des sechsten Sinnes, im Magen, sorgen wollen. War es nicht dem rastlosen Rochow möglich, seinen Landschulen Subjecte vorzusetzen, die über dem Volke standen? Muß der bürgerlichen Gesellschaft nicht eine Land- und Volksschule, die ihr verständige Ackerbauern liefert, eben so werth seyn, als ein Stall veredelter Pferde, auf die Tausende verwendet werden? —

tur das sechste Korn gewonnen werden könnte, thut 120 Millionen Scheffel. Sind diese 40 Millionen Scheffel weniger im ersten Falle eine Kleinigkeit für den Staat? Welche Finanzkunst vermag wohl dieses Wenniger zu ersetzen?" —

Nächst einem zweckmäßigen Unterrichte, würde auch das Wandern des angehenden Landmannes — ein schon manchmal gemachter Vorschlag — zu mehrerer Ausbildung seiner Kenntnisse als ein gutes Mittel zu benutzen seyn. Bestritten hat man zwar auch schon die erwarteten Vortheile des Wanderns beim Handwerksstande. Aber unrecht bleibt es, dieses ganz abstellen zu wollen. Richtig geleitet, waren die Wanderschaften oft ein sehr wesentlicher Grund, warum sich manche Handwerker auf den hohen Grad der Vollkommenheit erhoben, auf dem sie standen. Sollte also solch ein richtig geleitetes Wandern nicht auch für den Ackerbauer gleichen wohlthätigen Einfluß haben? —

Mancher kommt in seinem ganzen Leben nicht drei bis vier Meilen weit über die Grenze seines Geburtsorts. Die Gemarkung seines Dorfes hält er für das Ende der Welt, auf immer unbekannt bleibt er mit den Mannichfaltigkeiten seines Gewerbes, er macht nichts anders, als es seine Urahnen gemacht haben. Haben sich bei den Handwerkerwanderungen Mißbräuche, die nicht zu leugnen sind, eingeschlichen, so kommen diese immer mehr auf Rechnung unrichtiger Einrichtung und Leitung, als auf Rechnung der Natur der Sache selbst; und Mißgriffe, Mißbräuche können, wie bekannt ist, den Nutzen der Sache selbst nie aufheben.

Aber auch noch andere entferntere Mittel haben wir, die Bodencultur und die Production, alle landwirthschaftliche Zweige überhaupt auf höhere Stufen der Vollkommenheit zu bringen. Auch diese können gewiß mehr frommen, als jedes theoretische Ackerbaugesetz. Immer nur wird dieses eine erzwungene, vielleicht unausführbare Verbesserung erzeugen, weil diese nicht aus der reinen Quelle, aus und mit Freiheit hervorgeht. —

Dahin rechnen wir alle landwirthschaftliche Vereine, Gesellschaften unter mancherlei Formen, — Mittheilungen der Erfahrungen, Versuche praktischer Landwirthe durch Schriften — Prämienanstalten — Auszeichnungen. — Die Bodencultur und alle landwirthschaftliche Gewerbe bedürfen einer Masse physikalisch-chemischer, botanischer, aus vielfältigen Erfahrungen abgezogener wissenschaftlichen Kenntnisse. Schon im verflossenen Jahrhundert fühlte man dies sehr lebhaft, und so bildeten sich schnell dergleichen Vereine und ökonomische Gesellschaften *). Ihre Tendenz war lediglich Vervollkommnung und Beförderung der Bodencultur und Production.

Ihr Nutzen und guter Einfluß läßt sich nicht leugnen; allein den meisten fehlt es doch wohl an Kraft und Nachdruck, auch oft an Mitteln und Gelegenheit, um

---

*) Im Jahre 1792 zählte man schon 70 ökonomische Gesellschaften in England, 40 in Frankreich, sogar 62 in dem in der Bodencultur zurückstehenden Spanien. In Deutschland sind noch mehrere. Selbst in Nordamerika haben sich überall agronomische große und kleine Gesellschaften gebildet. — Im Preußischen projectirte man ein Centralbureau der Landwirthschaft, mit dem alle Privatvereine in Verbindung gesetzt werden sollten. Edict vom 14. Sept. 1811. —

große, allgemein um sich greifende Wirkungen hervorzubringen. Mehr im Stillen wirken sie auf den gebildeten und begüterten Stand in der Nation, dem es mehr darum zu thun ist, seine Kenntnisse zu erweitern, aber weniger greifen sie durch praktisches Verfahren in das betriebsame Leben des eigentlichen Landvolkstandes gemeinnützig ein. Dieser Stand der Producenten geht also bei allem Bemühen dieser Vereine meistens leer aus. Nur die Wissenschaft selbst gewinnt durch sie. Die Boden- und Landculturkunde wird nach allen ihren Theilen in Systeme gebracht und ihre Theorie vervollständigt; ihre Anwendung geschieht aber doch nur meistens von der Classe vermögender, großer Ackerwirthe und Landbesitzer, dagegen jene, der es an Kraft und Mitteln zur Anwendung fehlt, immer in einem Zustande der Abgeschiedenheit bleibt. —

Auch hat es die Erfahrung gezeigt, daß sich die Beschäftigungen und Arbeiten solcher Vereine oft nur in ganz unfruchtbaren Speculationen verlieren und zu agronomischen Versuchen verleiten, die sich über kurz oder lang in gar fühlbare Verluste der verwendeten Culturcapitale auflösen. Insofern kann auch wohl Benzenberg recht haben, wenn er meint *), daß den nur der Pflug ernährt und nur der in der Landwirthschaft seines Gewinnes sicher ist, der ihn selbst anfaßt, daher auch immer nur der Bauer der beste Agronom bleibe; so wie der der beste Kaufmann ist, der mit dem kleinsten Capital am meisten gewinnt, so ist der der beste Ackerwirth, welcher unter den ungünstigsten Umständen am Ende vom Jahre am meisten übrig hat. —

*) In seiner Schrift „Ueber Verfassung" 1816. —

Prüfen wir ein anderes entfernter liegendes Mittel, die Bodencultur auf eine höhere Vervollkommnungsstufe zu bringen, Belehrung durch Schriften, so bleibt auch davon der Nutzen unverkennbar. Mehr als allen Culturedicten haben wir ihnen zu verdanken. Langsam und im Stillen wirkt freilich auch hier nur wohlthätig ihr Einfluß; zwar auch viel der ausgestreueten Saat fällt auf unfruchtbaren Boden, und des Unkrautes, welches den Kopf nur mit verworrenen, dunkeln, sich oft widersprechenden Begriffen erfüllt, keimt ebenfalls viel darunter hervor; aber immer kann doch dadurch sehr viel Gutes und Nützliches verbreitet werden.

Indessen auch hier gewinnen vorzüglich nur die Landanbauer und Producenten aus der höhern, weniger jene aus der untern Volksclasse. Ein großer Theil dieser kann vielleicht nicht richtig lesen, faßt und versteht auch nicht das wirklich Nützliche, weil es nicht populär genug vorgetragen ist. Mißtrauen und eingewurzelte Vorurtheile wirken entgegen. Weit mehr frommen hier mündliche Belehrungen, vorzugsweise aber Beispiele; vorausgesetzt, daß diese ganz örtlich sind, werden sie den besten, lebhaftesten Eindruck machen. — Kraus in seinem trefflichen Werke „über Staatswirthschaft" meint übrigens, die Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse unter dem Landvolke geschehe am besten durch Intelligenzblätter, auch durch den Calender; aber nichts sey wirksamer, als gute, erfahrne Colonisten aus Ländern und Gegenden, wo die Bodencultur besser ist, aufzunehmen. Das Letztere bestätiget die Erfahrung. Sehr wohlthätig zeigten sich die Wirkungen solcher Colonisten in Preußen durch die Einwanderung der betriebsamen Salzburger. Es gibt eine gewisse Indolenz des Nationalcharakters, die nur erst durch örtliche Beispiele

fremden Fleißes und Verschmelzung fremder Kenntnisse vermindert werden kann. —

Durch Geldbelohnungen, Prämien, die Bodencultur zu fördern, scheint das unsicherste Mittel zu seyn. Alle Prämien sind mehr auf den Kitzel der Eitelkeit, als auf wirklichen großen Nutzen berechnet. Das ganze Prämienwesen überhaupt, so wie wir Deutschen es kennen, wird immer einer strengen Kritik unterworfen bleiben. Gerade da, wo es der Prämien und so mancher anderen Künsteleien bedarf, um Cultur und Industrie zu beleben, findet diese am wenigsten Gedeihen. Sollen durch ihre Hülfe einigermaßen noch wohlthätige Resultate hervorgehen, so müssen sie wenigstens nach Art der Britten geregelt und gespendet werden *). Das Allerwesentlichste beim Menschen, sein Interesse, muß dabei nicht übersehen werden. Nur Schein, an und für sich, liegt in baaren Geldbelohnungen. Erfahrungen könnte man sogar aufstellen zum Beweise, daß gewöhnliche Prämien und Geldbelohnungen der Bodencultur und ihrer Vervollkommnung mehr schädlich als nützlich wurden. Durchaus unabhängig muß das von bestimmten Geldbelohnungen seyn, was als Aufmunterung zur Verbesserung der Production führen soll. —

Mehr noch würden wir auf öffentliche Auszeichnung des Landanbauers rechnen. In der öffentlichen Meinung muß er, als der nützlichste Staatsbürger, diejenige Ach-

---

*) So sind z. B. die Preise bemerkenswerth, welche die schottländische Higlands-Society für ganz arme Landleute aussetzte. Wer die größten Stücke Moorgrund in Grasland verwandelt hatte, erhielt den Preis von 10 Guineen — wer 8000 Weiden gepflanzt hatte, 10 und mehrere Guineen. — Transactions of the Higlands-Society of Scotland.

tung und Würdigung erhalten, die ihm gebührt. In England, wissen wir, steht der Ackerbauer auf einer gewissen Höhe. Der Grund liegt vorzüglich darin, weil Ackerbau und Landbesitz überhaupt dort zu Ehren bringt. Jeden berechtiget dieser zum Anspruch auf die National-Repräsentation im Parlament. Daher ist auch des Britten höchstes Streben, einen Landbesitz — Estate — zu erhalten. Auf einer weit höhern Stufe der allgemeinen Achtung steht er schon alsdann, sogar ein Pächter ist dort ein angesehener, geachteter Mann.

Sehr sinnig ist das, was Graf Soden *) in Beziehung auf größere öffentliche Auszeichnung des Standes der Landanbauer und Producenten sagt. — Es scheint beinahe, als ob die höheren Stände sich alle Staatsauszeichnungen für geistige Vorzüge, entweder die des Muths, oder der Geistesarbeiten, ausschließend vorbehalten haben. Gerecht ist's, daß der Krieger, der sich im Kampfe für's Vaterland durch persönlichen Muth oder strategische Talente ausgezeichnet hat; eben so gerecht ist's, daß der Staatsmann, durch seine Geistesanstrengung und Thätigkeit nützlich geworden dem Vaterlande, durch Orden und Ehrenzeichen über seine Mitbürger erhoben werde. Aber der Anbauer öder Gründe und Felder, der Obstbaumpflanzer sind vielleicht größere Wohlthäter ihres Vaterlandes, als der Held und Staatsmann. Der Segen ihrer Mühe und Arbeit ist bleibend und unvergänglich. — So lange in Europa ihn, den nützlichsten Stand, oft noch Geringschätzung drückt, er nicht durch öffentliche Auszeichnung gehoben wird, indeß im chinesischen Reiche der Landmann nach

---

*) In seiner Nationalökonomie. 6. Band.

dem Gelehrten und Kronbeamten, nach Barrow's Reisebericht, den ersten Rang behauptet, so lange kann freilich der Sporn des Ehrgefühls auch nicht bei ihm, wie bei andern Ständen, wirken.

Arthur Young fragt daher mit Recht, ob ein Orden vom Pfluge, nicht sinniger seyn würde, als ein St. Andreas-, St. Patrik-Orden und mehrere? und warum nicht Verdienst für Bodencultur und vergrößerte Production mindestens eben so gut, als militairisches oder politisches Verdienst, öffentlicher Staatsauszeichnung werth sey. —

Der rastlose Brenkenhof im preußischen Staate verpflanzte den Roggen von Archangel zuerst dahin. Die Erinnerung an dieses Unternehmen reichte bei Friedrich II. hin, öffentlich zu erklären: „Brenkenhof ist der merkwürdigste Mann meines Staats, ich bin stolz auf ihn." — Auch der edle Carl Friedrich von Baden ließ dem Schöpfer eines fruchtbaren vorhin öden Gefildes ein öffentliches Denkmal errichten. Beispiele, der Erinnerung werth, die aber ohne Nachahmung geblieben. —

Unmittelbar ist Bodencultur und Feldanbau von mannichfaltigen Naturerscheinungen abhängig, mit allen Elementen ist dabei zu kämpfen. Der Sieg über diese liegt außer den Grenzen menschlicher Gewalt. Hier wäre es also, wo von oben der Arm der Regierung mittelst einzuleitender allgemeiner Vorbeugungs- und Unterstützungs-Anstalten nützlich mit eingreifen könnte, um die Launen der Natur, insoweit es möglich ist, zu begrenzen. Aber auch hierbei darf sich nur leitend ihre Hand zeigen. Allgemeine große gesell-

schaftliche Hülfs- und Unterstützungs-Anstalten kann sie veranlassen; aber auch diese müssen der freien Uebereinkunft der Gesellschaftsglieder überlassen werden, nicht in Zwangsanstalten müssen sie ausarten, die gemeinhin nur gar zu gern den Charakter nachtheiliger Finanzoperationen annehmen.

Unter allen Rücksichten also bleibe der Wunsch der: Die Bodencultur, der Ackerbau werden nicht dem Imperativ des Staats unterworfen; der Landanbauer werde nicht, hinsichts seines Gewerbes, unter Vormundschaft des Staats gestellt, und nie möge ihm das, was besser ist, in der Form des Gesetzes vorgehalten werden! —

Eigenthums-Sicherheit, freier Besitz und Aussicht zum ungehinderten Absatz der Producte erweckt, erhält im Menschen den Trieb, den Boden anzubauen und zu verbessern.

Die wesentlichste Bedingung ist dies, wenn der Mensch mit Lust an die Verbesserung der Erdscholle, auf welcher er wohnt, denken soll. Muß er befürchten, daß man ihm seine Hütte anzündet, oder seine Saaten vernichtet, daß sich nur immer und fortwährend die Finanzgewalt mit aller Macht auf das Grundeigenthum wirft, der Lohn seiner Arbeit, sein individuelles Auskommen durch fortsteigende Lasten und Abgaben gekürzt wird, dann freilich wird er ungern für die Zukunft seinen Boden pflügen und seinen Acker besäen. Aber beim Sicherheitsgenuß wird er der Erde, durch fortwährende Cultur, das Hunderttausendfache an Producten abgewinnen, durch Grabscheit und Pflug wird er sie sich unterthänig machen und mit edlem Stolz über sie herrschen. Nicht so, wenn Sicherheit des Besitzes schwankend, und Freiheit zum Luftgebilde wird. Wehe der Gesellschaft — sagt Aristoteles in seiner Politik —

in welcher das Volk Nichts besitzt! Aber noch weit schlimmer ist's, wenn es aus Furcht Nichts zu besitzen wünscht. Ein Beweis ist es dann, daß ihm das Elend, wie schon Homer sagt, nicht nur die Hälfte des Lebens, sondern selbst den letzten Lebensathem geraubt hat, der uns im Elend noch bleibt und durch Wehklagen sich äußert. —

Auch nur da kann Bodencultur gedeihen und fortschreiten zum Bessern, wo unbeschränkte Freiheit des Besitzes für jeden Einzelnen herrscht. Wenn noch Hunderte von Menschen gemeinschaftlich den Boden durchwühlen, dieser von allen ausgesogen wird, dann kann von keiner Besitz- und Eigenthumsfreiheit die Rede seyn. — Die Erde, welche ihre Geschenke unter der Bearbeitung freier Hände, oft mit einer Art von Verschwendung vervielfältiget, wird immer ihre Fruchtbarkeit versagen, wenn sie von gefesselten Händen bearbeitet wird. So wollte es auch nicht der Urheber der Natur; frei schuf er den Menschen. Mit dem Befehl übergab er ihm die Erde, daß jeder sein Eigenthum baute, zwar im Schweiß seines Angesichts, aber mit Freiheit! —

Die Erfahrung hat schon längst darüber entschieden, daß in den Staaten, wo man mit Theilung der Gemeinheitsbesitzungen mit kräftigen, festen Schritten vorgeschritten, der Wohlstand des Ackerbauers durch gestiegene Bodencultur auffallend gegen jene gewonnen, wo man mit gewissenloser Indolenz zurückgeblieben und der Macht der Gewohnheit zu lange nachgegeben hat. Nie kann der beschränkte Besitzer eines Gemeingrundstücks Das produciren und gewinnen, was der freie Privatbesitzer gewinnt und producirt. Der Mensch arbeitet mit größerer Lust, auch gewiß besser für sich als zum Vortheil einer Gesellschaft, deren verschiedenartiges Interesse ihm die Hände bindet. —

Mit den Fortschritten bei der Bodencultur und der sich vermehrenden Production muß es immer hinken, wenn die Aussicht zum Absatz der erzielten Producte fehlt. — Young warf einstens mit Recht die Frage auf: was fruchten die so vielfältig ertheilten Aufmunterungen, sich von seinem Grund und Boden die möglichst reichen Ernten zu verschaffen, wenn mitten in diesem Ueberfluß verkehrte Gesetze und Maßregeln den Ackerbauer hindern, einen anständigen Preis beim Verkauf seines Products zu erhalten? —

Freier Weltverkehr, ungefesselter Vertrieb des erbauten rohen Products, der zugleich auch mittelst Concurrenz der Umstände die angemessensten Preise verschafft, sind die sichersten Reizmittel, die Bodencultur zu heben. Nichts kann den Producenten mehr niederdrücken, Nichts mehr den Absatz mindern und gänzlich hemmen, als das Verbot eines freien Verkehrs; Mangel, Noth und Elend sind Folgen davon, daher Soden auch hierüber ein sehr wahres Wort ausspricht, wenn er sagt: „Seuchen, Kriege, Niederlagen, Proscriptionen, wo sie nur immer das Theater ihrer Trauerspiele aufschlugen, haben der Menschheit nie das Unheil zugefügt, als die despotische Politik der Einschränkung des Getreidehandels.“ —

Nur einen Blick auf die freudigen Resultate, welche über die mächtigen Fortschritte der Bodencultur dem Congreß der nordamericanischen Staaten in den letzt verflossenen Jahren vorgelegt worden! Aber der Ackerbauer dort betrachtet sich auch als unumschränkten Herrn auf seinem Grund und Boden. Keine Vormundschaft der Regierung schreibt der Production Gesetze vor; kein Verbot, keine drückende Abgabelast beschränkt diese. Frei ist der Vertrieb mit allen Naturerzeugnissen; freie Menschen bauen dort den Boden an. Wo solch' eine Bahn

geöffnet ist, da kann bald die Bodencultur zu jedem Grade der Vollkommenheit steigen und gedeihen.

Haben wir nicht die Erfahrung gemacht, da, wo in der alten europäischen Welt Leibeigenschaft und drückende Frohndienste geschwunden, hat sich auch Lust und Liebe, den Boden anzubauen, auch Wohlhabenheit eingestellt? Diese war immer das Resultat des größern Products vermehrter Arbeit und gestiegenen Fleißes. Wo der Mensch im gesellschaftlichen Zustande Herr über sein Eigenthum, über seine Zeit und Kraft ist, wird er immer mehr hervorbringen als da, wo das Gegentheil statt findet. Also verbessere man nur immer mehr die Verhältnisse des Landanbauers, verbanne man aus diesen alles, was ihn an der freien Entwickelung seiner Kraft zum Besten der Gesellschaft hindert, gebe man ihm auch in der öffentlichen Meinung die Achtung zurück, die ihm als dem nützlichsten Mitgliede der Gesellschaft gebührt, belehre man ihn durch gute Beispiele, und es wird sich bethätigen, daß Bodencultur dadurch weit mehr gefördert und verbessert werde als durch die sinnigsten Ackerbaugesetze. —

Die Kräfte des Menschen so wenig als möglich zu beschränken und zu fesseln, nur alle jene Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die durch zufällige Ereignisse der Kraftentwickelung entgegen streben, Dies bleibe die nie aus den Augen zu verlierende Grundregel. Tief liegt in des Menschen Brust der Trieb und der Wunsch nach Wohlseyn; sich immer fort sehnend, seinen Zustand zu verbessern, findet er, so zu sagen, instinctartig die

Mittel und Wege dazu. Leiten läßt sich wohl dieser Instinct, aber nie zwingen, am wenigsten unterdrücken. —

Ist die Rede davon, und häufig ist Dies der Fall, ob es in Beziehung auf Bodencultur, so wie überhaupt auf allgemeinen Wohlstand, vortheilhaft ist, große oder kleine Landbesitzungen im Staate zu haben? ob es jedem erlaubt sey, frei, unbeschränkt seinen Grund = und Bodenbesitz vergrößern oder verkleinern zu können? — so glauben wir, alle andere so sehr von einander abweichende Meinungen, Ansichten und Behauptungen bei Seite gesetzt, daß sich im Allgemeinen nichts Bestimmtes darüber sagen läßt. Aeußerst lächerlich ist's, manche Catheder-redner und überkluge politische Rechenmeister, die in einem Wust von Acten und Tabellen die Wahrheit aufsuchen, von einer Normalgröße der Bodenbesitzungen und ländlicher Grundstücke reden zu hören, deren Möglichkeit wir aber aus dem Grunde widerstreiten müssen, weil sie zu relativ ist. Alles hängt hier von den mannichfaltigsten, schwer zu übersehenden örtlichen und andern Verhältnissen ab.

Man meint, daß derjenige Grundbesitz den meisten Vorzug verdiene, welcher den meisten Rohertrag gibt; denn der rohe ist die Bedingung des reinen, und steigt der rohe, so ist auch Steigen des reinen zu erwarten, was umgekehrt nicht der Fall ist. Wenn also kleine Grund = und Bodenbesitzungen das Steigen des rohen Ertrages fördern, und nach der Natur der Sache kann Dies wohl allerdings geschehen, so scheinen diese den auf Steigerung des reinen Ertrages allein abzweckenden größern Grundbesitzungen vorzuziehen zu seyn. Doch auch bei dieser Ansicht wollen wir nicht vergessen, daß Alles seine Grenzen hat. —

Auch wird behauptet, daß nur bei großen Grund-

und Bodenbesitzungen eine höhere Cultur möglich sey. Mit Sicherheit wird angenommen: daß, bei gleicher Cultur und bei gleichem Boden, jeder Grundbesitz, je größer er ist, einen verhältnißmäßig größern Reinertrag liefere; unter dieser Voraussetzung müßten also große Grundbesitze, auch wegen der damit verbundenen Ersparungen an Arbeitslohn und Zinsen des Betriebcapitals, fürs allgemeine Wohl vortheilhafter seyn als kleine. Problematisch bleibt indessen auch diese Behauptung.

Zunächst hängt der Ertrag des Bodens lediglich von dem Fleiße ab, mit welchem er angebauet wird; selten aber herrscht auf großen Grundbesitzungen derselbe Fleiß, der auf kleinen sichtbar wird. Nie hat der Lohnarbeiter das Interesse des Eigenthümers, also auch nie seinen Fleiß; auch die strengste Aufsicht wird nicht den Fleiß und die Arbeit des Eigenthümers erzwingen; und daß ein großer Grundbesitz im Verhältniß ein geringeres stehendes Capital erfordere, Dies zu beweisen, dürfte sehr schwierig werden und nicht überall gelingen. —

Wenn übrigens die Theilung großer, wie überhaupt aller Grund- und Bodenbesitzungen, nur nicht ganz rücksichtslos übertrieben wird, — welches freilich auch geschehen *) — wenn man diejenige Masse Ackerbesitzun-

---

*) Wie es in vorigen Zeiten der Fall in Frankreich war. Die Nachtheile, welche Arthur Young nachweiset, und die er, in Beziehung auf Frankreich, lediglich auf Rechnung des kleinen Grund- und Bodenbesitzes setzt, treffen aber nur jene Theilungen und Zerstückelungen in so kleine Portionen, die nach ihrem Flächeninhalte, auch bei dem angestrengtesten Fleiße, nicht im Stande waren, eine Familie zu ernähren. Dagegen gesteht er auch wieder, Landstriche kleiner Besitzungen gefunden zu haben, wo sich die Bewohner durch

gen als Minimum annimmt, welche groß und hinreichend genug ist, einen Grundbesitzer mit seiner Familie und Dienstleuten vollkommen zu beschäftigen und zu ernähren, und bei der Theilung großer Güter die Rücksicht nimmt, daß die einzelnen Ackerparcelen, diese Größe erhalten, so glauben wir, läßt sich der Theilung bis auf diesen Punct nicht so leicht etwas entgegen setzen. Besitzer solcher Grundstücke werden durch ihren Culturbetrieb gewiß nicht blos die Production erhöhen, sondern auch die Summe des reinen Nationaleinkommens wird steigen. Auf einem so weit getheilten Grundbesitze, auf dem bisher z. B. vielleicht eine Familie im Ueberflusse lebte, und zehn Dienst- und Söldnerfamilien nur in größter Dürftigkeit, werden alle diese elf Familien im Wohlstand leben können; der Wohlstand dieser elf Familien wird für den allgemeinen Wohlstand der Nation gewiß wirksamer und einflußreicher seyn als der Ueberfluß jener einzigen, neben der zehn andere darben mußten.

Betrachten wir diesen Gegenstand von welcher Seite wir wollen, immerhin wird sich unsere Ueberzeugung begründen, daß weder auf Vergrößerung, noch

---

Wohlstand auszeichneten. Die Grundstücke dieser bestanden aber auch aus vierzig bis achtzig Acker. Jener unbegrenzten Zerstückelung des Grund- und Bodenbesitzes und der daraus entstandenen unnatürlichen Bevölkerung ist auch mit Recht ein Theil des vormaligen Elends des Landmannes in Frankreich zuzuschreiben. Allerdings konnten nur traurige Resultate hieraus entstehen, und werden überall hervorgehen, wo Theilungen und Zerstückelungen ohne Grenzen unternommen werden. —

Verkleinerung des Grund- und Bodenbesitzes durch positiv wirkende Mittel hingewirkt werden darf. Nur Freiheit gewähre man beim Landeigenthumserwerb und Gebrauch, das große oder kleine Maß des Grundbesitzes wird sich von selbst bilden, so wie es dem allgemeinen Wohl der ganzen Gesellschaft am besten zusagt. Wir können uns sicher dem Interesse Aller anvertrauen; alle Vorschriften und gesetzliche Normen können und werden Das nicht leisten, was eine gehörige Berücksichtigung und Pflege des Interesse Aller leisten mag. —

So viel ist gewiß, das Streben nach Eigenthumserwerbung ist und wird ein durchaus nie endendes bleiben; überall regt es sich. Daher ist auch jede Idee irgend eines Agrargesetzes im gewöhnlichen Sinn etwas Unausführbares; sie verträgt sich nicht mit dem Interesse der bürgerlichen Gesellschaft, auch nicht mit der möglichsten Culturbeförderung des Geistes. — Da wo die unbeschränkte Theilbarkeit des Bodens jenes Streben nach Eigenthumserwerbung erleichtert, da wird sich auch die Sache selbst auf ein richtiges Verhältniß zwischen Ernährung und Bevölkerung stellen. Wenn nur dem freien Entwickelungsgange der Gesellschaft keine positiven Hindernisse, keine Zwangsgesetze entgegengesetzt werden, wird Dies überall der Fall seyn. Wegräumung beschränkender Hindernisse möchte daher auch wohl, in Beziehung auf Theilbarkeit des Grund- und Bodenbesitzes, die besten und angemessensten Resultate für das allgemeine Wohl herbeiführen. Kleinere Bodenbesitzungen werden zu größeren geschlagen, und gar zu kleine, deren Cultur nicht lohnt, von selbst eingehen;

größere werden wieder in kleinere getheilt werden, gerade wie es die Verhältnisse und Bedürfnisse der Gesellschaft verlangen, vorausgesetzt, daß der freien Entwickelung dieser keine zwangartigen Hindernisse entgegen gestellt werden. —

XX.

Fragmente.

A.

Einige beifällige Gedanken über Bildungsanstalten für Geistliche und Schullehrer lutherischen Bekenntnisses.

(Aus den Papieren eines alten Weltbürgers gesammelt.).

Jeder Handwerker bereitet sich auf seine eigenthümliche Art zu seinem Geschäfte vor, welches er als künftiger Staatsbürger erwählt, und nach altem Herkommen sind gewisse bestimmte Jahre festgesetzt, in denen dieses oder jenes Handwerk nur erlernt werden kann. Diese Sitte ist gewiß eine gute Sitte. Meister und Gesell haben dadurch ihre Schranken, und die Menschen heben sich nicht übermüthig über einander, da hier feste Grenzen sind. —

Das Pfarr- und Predigeramt ist nicht blos ein Handwerk, sondern eine Kunst, und zwar die Kunst aller Künste. Der Prediger soll dem Volke zur Leitung dienen er muß also ein sehr aufgeklärter Mann seyn. Wer Andere unterrichten will, muß mehr wissen als sie. Mit der Predigerkunst ist die Schulmeisterkunst nahe verwandt. Beide sollen den Menschen über Gott belehren, zu Gott führen.

Aber für diese höchsten Künste ist die Vorbereitung sehr gering, und daher kann es uns nicht wundern, wenn viele Künstler dieser Art nur Pfuscher sind, und also nicht etwa einen Stiefel oder einen Rock, sondern das ganze Leben oder den ganzen Menschen, Dörfer, Städte und Völker verpfuschen. Die Verachtung des Predigerstandes, über die wir so oft laute Klagen vernehmen, worin anders hat sie ihre Urquelle, als blos darin, daß der Geistliche nicht mehr Geistlicher ist? Er ist es nicht, weil er dazu nicht zweckmäßig vorbereitet und im eigentlichen Sinne dazu erzogen wird. Vergeblich ist's daher zu glauben, der geistliche Stand und die größere Achtung desselben werden durch weltliche Ehre und Auszeichnungen gehoben. Nichts weniger! —

Auf Schulen geht der künftige Geistliche mit lauter Heidenthum um, und je tiefer er in die Sprache und das Wesen der heidnischen Schriftsteller dringt, um so früher erhält er ein Zeugniß der Reife für seine zweite Laufbahn. Seine Lehrer sind selbst oft mehr heidnisch als christlich gesinnt. Seine Gedanken werden auf nichts weniger als auf das wahre, reine Christenthum gelenkt, man müßte denn die erklärenden Erklärungen und die unschickliche Gelehrsamkeit davon abrechnen, die manche Lehrer gegen ihre Schüler auskramen, um doch auch zu beweisen, daß sie mit der Zeit fortgeschritten sind und nicht mehr Moses Wunder für Wunder halten. —

So kommt denn endlich der im Heidenthum aufgewachsene Schüler aus dem Gymnasio, stolz auf seine Bildung und Vorkenntnisse, nach der Hochschule — Universität — wo mit einemmal alle Schranken aufgehoben sind, die bisweilen ein einsichts- und liebevoller, bisweilen ein unverständiger Lehrer seinem Uebermuth noch setzte. Jetzt wird das Neue Testament mit dem

Messer der Auslegungskunst zerlegt; das Wissen durchdringt nicht blos jede Zeile, sondern jedes Wort, und oft sogar die einzelnen Buchstaben. Genug, die Erklärung des Neuen Testaments wird wie die des Homers getrieben, die Tugendlehre wird ebenfalls bis aufs feinste zergliedert, außerordentliche, verwickelte Fälle werden künstlich entwickelt, die Glaubenslehre streng vorgetragen, ohne daß sie geglaubt wird. Mit einem Wort: auf den gelehrten Forscher der Religion arbeitet die Hochschule. —

Hier und da sieht man nun freilich wohl einen Lehrer, der es versteht, seine Zuhörer zu ergreifen, Partei fürs Gute zu machen, für etwas Höheres zu begeistern. Gewöhnlich ist aber ein solcher von der philosophischen Facultät, und solchen Kraftmenschen hat es die Hochschule stets zu verdanken, daß sie noch immer einzelne Jünger zählt, die, begeistert für irgend einen Hochgedanken, die Hochschule verließen. Diese Begeisterten waren es aber in der neuern Zeit selten, die sich dem Predigtamte ergaben, sondern sie ergriffen ein anderes Geschäfte, vorzüglich das Schulfach.

Beobachten wir weiter den Gang der Sache, so finden wir, daß die gewöhnlich zubereiteten Gottesgelehrten von der Hochschule in ein Leben gehen, das ein völliger Gegensatz von dem ersten ist — in die Hauslehrerei. Sie wähnen thörig genug, mit dem Abgange von der Hochschule müßten sie die Freiheit, wie sie die Zügellosigkeit nennen, an den Nagel hängen, und werden mithin die schrecklichsten Sclaven des Aberwitzes und der Thorheit der Zeit. Vorher waren sie die Herren, jetzt verbücklingen sie sich ganz, um allmählig nur sich in das Predigeramt hinein zu bücklingen. Was früherhin in der Rohheit zu viel geschah, das geschieht

sagt man, ist ewig nur gewohnt, die Fußstapfen der Vorgänger zu sehen und diesen zu folgen; weder zur Seite noch in die Höhe blickend, bleiben ihnen des Wohlstandes tiefe Sitze verschlossen. In welcher Angelegenheit des Lebens und der bürgerlichen Verhältnisse ist wohl mehr Gutes und Nützliches zum Fortschreiten gesagt worden, als in der Bodencultur? Wo hat man mehr Treffliches und Wahres über den Geist einer Sache verkündet, als hier, aber wo ist auch wohl weniger darauf geachtet worden, als hier? —

Also an der Hand des Gesetzes muß der Ackerbauer zum Bessern geleitet werden, und durch zwingende Vorschrift. Aberglaube, Vorurtheile und Gewohnheit an die Sitte der Väter blenden ihn gleich stark. Unterricht in der Schule und frühe Bildung für sein Gewerbe können ihn freilich auch wohl dahin leiten, aus eigener Ueberzeugung das Bessere zu wählen und zu thun. Aber zu langsam entspricht dieser Weg dem augenblicklichen Bedürfniß. Das Bessere muß ihm daher in der Form des Gesetzes und zwar so lange vorgehalten werden, bis er selbst den Weg des Bessern, Wahren verfolgt. Diese Art der Staatsvormundschaft wird durch die Pflicht des Staats begründet.

Ferner hören wir sagen: Noch mannichfaltige nützliche Producte werden auf unserm Boden nicht erzeugt, obschon sie erzeugt werden könnten. Woher dies? Weil die Bodencultur sich allein selbst ohne Leitung überlassen ist.

Die gänzliche Freiheit der Eigenthumsrechte hat man von dem zwar heiligen, aber doch wohl zu weit ausgedehnten Eigenthumsbegriffe abgeleitet; aber vergessen muß man nicht, daß im gesellschaftlichen Vereine das Eigenthumsrecht modificirt werden muß.

Alle Bodenproducte und deren Erzeugung müssen daher durchaus einer gewissen Aufsicht und Leitung unterworfen bleiben. Gebieterisch fordert dies oft das Wohl des Ganzen. Der Mensch, in den bürgerlichen Verein tretend, übernimmt auch gesellschaftliche Verpflichtungen. Von dem Augenblicke an ist er kein isolirtes Wesen mehr; er erwartet, genießt Vortheile durch diesen Verband; er muß sie auch erwiedern.

Jene Aufsicht und Leitung muß nun freilich auch nicht weiter gehen, als es das Wohl des Ganzen unerläßlich fordert. Das einzelne Glied des gesellschaftlichen Verbandes muß in dem Streben nach eigener Wahl dadurch nicht gehindert, die individuelle Thätigkeitskraft nicht gelähmt werden. Alle diese Rücksichten bleiben immer mit einer besondern Leitung der Bodencultur und Production vereinbar. Wer glauben sollte, der Feld- und Ackerbauer, besonders aus der untern Volksclasse, werde von selbst schon aufs Bessere, auch Nützlichere fallen, sein eigenes Interesse doch immer am besten kennend, der irrt sich und weiß nicht, was Eigensinn, Herkommen, Vorurtheil allem Guten entgegensetzt. —

Nach diesen Ansichten scheint die Nothwendigkeit einer positiven Ackerbaugesetzgebung auf einer nicht ganz zu verwerfenden Grundidee zu beruhen. Um ihre Haltbarkeit zu prüfen, hören wir nun aber auch die Stimmen, welche das Wider aussprechen.

Jene Grundidee widerstrebt dem Grundprincip des Rechts eben so sehr als den Forderungen einer vernünftigen wirthschaftlichen Politik. Fleiß und Industrie, die Elemente, Bedingungen aller Gewerbsvervollkommnung, lassen sich nicht erzwingen. Nur im Schooße der Freiheit gedeihen diese, ohne äußern Zwang

müssen sie aus dem Innern des Menschen hervorgehen, wenn sie je Früchte tragen sollen. Irrig ist's, zu glauben, daß strenge Vormundschaft und Zwang zum Fleiß hinleiten; wohl können sie den Menschen hinleiten zur Apathie gegen alles Bessere; fördern werden sie nie den Wohlstand, aber leicht und bald bis auf die Wurzeln erschüttern. Ein erzwungenes Besserseyn ist keines, dieses ist nur die Frucht der Freiheit. —

Keine Gesetzgebung darf es sich erlauben, den Menschen wider seinen Willen durch Freiheit beschränkende Mittel glücklich machen zu wollen. Wegräumung aller Hindernisse, die dem Menschen beim Streben nach Verbesserung seines Wohlstandes, geistigen und so auch physischen, entgegen streben, bleibe nur ihre Sorge. Sicherheit des wohlerworbenen Eigenthums und Gestattung möglicher Freiheit beim Gebrauch desselben sind die einzigen wahren Grundpfeiler des wahren Volkswohlstandes. Unverrückt lasse man diese Pfeiler, und der Wohlstand wird gedeihen für sich, ohne alle übrige positive gesetzliche Einmischung. —

Auch da wird die Bodencultur fortschreiten zum Vollkommnern, wo sich der Mensch und das Volk in einem behaglichen Zustande befindet, wo sich die Zahl großer Ackerbesitzer nicht mehr berechtiget findet, über die Kraft, die Hände und die Zeit der andern Volksclassen willkürlich zu gebieten. Mit einem Wort: Gerechtigkeit, Schutz des Eigenthums und kein gewaltsames Entgegenstreben, wo eigner Fleiß und Anstrengung wirkt, werden das einzige sichere Mittel bleiben, den Feld- und Ackerbau zu beleben und auf die Stufe größerer Vollkommenheit zu bringen.

Unbefangen beide Stimmen näher beleuchtet, ist wohl nicht zu leugnen, daß Bodencultur, in und mit allen ihren Zweigen, das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft im hohen Grade ansprechend, immerhin einer gewissen Leitung unterliegen mögen. Offenbar verirrt sich aber auch diese alsdann, wenn sie sich durch eigentlich gesetzliche Vorschriften bis aufs Detail der kleinsten Verhältnisse der ausübenden Bodencultur verbreiten wollte. Diese Art der Leitung würde alles unter gewisse Normen zu bringen suchen, und dadurch den Feld- und Ackerbauer in seiner Freiheit beschränken, ihn nur zum Sclaven eines oft einseitigen Gesetzes machen. Nur mehrere Verbreitung allgemeiner, nützlicher Wahrheiten und Erfahrungen muß der Kreis seyn, in welchem sich jene Leitung von oben bewegt; nur allgemeine Bedingungen sollen durch sie vorgehoben und zur allgemeinen Norm empfohlen werden, insofern durch diese eine bessere Bodencultur entstehen kann. Am wenigsten muß durch Zwang und gehässige Maßregeln das Bessere, Nützlichere aufgedrungen werden. Aufgedrungene Wohlthat wird nie gefühlt, auch nie erkannt als wirkliche Wohlthat. Darin versah es der wohlmeinende, feuervolle Joseph II. in Oesterreich. Mit Gewalt wollte er das Bessere seinem Volke aufdringen und Industrie in allen Gewerbsverhältnissen emporheben. Die gesetzliche Kraft sollte das Volk auf einen höheren Grad der Cultur stellen. Offenbar würde er weit sicherer seine edlen Absichten erreicht haben, hätte er nach und nach durch Belehrung und Beispiele Vorurtheile und Mißbräuche zu heben gesucht. —

Praktisch wahre, erprobte Grundsätze muß die leitende Hand vollständig zur Beachtung und Nachahmung aufstellen. So wird sie gewiß für das Neue, Bessere,

bald diesen bald jenen Freund aus der Mehrheit gewinnen; wohlthätig wird es dann für diesen seyn, eine Hand zu finden, die ihn auf den richtigen Weg leitet, ihm immer mehrere Canäle des Fleißes und des Genusses zeigt. Auch dankvoll wird alsdenn Jeder die offne Straße zum bessern Daseyn und Wohlstande hinwandeln, mit der Freiheit, alle auf dieser Bahn ihm aufblühende Freuden für sich und seine Familienglieder zu genießen. Nur in diesem schönen Kostüm der Vaterliebe zum Volke muß die leitende Hand von oben erscheinen.

So wäre denn als Resultat Folgendes aufzustellen: Kein Fortschreiten, keine Verbesserung bleibt von oben durch positive gesetzliche Vorschriften zu erwarten. Alles Gute, Wahre, Bessere muß von innen heraus, vom Volke selbst, d. h. von dem verständigeren Theile des Volks hervorgehen. Hinter den Vorhang trete die oberste regierende Behörde, die freilich immer als Mittelpunct der Nationalintelligenz betrachtet werden soll; sie verhalte sich indessen immer nur scheinbar leidend, verliere aber nie das Streben des Volks, seinen Geist und dessen Richtung aus den Augen *)!

---

*) Die Regierung des Staats ist für die Seele des Staatskörpers zu erkennen; aber die Leitung des Volkes durch sie muß hier in einem weitern Wirkungskreise und einem freieren Spielraume analogisirt werden, als das enge Verhältniß der Seele im menschlichen Körper mit sich bringt, wo die Handlungen des Menschen so unmittelbar von ihr ausgehen. Nehmen wir eher die Analogie an: Wie der Menschheit das Absolute der Freiheit als ein Geschenk Gottes verliehen ist, und die praktische Freiheit von der Vernunft erst der Sittlichkeit in dem Zeitleben angepaßt werden muß, so soll die Staatsregierung ihr leitendes Princip auch auf den Staatskörper, das Volk, realisiren. Leider

Von diesem Grundsatze durchdrungen, wird sie zwar leiten, unterstützen, Hindernisse aus dem Wege räumen und alles Gute, Nützliche zu fördern wissen, ohne daß es die Mehrheit des Volkes merkt, sie sey mit im Spiele. Auf diese Weise und in diesem Wege gibt die Regierung dem Volke eine Art von Freiheit, und das Individuum, wenn es zu rechter Zeit ermuntert, unterstützt wird, leistet mit geringen Mitteln weit mehr, als die

---

wird diese Potenz selten in ihrer wahren Tendenz auf das Volksleben wirken, weil die immerwährende Krankheit der Regierung, das künstliche Vielherrschen, so schwer zu curiren ist. Die aus dem Egoismus und der Selbstsucht entspringende Tendenz wird die Anknüpfung des staatsbürgerlichen Lebens an die Sittlichkeit nie in ihrer wahren Richtung vollziehen lassen. Es wird daher in den unendlichen Brechungen und Trübungen des Zeitlebens stets besser seyn, wenn die Staatsvernunft mehr auf die Rechtsverhältnisse und die intellectuelle und sittliche Bildung, also radicaliter wirkt, als unmittelbar in die volkswirthschaftlichen Verhältnisse eingreift, worin sie dem Volke durchaus freien Spielraum lassen muß. Das Recht begründet das Seyn der Menschheit im Staate; das eigentliche Leben der Menschheit im Staate ist ihre ungestörte, kraftvolle Entwickelung, die in der Cultur der Menschen besteht, und alle Cultur kann nur in der rechtlichen Freiheitssphäre kräftig gedeihen. Die Regierung muß, wie bei jeder guten Erziehung, soviel möglich hier nicht selbst handeln, noch erzeugen wollen, sondern ihren Zögling, das Volk, oder die verschiedenen Stände im Staate ihren verschiedenen Zwecken und Interessen, ihrer eigenen Thätigkeit und Kraftanwendung überlassen, und hat nur die verschiedenen Stufen der Cultur mit Behutsamkeit und Weisheit zu berücksichtigen. — Eschenmayer in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur. 12. Jahrgang. I. Ueber Grundzüge der Staatswirthschaft von Eiselen. —

gebietende Regierung mit großen Aufopferungen. Nicht selten fällt die Letztere, wie wir Erfahrungen haben, wenn sie selbst beständig eingreifen will, Schwindlern oder Eigennützigen in die Hände, und ihre gutgemeinten Absichten bleiben unerreicht. —

Unterricht und Beispiel sind die Genien, von welchen wir überhaupt am meisten das Fortschreiten zum Bessern zu erwarten haben. Also der einzig sichere Weg, auf welchem für bessere, steigende Bodencultur im Einzelnen und Ganzen gewirkt werden kann, ist früher, zweckmäßiger Unterricht. Langsam ist zwar dieser Weg, aber auch nur der einzige, dessen Betreten etwas Sicheres erwarten läßt. Nur Lust und Liebe kann das Land anbauen, diese aber nur durch verständigen, zweckmäßigen Volksunterricht erzeugt werden. Garve — über den Charakter des Bauernstandes — meint auch: „Man zeige dem Bauer nur einen Weg, durch Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit empor zu kommen, und er wird ihn gewiß einschlagen. Je früher dies durch einen faßlichen, zweckmäßigen Unterricht geschieht, um so eher wird der eigene Trieb in seiner Seele belebt werden. Ein bald und zum Verwundern ganz anderer Geist und Sinn würde unter dieser Volksclasse walten. Jede Veredlung bringt den Menschen in allem weiter." —

Man wende nicht dagegen ein, daß jetzt schon mehr als je Unterrichtsanstalten für Bodencultur, Ackerbau und Landwirthschaft in allen Beziehungen vorhanden seyn. Das lobenswerthe Streben zu diesem Zwecke ist nicht zu verkennen; unstreitig gehört dies mit zu den großen Vorzügen unsers Zeitalters. Wer kennt nicht Thaers,

Fellenbergs *), Sinclairs und Mehrerer Bemühungen, und wird diese nicht zu schätzen wissen? Berechnet aber sind diese doch mehrentheils nur für die Ausbildung der Ackerbauer und Landwirthe höheren Standes. Die Unterrichtsanstalten, die wir meinen, sollen vorzüglich der Jugend des Landvolkes vortheilen.

Ihr Hauptzweck soll und muß der seyn, durch einfachen, verständigen Unterricht die Jugend über ihre künftige Wirkungssphäre zu belehren, sie mit den Gegenständen vertraut zu machen, auf welche und durch welche sie als künftige Landanbauer und Ackerwirthe zur größern Wohlfahrt der Gesellschaft wirken sollen. Ueber die richtigste Benutzung der zwei vorzüglichsten Quellen des ländlichen Wohlstandes, Ackerbau und Viehzucht, über die rechte Cultur und Wahl der Gewächse des einheimischen Bodens, über die sicherste Vermehrungsweise der Producte, die vortheilhafteste Bestimmung und Erhaltung der Hausthiere und über richtige Zeit- und Kraftökonomie soll die Jugend des Landmanns unterrichtet werden. Weit entfernt sind wir davon, ihr wissenschaftliche, chemische und mineralogische Kenntnisse einprägen zu wollen. Die Cultur ihres künftigen Bo-

---

*) Fellenberg nützt wohl seiner Gegend am vorzüglichsten durch seine Armenerziehungsanstalt. — Siehe das 4te Heft der landwirthschaftlichen Blätter von Hofwyl. —. Ueberhaupt wird in der Schweiz für den Unterricht in der Landwirthschaft viel gewirkt. Um ihn zu befördern, sind 165 kleine Bezirks-Landwirthschafts-Gesellschaften errichtet worden. Sie bestehen aus Pächtern und Ackerleuten, die eine Landwirthschaftsjury bilden, die über das Verdienst der ihnen vorgelegten Versuche, Methoden und Handwerkzeuge abspricht und denen, als den besten, erprobtesten, Preise zur Ermunterung giebt. —

denbesitzes ist empirisch, in gewisser Hinsicht muß sie es auch bleiben. Aber geprüfte, richtige Grundsätze können doch seinem Verfahren untergelegt werden, um diese in einzelnen Fällen an seinem Orte mit Nutzen zu befolgen. So wird sich die in seinen Händen liegende Summe von Naturkräften ohne Unterlaß vermehren, und die Cultur des Bodens fortschreitend zu einer immer höheren Stufe gelangen *). —

Betrachten wir nebenbei die Sache auch noch aus dem finanziellen Gesichtspuncte, so ist es doch gewiß nicht zu widerstreiten, daß verständige, gut unterrichtete Ackerbürger dem Staate ebenfalls einträglicher werden müssen. Eine gewiß sehr treffende und beherzenswerthe Bemerkung macht über diesen Fall Rochow in seinen kleinen Schriften, wenn er sagt: — „Nehmt im Staate eine Million Ackerbürger und Bauern an, die jeder zu 20 Scheffel Aussaat jährlich an Land bestellen. Ihre Unwissenheitsfehler, Mangel an Vordenken und Nachdenken verhindern sie, mehr als das vierte Korn zu gewinnen, thut 80 Millionen Scheffel, da bei einsichtsvollerer Cul-

---

*) Freilich ist vorauszusetzen, daß unsere Volks- und Landschulen auch mit solchen Männern als Lehrern versorgt sind, die über dem Volke stehen, nicht mit unwissenden Subjecten, die aus den Hefen der niedern Volksclasse genommen werden. Wir werden sie finden, wenn wir sie dazu bilden und für ihre Subsistenz, für die Befriedigung des sechsten Sinnes, im Magen, sorgen wollen. War es nicht dem rastlosen Rochow möglich, seinen Landschulen Subjecte vorzusetzen, die über dem Volke standen? Muß der bürgerlichen Gesellschaft nicht eine Land- und Volksschule, die ihr verständige Ackerbauern liefert, eben so werth seyn, als ein Stall veredelter Pferde, auf die Tausende verwendet werden? —

tur das sechste Korn gewonnen werden könnte, thut 120 Millionen Scheffel. Sind diese 40 Millionen Scheffel weniger im ersten Falle eine Kleinigkeit für den Staat? Welche Finanzkunst vermag wohl dieses Weniger zu ersetzen?" —

Nächst einem zweckmäßigen Unterrichte, würde auch das Wandern des angehenden Landmannes — ein schon manchmal gemachter Vorschlag — zu mehrerer Ausbildung seiner Kenntnisse als ein gutes Mittel zu benutzen seyn. Bestritten hat man zwar auch schon die erwarteten Vortheile des Wanderns beim Handwerksstande. Aber unrecht bleibt es, dieses ganz abstellen zu wollen. Richtig geleitet, waren die Wanderschaften oft ein sehr wesentlicher Grund, warum sich manche Handwerker auf den hohen Grad der Vollkommenheit erhoben, auf dem sie standen. Sollte also solch ein richtig geleitetes Wandern nicht auch für den Ackerbauer gleichen wohlthätigen Einfluß haben? —

Mancher kommt in seinem ganzen Leben nicht drei bis vier Meilen weit über die Grenze seines Geburtsorts. Die Gemarkung seines Dorfes hält er für das Ende der Welt, auf immer unbekannt bleibt er mit den Mannichfaltigkeiten seines Gewerbes, er macht nichts anders, als es seine Urahnen gemacht haben. Haben sich bei den Handwerkerwanderungen Mißbräuche, die nicht zu leugnen sind, eingeschlichen, so kommen diese immer mehr auf Rechnung unrichtiger Einrichtung und Leitung, als auf Rechnung der Natur der Sache selbst; und Mißgriffe, Mißbräuche können, wie bekannt ist, den Nutzen der Sache selbst nie aufheben.

Aber auch noch andere entferntere Mittel haben wir, die Bodencultur und die Production, alle landwirthschaftliche Zweige überhaupt auf höhere Stufen der Vollkommenheit zu bringen. Auch diese können gewiß mehr frommen, als jedes theoretische Ackerbaugesetz. Immer nur wird dieses eine erzwungene, vielleicht unausführbare Verbesserung erzeugen, weil diese nicht aus der reinen Quelle, aus und mit Freiheit hervorgeht. —

Dahin rechnen wir alle landwirthschaftliche Vereine, Gesellschaften unter mancherlei Formen, — Mittheilungen der Erfahrungen, Versuche praktischer Landwirthe durch Schriften — Prämienanstalten — Auszeichnungen. — Die Bodencultur und alle landwirthschaftliche Gewerbe bedürfen einer Masse physikalisch-chemischer, botanischer, aus vielfältigen Erfahrungen abgezogener wissenschaftlichen Kenntnisse. Schon im verflossenen Jahrhundert fühlte man dies sehr lebhaft, und so bildeten sich schnell dergleichen Vereine und ökonomische Gesellschaften *). Ihre Tendenz war lediglich Vervollkommnung und Beförderung der Bodencultur und Production.

Ihr Nutzen und guter Einfluß läßt sich nicht leugnen; allein den meisten fehlt es doch wohl an Kraft und Nachdruck, auch oft an Mitteln und Gelegenheit, um

---

*) Im Jahre 1792 zählte man schon 70 ökonomische Gesellschaften in England, 40 in Frankreich, sogar 62 in dem in der Bodencultur zurückstehenden Spanien. In Deutschland sind noch mehrere. Selbst in Nordamerika haben sich überall agronomische große und kleine Gesellschaften gebildet. — Im Preußischen projectirte man ein Centralbureau der Landwirthschaft, mit dem alle Privatvereine in Verbindung gesetzt werden sollten. Edict vom 14. Sept. 1811. —

große, allgemein um sich greifende Wirkungen hervorzubringen. Mehr im Stillen wirken sie auf den gebildeten und begüterten Stand in der Nation, dem es mehr darum zu thun ist, seine Kenntnisse zu erweitern, aber weniger greifen sie durch praktisches Verfahren in das betriebsame Leben des eigentlichen Landvolkstandes gemeinnützig ein. Dieser Stand der Producenten geht also bei allem Bemühen dieser Vereine meistens leer aus. Nur die Wissenschaft selbst gewinnt durch sie. Die Boden- und Landculturkunde wird nach allen ihren Theilen in Systeme gebracht und ihre Theorie vervollständigt; ihre Anwendung geschieht aber doch nur meistens von der Classe vermögender, großer Ackerwirthe und Landbesitzer, dagegen jene, der es an Kraft und Mitteln zur Anwendung fehlt, immer in einem Zustande der Abgeschiedenheit bleibt. —

Auch hat es die Erfahrung gezeigt, daß sich die Beschäftigungen und Arbeiten solcher Vereine oft nur in ganz unfruchtbaren Speculationen verlieren und zu agronomischen Versuchen verleiten, die sich über kurz oder lang in gar fühlbare Verluste der verwendeten Culturcapitale auflösen. Insofern kann auch wohl Benzenberg recht haben, wenn er meint *), daß den nur der Pflug ernährt und nur der in der Landwirthschaft seines Gewinnes sicher ist, der ihn selbst anfaßt, daher auch immer nur der Bauer der beste Agronom bleibe; so wie der der beste Kaufmann ist, der mit dem kleinsten Capital am meisten gewinnt, so ist der der beste Ackerwirth, welcher unter den ungünstigsten Umständen am Ende vom Jahre am meisten übrig hat. —

*) In seiner Schrift „Ueber Verfassung" 1816. —

Prüfen wir ein anderes entfernter liegendes Mittel, die Bodencultur auf eine höhere Vervollkommnungsstufe zu bringen, Belehrung durch Schriften, so bleibt auch davon der Nutzen unverkennbar. Mehr als allen Culturedicten haben wir ihnen zu verdanken. Langsam und im Stillen wirkt freilich auch hier nur wohlthätig ihr Einfluß; zwar auch viel der ausgestreueten Saat fällt auf unfruchtbaren Boden, und des Unkrautes, welches den Kopf nur mit verworrenen, dunkeln, sich oft widersprechenden Begriffen erfüllt, keimt ebenfalls viel darunter hervor; aber immer kann doch dadurch sehr viel Gutes und Nützliches verbreitet werden.

Indessen auch hier gewinnen vorzüglich nur die Landanbauer und Producenten aus der höhern, weniger jene aus der untern Volksclasse. Ein großer Theil dieser kann vielleicht nicht richtig lesen, faßt und versteht auch nicht das wirklich Nützliche, weil es nicht populär genug vorgetragen ist. Mißtrauen und eingewurzelte Vorurtheile wirken entgegen. Weit mehr frommen hier mündliche Belehrungen, vorzugsweise aber Beispiele; vorausgesetzt, daß diese ganz örtlich sind, werden sie den besten, lebhaftesten Eindruck machen. — Kraus in seinem trefflichen Werke „über Staatswirthschaft" meint übrigens, die Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse unter dem Landvolke geschehe am besten durch Intelligenzblätter, auch durch den Calender; aber nichts sey wirksamer, als gute, erfahrne Colonisten aus Ländern und Gegenden, wo die Bodencultur besser ist, aufzunehmen. Das Letztere bestätiget die Erfahrung. Sehr wohlthätig zeigten sich die Wirkungen solcher Colonisten in Preußen durch die Einwanderung der betriebsamen Salzburger. Es gibt eine gewisse Indolenz des Nationalcharakters, die nur erst durch örtliche Beispiele

fremden Fleißes und Verschmelzung fremder Kenntnisse vermindert werden kann. —

Durch Geldbelohnungen, Prämien, die Bodencultur zu fördern, scheint das unsicherste Mittel zu seyn. Alle Prämien sind mehr auf den Kitzel der Eitelkeit, als auf wirklichen großen Nutzen berechnet. Das ganze Prämienwesen überhaupt, so wie wir Deutschen es kennen, wird immer einer strengen Kritik unterworfen bleiben. Gerade da, wo es der Prämien und so mancher anderen Künsteleien bedarf, um Cultur und Industrie zu beleben, findet diese am wenigsten Gedeihen. Sollen durch ihre Hülfe einigermaßen noch wohlthätige Resultate hervorgehen, so müssen sie wenigstens nach Art der Britten geregelt und gespendet werden *). Das Allerwesentlichste beim Menschen, sein Interesse, muß dabei nicht übersehen werden. Nur Schein, an und für sich, liegt in baaren Geldbelohnungen. Erfahrungen könnte man sogar aufstellen zum Beweise, daß gewöhnliche Prämien und Geldbelohnungen der Bodencultur und ihrer Vervollkommnung mehr schädlich als nützlich wurden. Durchaus unabhängig muß das von bestimmten Geldbelohnungen seyn, was als Aufmunterung zur Verbesserung der Production führen soll. —

Mehr noch würden wir auf öffentliche Auszeichnung des Landanbauers rechnen. In der öffentlichen Meinung muß er, als der nützlichste Staatsbürger, diejenige Ach-

---

*) So sind z. B. die Preise bemerkenswerth, welche die schottländische Higlands-Society für ganz arme Landleute aussetzte. Wer die größten Stücke Moorgrund in Grasland verwandelt hatte, erhielt den Preis von 10 Guineen — wer 8000 Weiden gepflanzt hatte, 10 und mehrere Guineen. — Transactions of the Higlands-Society of Scotland.

tung und Würdigung erhalten, die ihm gebührt. In England, wissen wir, steht der Ackerbauer auf einer gewissen Höhe. Der Grund liegt vorzüglich darin, weil Ackerbau und Landbesitz überhaupt dort zu Ehren bringt. Jeden berechtiget dieser zum Anspruch auf die National-Repräsentation im Parlament. Daher ist auch des Britten höchstes Streben, einen Landbesitz — Estate — zu erhalten. Auf einer weit höhern Stufe der allgemeinen Achtung steht er schon alsdann, sogar ein Pächter ist dort ein angesehener, geachteter Mann.

Sehr sinnig ist das, was Graf Soden *) in Beziehung auf größere öffentliche Auszeichnung des Standes der Landanbauer und Producenten sagt. — Es scheint beinahe, als ob die höheren Stände sich alle Staatsauszeichnungen für geistige Vorzüge, entweder die des Muths, oder der Geistesarbeiten, ausschließend vorbehalten haben. Gerecht ist's, daß der Krieger, der sich im Kampfe für's Vaterland durch persönlichen Muth oder strategische Talente ausgezeichnet hat; eben so gerecht ist's, daß der Staatsmann, durch seine Geistesanstrengung und Thätigkeit nützlich geworden dem Vaterlande, durch Orden und Ehrenzeichen über seine Mitbürger erhoben werde. Aber der Anbauer öder Gründe und Felder, der Obstbaumpflanzer sind vielleicht größere Wohlthäter ihres Vaterlandes, als der Held und Staatsmann. Der Segen ihrer Mühe und Arbeit ist bleibend und unvergänglich. — So lange in Europa ihn, den nützlichsten Stand, oft noch Geringschätzung drückt, er nicht durch öffentliche Auszeichnung gehoben wird, indeß im chinesischen Reiche der Landmann nach

---

*) In seiner Nationalökonomie. 6. Band.

dem Gelehrten und Kronbeamten, nach Barrow's Reisebericht, den ersten Rang behauptet, so lange kann freilich der Sporn des Ehrgefühls auch nicht bei ihm, wie bei andern Ständen, wirken.

Arthur Young fragt daher mit Recht, ob ein Orden vom Pfluge, nicht sinniger seyn würde, als ein St. Andreas-, St. Patrik-Orden und mehrere? und warum nicht Verdienst für Bodencultur und vergrößerte Production mindestens eben so gut, als militairisches oder politisches Verdienst, öffentlicher Staatsauszeichnung werth sey. —

Der rastlose Brenkenhof im preußischen Staate verpflanzte den Roggen von Archangel zuerst dahin. Die Erinnerung an dieses Unternehmen reichte bei Friedrich II. hin, öffentlich zu erklären: „Brenkenhof ist der merkwürdigste Mann meines Staats, ich bin stolz auf ihn." — Auch der edle Carl Friedrich von Baden ließ dem Schöpfer eines fruchtbaren vorhin öden Gefildes ein öffentliches Denkmal errichten. Beispiele, der Erinnerung werth, die aber ohne Nachahmung geblieben. —

Unmittelbar ist Bodencultur und Feldanbau von mannichfaltigen Naturerscheinungen abhängig, mit allen Elementen ist dabei zu kämpfen. Der Sieg über diese liegt außer den Grenzen menschlicher Gewalt. Hier wäre es also, wo von oben der Arm der Regierung mittelst einzuleitender allgemeiner Vorbeugungs- und Unterstützungs-Anstalten nützlich mit eingreifen könnte, um die Launen der Natur, insoweit es möglich ist, zu begrenzen. Aber auch hierbei darf sich nur leitend ihre Hand zeigen. Allgemeine große gesell-

schaftliche Hülfs- und Unterstützungs-Anstalten kann sie veranlassen; aber auch diese müssen der freien Uebereinkunft der Gesellschaftsglieder überlassen werden, nicht in Zwangsanstalten müssen sie ausarten, die gemeinhin nur gar zu gern den Charakter nachtheiliger Finanzoperationen annehmen.

Unter allen Rücksichten also bleibe der Wunsch der: Die Bodencultur, der Ackerbau werden nicht dem Imperativ des Staats unterworfen; der Landanbauer werde nicht, hinsichts seines Gewerbes, unter Vormundschaft des Staats gestellt, und nie möge ihm das, was besser ist, in der Form des Gesetzes vorgehalten werden! —

Eigenthums-Sicherheit, freier Besitz und Aussicht zum ungehinderten Absatz der Producte erweckt, erhält im Menschen den Trieb, den Boden anzubauen und zu verbessern.

Die wesentlichste Bedingung ist dies, wenn der Mensch mit Lust an die Verbesserung der Erdscholle, auf welcher er wohnt, denken soll. Muß er befürchten, daß man ihm seine Hütte anzündet, oder seine Saaten vernichtet, daß sich nur immer und fortwährend die Finanzgewalt mit aller Macht auf das Grundeigenthum wirft, der Lohn seiner Arbeit, sein individuelles Auskommen durch fortsteigende Lasten und Abgaben gekürzt wird, dann freilich wird er ungern für die Zukunft seinen Boden pflügen und seinen Acker besäen. Aber beim Sicherheitsgenuß wird er der Erde, durch fortwährende Cultur, das Hunderttausendfache an Producten abgewinnen, durch Grabscheit und Pflug wird er sie sich unterthänig machen und mit edlem Stolz über sie herrschen. Nicht so, wenn Sicherheit des Besitzes schwankend, und Freiheit zum Luftgebilde wird. Wehe der Gesellschaft — sagt Aristoteles in seiner Politik —

in welcher das Volk Nichts besitzt! Aber noch weit schlimmer ist's, wenn es aus Furcht Nichts zu besitzen wünscht. Ein Beweis ist es dann, daß ihm das Elend, wie schon Homer sagt, nicht nur die Hälfte des Lebens, sondern selbst den letzten Lebensathem geraubt hat, der uns im Elend noch bleibt und durch Wehklagen sich äußert. —

Auch nur da kann Bodencultur gedeihen und fortschreiten zum Bessern, wo unbeschränkte Freiheit des Besitzes für jeden Einzelnen herrscht. Wenn noch Hunderte von Menschen gemeinschaftlich den Boden durchwühlen, dieser von allen ausgesogen wird, dann kann von keiner Besitz- und Eigenthumsfreiheit die Rede seyn. — Die Erde, welche ihre Geschenke unter der Bearbeitung freier Hände, oft mit einer Art von Verschwendung vervielfältiget, wird immer ihre Fruchtbarkeit versagen, wenn sie von gefesselten Händen bearbeitet wird. So wollte es auch nicht der Urheber der Natur; frei schuf er den Menschen. Mit dem Befehl übergab er ihm die Erde, daß jeder sein Eigenthum baute, zwar im Schweiß seines Angesichts, aber mit Freiheit! —

Die Erfahrung hat schon längst darüber entschieden, daß in den Staaten, wo man mit Theilung der Gemeinheitsbesitzungen mit kräftigen, festen Schritten vorgeschritten, der Wohlstand des Ackerbauers durch gestiegene Bodencultur auffallend gegen jene gewonnen, wo man mit gewissenloser Indolenz zurückgeblieben und der Macht der Gewohnheit zu lange nachgegeben hat. Nie kann der beschränkte Besitzer eines Gemeingrundstücks Das produciren und gewinnen, was der freie Privatbesitzer gewinnt und producirt. Der Mensch arbeitet mit größerer Lust, auch gewiß besser für sich als zum Vortheil einer Gesellschaft, deren verschiedenartiges Interesse ihm die Hände bindet. —

Mit den Fortschritten bei der Bodencultur und der sich vermehrenden Production muß es immer hinken, wenn die Aussicht zum Absatz der erzielten Producte fehlt. — Young warf einstens mit Recht die Frage auf: was fruchten die so vielfältig ertheilten Aufmunterungen, sich von seinem Grund und Boden die möglichst reichen Ernten zu verschaffen, wenn mitten in diesem Ueberfluß verkehrte Gesetze und Maßregeln den Ackerbauer hindern, einen anständigen Preis beim Verkauf seines Products zu erhalten? —

Freier Weltverkehr, ungefesselter Vertrieb des erbauten rohen Products, der zugleich auch mittelst Concurrenz der Umstände die angemessensten Preise verschafft, sind die sichersten Reizmittel, die Bodencultur zu heben. Nichts kann den Producenten mehr niederdrücken, Nichts mehr den Absatz mindern und gänzlich hemmen, als das Verbot eines freien Verkehrs; Mangel, Noth und Elend sind Folgen davon, daher Soden auch hierüber ein sehr wahres Wort ausspricht, wenn er sagt: „Seuchen, Kriege, Niederlagen, Proscriptionen, wo sie nur immer das Theater ihrer Trauerspiele aufschlugen, haben der Menschheit nie das Unheil zugefügt, als die despotische Politik der Einschränkung des Getreidehandels." —

Nur einen Blick auf die freudigen Resultate, welche über die mächtigen Fortschritte der Bodencultur dem Congreß der nordamericanischen Staaten in den letzt verflossenen Jahren vorgelegt worden! Aber der Ackerbauer dort betrachtet sich auch als unumschränkten Herrn auf seinem Grund und Boden. Keine Vormundschaft der Regierung schreibt der Production Gesetze vor; kein Verbot, keine drückende Abgabelast beschränkt diese. Frei ist der Vertrieb mit allen Naturerzeugnissen; freie Menschen bauen dort den Boden an. Wo solch' eine Bahn

geöffnet ist, da kann bald die Bodencultur zu jedem Grade der Vollkommenheit steigen und gedeihen.

Haben wir nicht die Erfahrung gemacht, da, wo in der alten europäischen Welt Leibeigenschaft und drückende Frohndienste geschwunden, hat sich auch Lust und Liebe, den Boden anzubauen, auch Wohlhabenheit eingestellt? Diese war immer das Resultat des größern Products vermehrter Arbeit und gestiegenen Fleißes. Wo der Mensch im gesellschaftlichen Zustande Herr über sein Eigenthum, über seine Zeit und Kraft ist, wird er immer mehr hervorbringen als da, wo das Gegentheil statt findet. Also verbessere man nur immer mehr die Verhältnisse des Landanbauers, verbanne man aus diesen alles, was ihn an der freien Entwickelung seiner Kraft zum Besten der Gesellschaft hindert, gebe man ihm auch in der öffentlichen Meinung die Achtung zurück, die ihm als dem nützlichsten Mitgliede der Gesellschaft gebührt, belehre man ihn durch gute Beispiele, und es wird sich bethätigen, daß Bodencultur dadurch weit mehr gefördert und verbessert werde als durch die sinnigsten Ackerbaugesetze. —

Die Kräfte des Menschen so wenig als möglich zu beschränken und zu fesseln, nur alle jene Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die durch zufällige Ereignisse der Kraftentwickelung entgegen streben, Dies bleibe die nie aus den Augen zu verlierende Grundregel. Tief liegt in des Menschen Brust der Trieb und der Wunsch nach Wohlseyn; sich immer fort sehnend, seinen Zustand zu verbessern, findet er, so zu sagen, instinctartig die

Mittel und Wege dazu. Leiten läßt sich wohl dieser Instinct, aber nie zwingen, am wenigsten unterdrücken. —

Ist die Rede davon, und häufig ist Dies der Fall, ob es in Beziehung auf Bodencultur, so wie überhaupt auf allgemeinen Wohlstand, vortheilhaft ist, große oder kleine Landbesitzungen im Staate zu haben? ob es jedem erlaubt sey, frei, unbeschränkt seinen Grund = und Bodenbesitz vergrößern oder verkleinern zu können? — so glauben wir, alle andere so sehr von einander abweichende Meinungen, Ansichten und Behauptungen bei Seite gesetzt, daß sich im Allgemeinen nichts Bestimmtes darüber sagen läßt. Aeußerst lächerlich ist's, manche Catheder-redner und überkluge politische Rechenmeister, die in einem Wust von Acten und Tabellen die Wahrheit aufsuchen, von einer Normalgröße der Bodenbesitzungen und ländlicher Grundstücke reden zu hören, deren Möglichkeit wir aber aus dem Grunde widerstreiten müssen, weil sie zu relativ ist. Alles hängt hier von den mannichfaltigsten, schwer zu übersehenden örtlichen und andern Verhältnissen ab.

Man meint, daß derjenige Grundbesitz den meisten Vorzug verdiene, welcher den meisten Rohertrag gibt; denn der rohe ist die Bedingung des reinen, und steigt der rohe, so ist auch Steigen des reinen zu erwarten, was umgekehrt nicht der Fall ist. Wenn also kleine Grund = und Bodenbesitzungen das Steigen des rohen Ertrages fördern, und nach der Natur der Sache kann Dies wohl allerdings geschehen, so scheinen diese den auf Steigerung des reinen Ertrages allein abzweckenden größern Grundbesitzungen vorzuziehen zu seyn. Doch auch bei dieser Ansicht wollen wir nicht vergessen, daß Alles seine Grenzen hat. —

Auch wird behauptet, daß nur bei großen Grund-

und Bodenbesitzungen eine höhere Cultur möglich sey. Mit Sicherheit wird angenommen: daß, bei gleicher Cultur und bei gleichem Boden, jeder Grundbesitz, je größer er ist, einen verhältnißmäßig größern Reinertrag liefere; unter dieser Voraussetzung müßten also große Grundbesitze, auch wegen der damit verbundenen Ersparungen an Arbeitslohn und Zinsen des Betriebcapitals, fürs allgemeine Wohl vortheilhafter seyn als kleine. Problematisch bleibt indessen auch diese Behauptung.

Zunächst hängt der Ertrag des Bodens lediglich von dem Fleiße ab, mit welchem er angebauet wird; selten aber herrscht auf großen Grundbesitzungen derselbe Fleiß, der auf kleinen sichtbar wird. Nie hat der Lohnarbeiter das Interesse des Eigenthümers, also auch nie seinen Fleiß; auch die strengste Aufsicht wird nicht den Fleiß und die Arbeit des Eigenthümers erzwingen; und daß ein großer Grundbesitz im Verhältniß ein geringeres stehendes Capital erfordere, Dies zu beweisen, dürfte sehr schwierig werden und nicht überall gelingen. —

Wenn übrigens die Theilung großer, wie überhaupt aller Grund- und Bodenbesitzungen, nur nicht ganz rücksichtslos übertrieben wird, — welches freilich auch geschehen *) — wenn man diejenige Masse Ackerbesitzun-

---

*) Wie es in vorigen Zeiten der Fall in Frankreich war. Die Nachtheile, welche Arthur Young nachweiset, und die er, in Beziehung auf Frankreich, lediglich auf Rechnung des kleinen Grund- und Bodenbesitzes setzt, treffen aber nur jene Theilungen und Zerstückelungen in so kleine Portionen, die nach ihrem Flächeninhalte, auch bei dem angestrengtesten Fleiße, nicht im Stande waren, eine Familie zu ernähren. Dagegen gesteht er auch wieder, Landstriche kleiner Besitzungen gefunden zu haben, wo sich die Bewohner durch

gen als Minimum annimmt, welche groß und hinreichend genug ist, einen Grundbesitzer mit seiner Familie und Dienstleuten vollkommen zu beschäftigen und zu ernähren, und bei der Theilung großer Güter die Rücksicht nimmt, daß die einzelnen Ackerparcelen, diese Größe erhalten, so glauben wir, läßt sich der Theilung bis auf diesen Punct nicht so leicht etwas entgegen setzen. Besitzer solcher Grundstücke werden durch ihren Culturbetrieb gewiß nicht blos die Production erhöhen, sondern auch die Summe des reinen Nationaleinkommens wird steigen. Auf einem so weit getheilten Grundbesitze, auf dem bisher z. B. vielleicht eine Familie im Ueberflusse lebte, und zehn Dienst- und Söldnerfamilien nur in größter Dürftigkeit, werden alle diese elf Familien im Wohlstand leben können; der Wohlstand dieser elf Familien wird für den allgemeinen Wohlstand der Nation gewiß wirksamer und einflußreicher seyn als der Ueberfluß jener einzigen, neben der zehn andere darben mußten.

Betrachten wir diesen Gegenstand von welcher Seite wir wollen, immerhin wird sich unsere Ueberzeugung begründen, daß weder auf Vergrößerung, noch

---

Wohlstand auszeichneten. Die Grundstücke dieser bestanden aber auch aus vierzig bis achtzig Acker. Jener unbegrenzten Zerstückelung des Grund- und Bodenbesitzes und der daraus entstandenen unnatürlichen Bevölkerung ist auch mit Recht ein Theil des vormaligen Elends des Landmannes in Frankreich zuzuschreiben. Allerdings konnten nur traurige Resultate hieraus entstehen, und werden überall hervorgehen, wo Theilungen und Zerstückelungen ohne Grenzen unternommen werden. —

Verkleinerung des Grund- und Bodenbesitzes durch positiv wirkende Mittel hingewirkt werden darf. Nur Freiheit gewähre man beim Landeigenthumserwerb und Gebrauch, das große oder kleine Maß des Grundbesitzes wird sich von selbst bilden, so wie es dem allgemeinen Wohl der ganzen Gesellschaft am besten zusagt. Wir können uns sicher dem Interesse Aller anvertrauen; alle Vorschriften und gesetzliche Normen können und werden Das nicht leisten, was eine gehörige Berücksichtigung und Pflege des Interesse Aller leisten mag. —

So viel ist gewiß, das Streben nach Eigenthumserwerbung ist und wird ein durchaus nie endendes bleiben; überall regt es sich. Daher ist auch jede Idee irgend eines Agrargesetzes im gewöhnlichen Sinn etwas Unausführbares; sie verträgt sich nicht mit dem Interesse der bürgerlichen Gesellschaft, auch nicht mit der möglichsten Culturbeförderung des Geistes. — Da wo die unbeschränkte Theilbarkeit des Bodens jenes Streben nach Eigenthumserwerbung erleichtert, da wird sich auch die Sache selbst auf ein richtiges Verhältniß zwischen Ernährung und Bevölkerung stellen. Wenn nur dem freien Entwickelungsgange der Gesellschaft keine positiven Hindernisse, keine Zwangsgesetze entgegengesetzt werden, wird Dies überall der Fall seyn. Wegräumung beschränkender Hindernisse möchte daher auch wohl, in Beziehung auf Theilbarkeit des Grund- und Bodenbesitzes, die besten und angemessensten Resultate für das allgemeine Wohl herbeiführen. Kleinere Bodenbesitzungen werden zu größeren geschlagen, und gar zu kleine, deren Cultur nicht lohnt, von selbst eingehen;

größere werden wieder in kleinere getheilt werden, gerade wie es die Verhältnisse und Bedürfnisse der Gesellschaft verlangen, vorausgesetzt, daß der freien Entwickelung dieser keine zwangartigen Hindernisse entgegen gestellt werden. —

XX.

Fragmente.

A.

Einige beifällige Gedanken über Bildungsanstalten für Geistliche und Schullehrer lutherischen Bekenntnisses.

(Aus den Papieren eines alten Weltbürgers gesammelt.).

Jeder Handwerker bereitet sich auf seine eigenthümliche Art zu seinem Geschäfte vor, welches er als künftiger Staatsbürger erwählt, und nach altem Herkommen sind gewisse bestimmte Jahre festgesetzt, in denen dieses oder jenes Handwerk nur erlernt werden kann. Diese Sitte ist gewiß eine gute Sitte. Meister und Gesell haben dadurch ihre Schranken, und die Menschen heben sich nicht übermüthig über einander, da hier feste Grenzen sind. —

Das Pfarr- und Predigeramt ist nicht blos ein Handwerk, sondern eine Kunst, und zwar die Kunst aller Künste. Der Prediger soll dem Volke zur Leitung dienen er muß also ein sehr aufgeklärter Mann seyn. Wer Andere unterrichten will, muß mehr wissen als sie. Mit der Predigerkunst ist die Schulmeisterkunst nahe verwandt. Beide sollen den Menschen über Gott belehren, zu Gott führen.

Aber für diese höchsten Künste ist die Vorbereitung sehr gering, und daher kann es uns nicht wundern, wenn viele Künstler dieser Art nur Pfuscher sind, und also nicht etwa einen Stiefel oder einen Rock, sondern das ganze Leben oder den ganzen Menschen, Dörfer, Städte und Völker verpfuschen. Die Verachtung des Predigerstandes, über die wir so oft laute Klagen vernehmen, worin anders hat sie ihre Urquelle, als blos darin, daß der Geistliche nicht mehr Geistlicher ist? Er ist es nicht, weil er dazu nicht zweckmäßig vorbereitet und im eigentlichen Sinne dazu erzogen wird. Vergeblich ist's daher zu glauben, der geistliche Stand und die größere Achtung desselben werden durch weltliche Ehre und Auszeichnungen gehoben. Nichts weniger! —

Auf Schulen geht der künftige Geistliche mit lauter Heidenthum um, und je tiefer er in die Sprache und das Wesen der heidnischen Schriftsteller dringt, um so früher erhält er ein Zeugniß der Reife für seine zweite Laufbahn. Seine Lehrer sind selbst oft mehr heidnisch als christlich gesinnt. Seine Gedanken werden auf nichts weniger als auf das wahre, reine Christenthum gelenkt, man müßte denn die erklärenden Erklärungen und die unschickliche Gelehrsamkeit davon abrechnen, die manche Lehrer gegen ihre Schüler auskramen, um doch auch zu beweisen, daß sie mit der Zeit fortgeschritten sind und nicht mehr Moses Wunder für Wunder halten. —

So kommt denn endlich der im Heidenthum aufgewachsene Schüler aus dem Gymnasio, stolz auf seine Bildung und Vorkenntnisse, nach der Hochschule — Universität — wo mit einemmal alle Schranken aufgehoben sind, die bisweilen ein einsichts- und liebevoller, bisweilen ein unverständiger Lehrer seinem Uebermuth noch setzte. Jetzt wird das Neue Testament mit dem

Messer der Auslegungskunst zerlegt; das Wissen durchdringt nicht blos jede Zeile, sondern jedes Wort, und oft sogar die einzelnen Buchstaben. Genug, die Erklärung des Neuen Testaments wird wie die des Homers getrieben, die Tugendlehre wird ebenfalls bis aufs feinste zergliedert, außerordentliche, verwickelte Fälle werden künstlich entwickelt, die Glaubenslehre streng vorgetragen, ohne daß sie geglaubt wird. Mit einem Wort: auf den gelehrten Forscher der Religion arbeitet die Hochschule. —

Hier und da sieht man nun freilich wohl einen Lehrer, der es versteht, seine Zuhörer zu ergreifen, Partei fürs Gute zu machen, für etwas Höheres zu begeistern. Gewöhnlich ist aber ein solcher von der philosophischen Facultät, und solchen Kraftmenschen hat es die Hochschule stets zu verdanken, daß sie noch immer einzelne Jünger zählt, die, begeistert für irgend einen Hochgedanken, die Hochschule verließen. Diese Begeisterten waren es aber in der neuern Zeit selten, die sich dem Predigtamte ergaben, sondern sie ergriffen ein anderes Geschäfte, vorzüglich das Schulfach.

Beobachten wir weiter den Gang der Sache, so finden wir, daß die gewöhnlich zubereiteten Gottesgelehrten von der Hochschule in ein Leben gehen, das ein völliger Gegensatz von dem ersten ist — in die Hauslehrerei. Sie wähnen thörig genug, mit dem Abgange von der Hochschule müßten sie die Freiheit, wie sie die Zügellosigkeit nennen, an den Nagel hängen, und werden mithin die schrecklichsten Sclaven des Aberwitzes und der Thorheit der Zeit. Vorher waren sie die Herren, jetzt verbücklingen sie sich ganz, um allmählig nur sich in das Predigeramt hinein zu bücklingen. Was früherhin in der Rohheit zu viel geschah, das geschieht

jetzt zu viel in der Feinheit, und die wahre Freiheit schlummert nach wie vor. Hier ist nicht die Rede von Ausnahmen, auch soll hier nicht der Einzelne, auch nicht der Stand, sondern blos der verkehrte Bildungsgang angeklagt werden. —

Der Geistliche, als Prediger, wird nicht zum Prediger, nicht zum Seelsorger, nicht zum Volksfreund gebildet, und wenn er Dieses ist, erfüllt er doch nur seine Bestimmung, denn ein schöner Redner ist doch wohl noch kein Geistlicher. — Die Bildung der Schullehrer zu ihrem Fache ist auch meistens noch eine Unbildung. Hier und da sind zwar Anstalten für sie, wohin sie auf einige Tage oder Monate sich begeben, um die ganze Schulmeisterweisheit davon zu tragen. Aber die meisten Dorfschulmeister gehen auch gar nicht einmal in solche Anstalten. — Legt der herrschaftliche Bediente seinen rothen Kragen ab und nimmt eine etwas ehrwürdige Miene an, so ist er ein gemachter Schulmeister; der verarmte Handwerker, hat er sein Brod verloren, so sucht er es durch den Schulzepter zu gewinnen; und der verabschiedete Unteroffizier, kann er auch nicht Viel lesen und schreiben, so versteht er doch auf gut militairisch eine strenge Schulzucht zu halten, und die Kinder haben größere Furcht vor ihm als vor den Eltern, und was will man mehr? — Aber die Schulstellen selbst sind auch so, daß nicht mehr zu verlangen ist. Für ganz andere nichtige Zwecke werden Tausende hingegeben, aber sobald von Errichtung guter Land- und Volksschulen die Rede ist, fehlt es der Staatscasse an Geld. Schulen und Schullehrer können nur besser werden, wenn die Letztern besser besoldet sind; aber besser besoldete Stellen können auch nur besser Gebildete begehren. —

Wie weit unsere Zeit, bei alle den übrigen vorgeb-

lichen Culturfortschritten noch zurück ist, Das beweiset die Gleichgültigkeit gegen das Schul- und Kirchenwesen. Was haben dagegen unsere Vorfahren gethan? — Aber diese sinnliche Zeit kann sich furchtbar rächen. Frankreichs Gräuel, die wir in unsern Tagen erlebt, weisen deutlich dahin. Gott möge den Sturm von uns Deutschen abwenden; aber muß er kommen, so zerstöre er nicht blos, sondern erwecke aus der Zerstörung ein wirklich wahres neues Leben! —

Zweckmäßige Bildungsanstalten für Geistliche und Schullehrer, Das sind die Samenkörner, die wir jetzt vorzüglich für die Zukunft stecken sollten. Die Bildungsanstalt für Geistliche muß unter der Aufsicht eines ehrwürdigen Geistlichen selbst stehen. Statt daß sich der junge Candidat der Theologie in vornehmen Häusern herumtreibt und ein fruchtloses Hauslehrerwesen treibt, sollte er in eine solche Anstalt gehen, um sich in dieser zu bilden. In den Volksschulen müßte er unter Aufsicht unterrichten, Kranke besuchen und ein streng eingezogenes Leben führen. Ohne etwa ein Klosterleben anzurühmen und wieder einführen zu wollen, sollte man doch das Gute für die Geistlichen beibehalten, was die Klöster wirklich hatten. Das Gute, was herrnhutische Gemeinden haben, könnte damit verbunden und so die Gottesfurcht wieder in den Geistlichen zur Sache des Herzens gemacht werden. —

Die Einsicht soll nicht bei der Gottesfurcht vorwalten, sondern in den weltlichen Geschäften; dem Manne auf der Canzel eignet es, seine Rede nicht blos auf den Unterricht des Verstandes zu berechnen, sondern sie soll das Herz ergreifen und erwärmen; es muß ihm nicht fehlen am heiligen Sinne und an tiefer, herzlicher Frömmigkeit; ohne diesen kann man weder recht predigen,

noch dem ganzen Verhalten die höhere Würde und Weihe geben, in welchem der Prediger immer und überall erscheinen muß, wenn er des Volkes Führer in seinen höchsten Angelegenheiten seyn will. —

Der echt gottesfürchtige Prediger kann freilich auch seine Einsichten darin beweisen, daß er z. B. zur Verbesserung des Ackerbaues, der Gewerbe u. s. w. mit beiträgt. Auch hierin kann man die herrnhuter Gemeinden als ein Muster aufstellen; und wenn auch bei einigen der Heiland ein Schutzgott des Handels und der Gewerbe seyn mag, so ist Dies doch nicht bei allen der Fall. Solche Bildungsanstalten für junge Geistliche brauchen auch gar nicht den Staaten Viel zu kosten; werden sie in Städten angelegt, so könnten die Stadtschulen auf diese Weise versehen werden, und eben so auf großen Dörfern die Schulen. Das Lehren in Volksschulen ist die beste Vorbereitung für den Lehrer einer Gemeinde. —

Die Bildungsanstalten für Volksschullehrer sind von ganz anderer Art als die für Geistliche; erstere sollen mehr in die Welt, letztere mehr in Gott eingreifen. Solche Bildungsanstalten sollen überhaupt den ganzen Volksschullehrer erst bilden an Einsicht, Willen und Kraft. —

Bildungsanstalten für Volksschullehrer müssen auch nicht blos in den Städten, sondern auch auf dem Lande seyn. Ein kleines Landgut eignet sich am besten dazu; denn so kann der Ackerbau und überhaupt das äußerliche Leben auf dem Lande nur veredelt werden. Ein Volksschullehrer soll künftighin nicht blos lesen und nothdürftig schreiben lehren, sondern er soll seine Schüler gewandt an Geist und Körper machen; er muß Leibesübungen — die reine echte Gymnastik — mit ihnen treiben,

die ganze große Schöpfung mit ihnen betrachten und sie überhaupt zum Leben vorbereiten, nicht blos zum Leben im Frieden, sondern auch zu dem im Kriege. Denn jedes Volk in dieser Welt ist doch immer abwechselnd in diesem Zustande, und nur allein ein wahrhaftes und ein waffengeübtes Geschlecht kann unter diesen Verhältnissen auf den Frieden Anspruch machen. — Damit nun aber der Volksschullehrer dies könne, so muß er selbst auch in einer solchen Bildungsanstalt erzogen werden, damit er dies zu treiben weiß — aber dazu gehört denn nun auch, daß er nicht mehr nöthig habe, ängstlich für seine Nahrung zu sorgen, und eben darum würde das ganze Volksschulwesen, wie eine schlechte, falsche Münze, umzuschmelzen seyn, so wie mancher Theil unsers ganzen Lebens; und da stehen wir und bleiben noch immer stehen — an der wichtigsten Aufgabe!

B.

Einige Bemerkungen über den Wollmarkt in Breslau.

Von ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Bei meiner diesjährigen Reise nach Schlesien traf ich eben in Breslau zur Zeit des dortigen großen Wollmarktes ein, der mit den ersten Tagen des Juni seinen Anfang nahm und ungefähr vier bis fünf Tage fortgesetzt wurde. Ich nahm Veranlassung, ihn selbst zu beobachten, sowohl in geschichtlicher, als auch wirthschaftlicher Hinsicht manche interessante Notizen darüber zu sammeln und diese durch Nachrichten sachkundiger Männer zu berichtigen *). Ich glaube, es wird nicht ganz zwecklos seyn, ihnen das wesentlichste darüber hier mitzutheilen. Der Gegenstand ist wichtig genug, besonders für Preußen, wo, wie bekannt, schon vor einigen Jahren, einen ähnlichen allgemeinen Wollmarkt einzurichten, beabsichtiget worden. —

*) Kürzlich hat darüber Hr. Dr. Grattenauer in Breslau, besonders in geschichtlicher Hinsicht, einen interessanten und belehrenden Aufsatz geliefert. —

Der Wollmarkt in Breslau ist keine geringfügige Erscheinung auf dem Schauplatze des großen Weltverkehrs. Er muß Jedem, der über die Dinge, zu denen er gehört, nur einigermaßen unterrichtet ist, als ein Weltmarkt im eigentlichsten Sinne des Worts in die Augen leuchten. Nach der übereinstimmenden Behauptung der Sachkenner, ist er jetzt sogar der größte in Europa. Die Menge der Waare von der einen Seite, und von der andern die große Anzahl der Käufer aus den Nachbarstaaten, aus Frankreich, den Niederlanden und aus England berechtiget ihn völlig dazu. Jeder nachdenkende Beobachter wird auch darüber bald einverstanden seyn, daß dieser Markt den entschiedendsten wohlthätigen Einfluß auf den Volkswohlstand im Ganzen, auf die Industrie und den Culturzustand Schlesiens, nicht minder auf den gestiegenen Flor seiner bedeutenden Tuchfabriken, auf den Bestand seiner hochveredelten Schafheerden und überhaupt auf seinen ausgebreiteten Handel haben muß.

Auffallend bleibt es einigermaßen, daß dieser bedeutende Weltmarkt bis jetzt noch Niemand gereizt hat, ihn historisch, statistisch und mercantilisch darzustellen, da doch andere große Märkte und Messen, z. B. in Augsburg, Braunschweig, Frankfurt a. M. und a. d. O. ihre Monographen gefunden haben. Um so mehr zu wünschen ist es, daß es noch geschehe. —

Breslau hatte in frühern Zeiten gar keinen Wollmarkt, wohl aber die Stadt Brieg, auf den Grund eines kaiserlich österreichischen Rescripts vom Jahre 1727. Nachher wurde er auch der Stadt Breslau verliehen.

Durch Verordnungen und frühere Gesetze aus den Jahren 1764 und 69 war der Export der schlesischen Wolle ins Ausland verboten, den Gutsbesitzern wurde

durch diese gesetzlichen Vorschriften sogar der Verkauf der Wolle auf ihren Gütern beschränkt.

Keine andere Absicht lag dabei zum Grunde, als alle in der Provinz gewonnene Wolle in den Tuchfabriken der Provinz Schlesien verarbeiten zu lassen, diese dadurch zu begünstigen, zu heben und ihre Vervollkommnung zu befördern, ihnen auch die Concurrenz zu erleichtern und ihren Absatz nach Polen, Rußland und China zu vergrößern. — Diese Maßregel lag aber auch in dem damals herrschenden Fabrikensystem, welches den Grundsatz aufstellte, auch mit der strengsten Consequenz durchführte, ein glückliches Ausbilden und sicheres Bestehen der Fabriken sey nur allein davon abhängig, daß ein vollkommen hinreichendes inländisches rohes Material vorhanden und jederzeit zu einem Preise zu haben sey, der es dem inländischen Fabricanten möglich macht, mit dem ausländischen die Concurrenz zu halten, und dennoch ein gutes Arbeitslohn, welches als der eigentliche Nationalgewinn anzusehen sey, erwerben zu können.

Dies führt in national-ökonomischer Hinsicht auf die Frage, ob jene gesetzlichen Vorschriften, die offenbar das Recht des Gutsbesitzers, über das Eigenthum seines Woll-Erzeugnisses frei zu verfügen und es zu jedem rechtmäßigen höchsten Preise zu verkaufen, ganz willkürlich beschränkten, zugleich aber dem Fremden den Markt sperrten und verschlossen, wirklich jenen Zweck erreicht haben oder nicht. —

Ein ganz sicheres Resultat darüber zu geben, bleibt immer etwas schwierig, wenn auch nicht ganz unmöglich. Das unmittelbare Eingreifen der Verbote ist überall eine ihrer Schärfe wegen mit Vorsicht anzuwendende Maßregel. Ermunterung der inländischen

Industrie bei mäßiger Beschränkung ist ein sanfter wirkendes und eben so sicher zum Ziel führendes Mittel.

Im Jahre 1810 und 11 entstand zwischen den entgegengesetzten Parteien, den Wollproducenten und Wollfabricanten, ein sehr heftiger Streit. Jeder suchte natürlich sein Interesse zu vertreten. Im Jahre 1811 bestimmte eine Cabinetsordre Folgendes: „aus den verschiedenen Berichten der Behörden über den Erfolg der bisher abgehaltenen Wollmärkte gehe überzeugend hervor, daß die bisherigen Gründe, aus welchen der Ausfuhrimpost auf 2 Thlr. bestimmt worden, jetzt weggefallen; deshalb sey beschlossen, daß dieser Impost von jetzt an aufhören werde, und der Stein Wolle nur 4 Gr. Cour. Ausgangsgefälle entrichten solle, um eine Uebersicht vom Gange dieses Handels zu behalten." Von diesem Tage datirt sich denn nun auch die eigentliche Freiheit des Wollmarktes. —

Diese Freiheit besteht gegenwärtig für Käufer und Verkäufer auf gleiche Weise. Aus Polen, Böhmen, Mähren und andern Nachbarländern wird Wolle zum Verkauf gebracht *). — Es bestehen deshalb keine weiteren Einschränkungen, als die, welche in besondern Fällen durch Viehkrankheiten oder andere gesundheitspolizeiliche Rücksichten bestimmt werden.

Wünschenswerth wäre, eine genaue Nachweisung und Uebersicht der in den beiden letzten Decennien nach Breslau zu Markt gebrachten fremden Wollquantitäten zu erhalten; sie würde aber dadurch vorzüglich wichtig werden, wenn dabei treu angegeben würde, wie sich das

---

*) Dies geschah vor einigen Jahren von den gräflich Herbersteinschen Gütern aus der Steiermark.

Qualitätsverhältniß der fremden zum einheimischen verhält, und wie es sich nach und nach zum Vortheil des letztern verändert hat. Seit einigen Jahren wird aus den angrenzenden polnischen Provinzen von mehreren Gutsbesitzern ein nicht unbeträchtliches Wollquantum auf den Markt gebracht *).

Die öffentlichen Abgaben und Marktkosten sind von keiner Bedeutung; von Zeit zu Zeit hat man sie ermäßiget. Sonst war die fremde, unveredelte, eingehende Wolle einer Zollabgabe von 10 Thlr. 11 Sgr. Schl. 4 Dr. für den schlesischen Centner, jedoch blos in dem Fall unterworfen, wenn sie zum Marktverkauf und Handel importirt, nicht aber wenn sie von inländischen Wollarbeitern erkauft wurde. Die Nachtheile und unangenehmen Folgen zeigten sich aber so erheblich, daß nach einer königl. Bestimmung im Jahr 1814 diese Abgabe völlig aufgehoben wurde, und zwar wurde festgesetzt: daß nur der gewöhnliche Einfuhrzoll mit 20 Silb. Gr. Schl. 2 Dr. für den Centner, oder 3 Gr. 8 Dr. für den Stein, von der Flocke oder Abgangswolle aber mit 4 SGr. für den Centner entrichtet werden soll. —

In mercantilisch-polizeilicher Hinsicht, bieten sich bei diesem großen Markte, einige wesentliche Mängel dar, die eine Rüge verdienen, auf deren Abstellung zwar schon gedacht, und auch von sachkundigen Männern deshalb zweckmäßige Vorschläge gemacht wor-

---

*) Besonders hat der als Uebersetzer des Laudonschen Werkes über Landwirthschaft, und als Verfasser mehrerer ökonomischen Schriften rühmlichst bekannte Hr. von Biernacki aus Souslawice bei Kalisch ein nicht unbeträchtliches Wollquantum nach Breslau gebracht, welches an Güte sich auszeichnete und die höchsten Preise gegolten. —

den, deren Verwirklichung man aber doch noch nicht näher getreten ist.

Einmal: entspricht das Local des Marktplatzes auf keinen Fall der wichtigen Sache. Bis jetzt wird der größte Theil der Wolle, auf beinahe drei Seiten des großen Ringes, mitunter wohl 30 bis 40 Fuß hoch aufgestapelt, wo sie mehrere Tage jedem nachtheiligen Einflusse des Regenwetters, was um die Marktzeit gewöhnlich eintritt, ausgesetzt ist und großen Schaden leidet. — Die Mitte der Stadt wird dadurch gänzlich gesperrt, die freie Communication gehemmt; Gedränge und Uebelstände aller möglichen Art entstehen dadurch; aber was als das Gefährlichste einleuchtet, ist: daß der Stadt bei dem Ausbruche eines Feuers, wo nicht der Untergang in den Flammen, doch das fürchterlichste Unglück bereitet werden kann, da für diesen Fall gehörige Rettung bedingt unmöglich seyn würde.

Um die Wolle trocken zu erhalten, wird eine sehr beträchtliche Quantität in die am Marktplatze belegenen Häuser gebracht und, wie man es nennt, eingesetzt. Hier wird der nach der alten Bauart ohnehin sehr enge Raum mit 10 bis 15 Ellen langen Wollsäcken oft bis ins zweite Stockwerk vollgestopft. Die Luft wird bis zum Ersticken verpestet, der Aus- und Eingang verengt, so daß man, ohne getreten oder gestoßen zu werden, nicht so leicht durchkommen kann. Es bleibt dabei kaum so viel Licht übrig, daß die Käufer in diesen Katakomben die Waare gehörig besehen und untersuchen können. Der Hauseigenthümer läßt sich diese Beschwerde in den Tagen des Wollmarkts reichlich vergütigen, der Hauseinmiether leidet dagegen offenbar durch diesen Uebelstand, wodurch noch überdem seine Sicherheit verletzt und seine Gesundheit gefährdet wird. Daß dies zu

manchen Klagen und Rechtsstreitigkeiten Veranlassung gibt, läßt sich leicht denken.

Zweitens: Existirt nur eine einzige städtische Waageanstalt für Breslau, etwas Auffallendes, ihrem Zwecke wenig entsprechend. Offenbar können auf Einer Waage in wenigen Tagen nicht 150000 bis 160000 Stein Wolle ohne die größte Beschwerlichkeit abgewogen werden. Ein Umstand über den auch allgemein geklagt wird.

Ein freier Platz vor dem Thore, an dem es jetzt, nach Demolirung der Festungswerke, wodurch Breslau's Umgebungen sehr viel gewonnen, nicht fehlen kann, mit wenigstens vier Waagen mit allem nöthigen Apparat, auf dem zugleich die gehörigen Magazine, Remisen zur Aufbewahrung der Wolle im Regenwetter vorhanden sind, scheint wohl das allein zweckmäßige Marktlocal zu seyn. Ein solches sucht man auch jetzt auszumitteln und denkt daran, es so zu wählen, daß ein großer Theil der Wolle auf Kahnschiffen dort ab- und eingeladen werden könne. —

Wünschenswerth bleibt es aber auch, daß künftig ebenfalls das Wägen der Wolle unter öffentlichem Amtsglauben beibehalten werde. Die Käufer haben sich einmal daran gewöhnt, und das Vertrauen, in und bei Allem die belebende Kraft, auf die Richtigkeit des öffentlichen Gewichts, muß nicht gestört werden. —

Der Wollmarkt wird jährlich zweimal, im Frühlinge und Herbste, gehalten; dies gründet sich auf die bekannte Verschiedenheit der ein- und zweischürigen Schafheerden. Durch eine Bestimmung des Handelsministeriums vom Jahr 1820 soll der Frühlingsmarkt jedesmal den ersten des Monats Juni abgehalten werden. Eine Verfügung, bei der es sein unveränderliches Bewenden behalten muß,

denn nichts ist dem Meß- und Marktverkehr nachtheiliger als Veränderlichkeit der Markttermine; sie hat unbeschreibliche Irrungen, Verdrüßlichkeiten zur Folge. Der Frühlingswollmarkt ist der beträchtlichste. —

Der Verkehr selbst zwischen Käufern und Verkäufern wird theils persönlich, theils durch Mäkler, theils auch durch breslausche Kaufleute, als Commissionaire auswärtiger Käufer, betrieben. Die patentirten Mäkler haben ohne besondere Vorbedingung Ein Prozent gesetzliches Mäklerlohn vom Betrage des durch sie geschlossenen Geschäftes vom Verkäufer zu fordern.

Man wünscht, und wohl mit allem Recht, ein Handelsgericht, wie in Berlin, Königsberg, Stettin, und vorzüglich ein für den hiesigen großen Markt ganz geeignetes Gerichtsinstitut. Vormals fand in Breslau in Streitigkeiten der Fremden gegen Fremde und dieser gegen einen einheimischen Bürger, aber nicht umgekehrt, das Gastrecht (judicium extraneorum) statt. Es liegt hierin eine sehr humane und hospitale Idee der besondern Achtung für Fremde und ihre Rechte zum Grunde, und sie verdient wohl überall, besonders in einer Handelsstadt, erhalten zu werden. Ueberhaupt sind gut organisirte Handelsgerichte ein Hauptbestandtheil des allgemeinen Credits, der den ausländischen Handel hebt, folglich auch den inländischen fördert und erhält. Ohne Credit bleibt der Handel eines Volkes immer ein todter Körper. —

Die Ergebnisse des Wollmarkts in Breslau, in Beziehung auf den Betrag und ihre Preise, ist nie als ein Geheimniß behandelt worden *); dies würde auch

*) So finden sich in Zimmermanns Beschreibung der Stadt Breslau die Angaben von 1786 bis 1791, und seit diesen

sehr unzweckmäßig seyn; die Zusammenstellung dieser Nachrichten gewährt reichhaltigen Stoff zu vielen interessanten Bemerkungen über die Ursachen des Steigens und Fallens der Preise, über Vermehrung und Verminderung des ausländischen Marktgutes, über den Absatz der Wolle im Inlande und den Gang des Wollhandels ins Ausland; ingleichen über das progressive oder retrogressive Verhältniß der inländischen Wollproduction und Wollfabrication zur ausländischen, mit Rücksicht auf die Preise und Güte der Fabricate *).

In den Annalen **) des Herrn Staatsraths Thaer ist ein Aufsatz des G. Meister mitgetheilt, wo dieser, mit Bezug auf Wagners Beiträge zur Kenntniß und

---

Jahren sind sie auch in bekannten Schles. Provinzialblättern, auch im Amtsblatte der bresl. Regierung bekannt gemacht worden. So finden wir auch die Hauptresultate in der Staatszeitung.

*) So galt z. B. im Jahre 1786 der Stein von der besten Wolle 11 Thlr. 6 Gr., und in diesem Markte ist er mit 28 bis 30 Thlr. bezahlt, mithin fast noch zweimal theurer als vor 35 Jahren, wobei man aber nicht übersehen darf, daß Wolle, die 1786 als die beste galt, heute kaum zur Classe der mittelguten gerechnet und nur höchstens mit 18—20 Thlr. bezahlt werden möchte.

**) Möglinsche Annalen Band VII. St. 2. No. 21. S. 632. —

Behandlung der Schafe und Wolle, behauptet: daß die Wollmärkte bei dem Gange, den der Wollhandel jetzt nimmt, nicht allein überflüssig, sondern für den Wollproducenten sogar nachtheilig wären; sie sicherten der Production keinen festen Preis, und bei ungünstigen Conjuncturen könnten sie sogar die Erniedrigung desselben herbeiführen.

C.

Ist der Adel ein absolut nothwendiges Element der Staaten?

Die Zeiten, in denen wir leben, haben es veranlaßt, auch wohl nothwendig gemacht, über den Adel soviel zu sprechen und zu schreiben, daß man eigentlich daraus folgern könnte, es stehe sehr übel mit demselben, und seine eigentliche Existenz sey dem Untergange nahe. — Man behauptet: der Adel fließe aus solchen ursprünglichen Quellen der menschlichen Natur, daß er sich, von den Mythen an bis zu unserer aufgeklärten Zeit, durch die ganze Geschichte offenbare und auch fernerhin, unter wechselnden Gestalten, immer aufs neue sich zeigen werde.

Dagegen ließe sich denn nun wohl wieder einwenden, daß es große Geschichtsstücke gibt, wo vom Adel gar keine Spur ist. Was aber noch mehr zur Sache gehört, ist die Entgegnung: daß ja auch durch alte Geschichte, wo vom Adel die Rede ist, sich ein eben so entschiedenes Widerstreben gegen ihn, ein häufig versuchtes und immer wieder von Zeit zu Zeit gelungenes Vernichten desselben findet, von dem Kampfe der Plebejer gegen die Patricier Roms bis zu den Hinrichtungen der Adelichen in Masse durch die Jacobiner in Frankreich. Daß die sanfte Gewalt der christlichen

Lehre und die philosophirende Vernunft vom Adel nichts weiß, erinnern wir nur nebenher.

Wir wollen den Ursprung des Adels auf die Natur hinweisen, als auf die Quelle der Triebe, woraus der Adel entsteht; damit aber ist nicht viel gewonnen, denn was wäre nicht alles in der Natur gegründet? Was daher stammt, kann schlecht, kann auch gut seyn. Hier nun aber ist die Hauptfrage: Ist der Adel wirklich etwas Gutes? stammt er aus der Gerechtigkeit, Güte und Weisheit des Menschen, oder aus dessen Anmaßung, Eitelkeit und Gewaltthätigkeit? — Letztere können wir wohl gar nicht ausschließen, da wir noch bis auf den heutigen Tag die traurige Erfahrung machen, daß jede Menschenclasse gar zu gern eine privilegirte seyn und die andere beschränken will, und dies ist doch gewiß kein guter, sondern ein schlechter Naturtrieb. —

Wenden wir uns zur Hauptfrage: ob der Adel ein absolut nothwendiges Element der Staaten sey, beleuchten diese noch etwas näher und von einer andern Seite, so dürfen wir den Umstand nicht ganz übersehen, daß wir wissen: der Adel habe sich in allen germanischen Ländern aus der innersten Eigenthümlichkeit des Volkes und seiner Ideen von selbst erzeugt. Was aber volksthümlich sich erzeugt und von selbst gestaltet, das darf nicht ausgerottet, sondern höchstens nur beschnitten werden, im Fall es sich dergestalt ausbreitet, daß es andern eben soviel werthen Erzeugnissen alle, oder doch die beste Nahrung zu entziehen drohen sollte. Wir gehen noch etwas weiter und glauben sogar, daß, bei dem dermaligen Stande der Cultur, der Erbadel als eine relativ nothwendige Sache, und die Aufnahme eines aristokratischen Elements in jede Verfassung für dringend erachtet werden müsse. In jedem Falle ist aber der Erb-

adel dem Geld- und Dienstadel, welche doch bald in jenen sich verwandeln, weit vorzuziehen, nicht blos weil er unschädlicher, sondern weil er idealischer ist als dieser. Ist also Grund genug vorhanden, den Erbadel nicht allein zu dulden, sondern ihm auch ferner noch mit Freuden alle wohl begründete Vorrechte, die er haben muß, zu gönnen, um einen besondern Stand auszumachen, so müssen wir auch um so ernstlicher und kräftiger gegen alle Mißbräuche, Anmaßungen und Ungerechtigkeiten kämpfen, da es einleuchtet, daß diese allein die Ursache des Hasses, des Zwiespaltes sind, und, daß diese ferner noch beibehalten wollen, eben so viel heißt, als das ganze Institut seinem baldigen Untergange zuführen. — Das mächtige Rom beschleunigte eben dadurch seinen Untergang, weil sein Senat die Grachen nicht verstand, sondern sie verfolgte und die Unmaßungen der Aristokratie fortsetzte. Jeder Staat geht den geraden Weg zum Untergange, in welchem die Ansprüche der Aristokraten gegen die Rechte des Volkes geschützt werden, und nicht die Gleichheit vor dem Gesetze alle Bürger um das Banner der Regierung sammelt, die die Erhalterin des Gesetzes ist. —

Die Aufgeklärtesten und Gebildeten unter der Classe des Adelstandes sehen dies selbst hinlänglich ein, und wir haben oft die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß es deren nicht wenige giebt, die sich aus voller Ueberzeugung freiwillig zur Verzichtleistung aller ungerechten Vorrechte erboten haben, um das Uebrige desto sicherer zu bewahren und zu erhalten.

Zu leugnen ist es nicht, daß in unsern Tagen die Schmälerung der Herren-Eigenschaft, vorzüglich durch Auflösung der Unterthänigkeitsverhältnisse, die wun-

de Stelle ist, durch deren Berührung ein großer Theil des Adels in Zorn gesetzt worden. —

Gewiß ist es das Erste, was immer gefordert werden kann, suum cuique zu belassen und zu geben. Eben darum soll aber den nichtadelichen Staatsbürgern von den adelichen kein Recht vorenthalten werden, was allen gebührt, und die letztern müssen nicht mit dem Souverain Rechte zu theilen verlangen, die keinem andern als Diesem zustehen können. So hat man z. B. von Seiten des Adelstandes überall im preuß. Staate laute Unzufriedenheit geäußert über die im Edicte vom 20. Juli 1812 verordnete Kreisrepräsentation, wornach zwei Deputirte von Rittergutsbesitzern, zwei von den übrigen Rusticalbewohnern, und zwei von den Städten erwählt werden sollen. Und aus welchem Grunde? Man folgerte daraus: daß die erstern sich immer in der Minorität befinden würden, und dadurch die Monarchie selbst irgend einer gefährlichen Veränderung unterworfen bleibe. Liegt nicht offenbar hierin ein Streben, das einseitige Interesse mit dem der Monarchie zu identifiziren?

Nur allzuoft ist es bisher gelungen, die Monarchen zu bereden, daß Beide wirklich Eins sind. Aber der Adel ist doch nicht die Monarchie, und das Interesse des Erstern ist sehr selten wirklich das der Letztern, denn dieses ist immer mit dem Interesse des gesammten Volkes ein und dasselbe. Ordnet der Adel das Seinige diesem unter, wie jeder andere Stand, so wird er nicht begehren, die stete Majorität bei der Berathschlagung der Gemeindeangelegenheiten haben zu wollen. Will er jenes nicht, so darf dieses um so weniger ihm zugestanden werden. Die beste, und nur allein Heil bringende Repräsentation im Staate kann nothwendigerweise nur die seyn, durch welche die Interessen jedes Standes ohne Unterschied vertreten und

verfochten werden, bei welchen aber alle eigensüchtigen Absichten eines jeden Standes durch die Majorität der übrigen Stände unterdrückt werden. Ist der Adel nicht dieses Glaubens, so muß er voraussetzen, daß ihm eine angeborene Befugniß zur Majorität zustehe; er muß überzeugt seyn, daß er immer mit seinen Absichten gegen das Interesse der beiden andern Stände verstoßen werde, denn sonst könnte er nicht voraussetzen, daß er sich immer in der Minorität befinden würde. Sehen wir auf die Erfahrungen zurück, welche man in Deutschland von den Verhandlungen der Landstände gemacht hat, so kann Dies wohl zum Theil der Fall seyn. —

Ferner verlangt man: daß dem Adel durch die Verfassung diejenige Stellung eingeräumt werde, die ihm vermöge seiner Herreneigenschaft, als Obereigenthümer, Gerichtsherr, Polizei, Obrigkeit und vermöge seines großen Grundbesitzes zukomme. Richtig bezeichnet man alle die Rechte, die der Adel bisher, als Theilnehmer der Staatsgewalt, auf seinen Rittergütern ausgeübt hat, mit dem allgemeinen Namen der Herren-Eigenschaft. Denn wer des andern Obrigkeit und Richter aus eigenem Rechte ist, der ist unwidersprechbar dessen Herr. Und eben dies bleibt der widrige Stein des Anstoßes. Niemand kann zweien Herrn dienen. In dem Maße, als der Bauer des Edelmanns Unterthan ist, hört er auf, Bürger des Staats zu seyn. Der Staatsbürger kann nur den Landesgesetzen und der Staatsobrigkeit Unterthan seyn; jede andere Unterthänigkeit verstößt eben so sehr gegen die Rechte des Staats als gegen die der Menschheit. — Muß es daher nicht als eine gewaltige Inconsequenz erscheinen, wenn Regierungen die Unterthänigkeit dem Namen nach aufheben, durch Befreiung des Grundbesitzes sich eine ganze Classe neuer Staatsbürger zu verschaffen bemüht sind,

und den wichtigsten Theil der Erbherrlichkeit in der Patrimonial-Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt fortbestehen lassen? Ist das nicht eben so, als wenn in einem Lande Anstalten getroffen würden, die die Einwohner bereicherten, zugleich aber auch befohlen würde, daß sie stets in groben, schmuzigen Kitteln einhergehen sollten? *) —

Aber was noch mehr ist, Mancher hält es sogar noch für zweifelhaft, ob überhaupt die Gesetzgebung befugt gewesen sey, nur in die Vermögens- und Besitzverhältnisse zwischen den Herrschaften und Unterthanen einzugreifen, oder ob sie hierin nicht alles dem guten Willen überlassen müsse. Man erkennt die wohlthätigen Agriculturgesetze, die Preußens Regierung im Jahre 1811 feststellte, giebt auch zu, daß der Ackerbau nicht aufkommen könne, ohne ihn von allen dinglichen Beschränkungen zu befreien, die ihm im Wege standen; eben so gesteht man auch, daß für den Bestand und die Erhaltung des Staats die Erschaffung eines freien Bauernstandes unerläßlich sey, und man sieht ein, daß die erhöheten Staatsbedürfnisse nur aufzubringen sind, wenn das Einkommen des Landes, des Volkes, erhöhet wird, und daß dazu durchaus freies Eigenthum erforderlich sey. Denn nur in diesem liegt das

---

*) Der Souverain kann es überhaupt nie dulden, daß irgend ein mittelbar oder unmittelbar zur Souverainetät gehöriges Recht mit dem Grundeigenthum verbunden und von den Grundbesitzern durch Miethlinge verwaltet werde. Dies ist aber der Fall bei der Patrimonial-Jurisdiction. Wollen wir auch allenfalls zugeben, jedes öffentliche Staatsamt und Geschäft würde von den Grundeigenthümern eben so gut verwaltet, als von unparteiisch gewählten Stellvertretern des Souverains, so wird doch dadurch schon im Volke selbst ein allgemeines Mißtrauen erzeugt, genährt und, so zu sagen, verewiget. Aber es ist auch nicht so leicht möglich, daß die Staatsgeschäfte und am wenigsten die Gerechtigkeitspflege von den Grundeigenthümern und ihren Miethlingen so gut und unparteiisch verwaltet werden. In Civilprocessen sind sie oft blos Werkzeuge des Gutsherrn; eben so in Criminalsachen; und betrifft die Untersuchung den Armen, von dem keine Kosten getragen werden können, so haben wir leider die Erfahrung, daß Fluchtbegünstigung eintritt! —

Ehrenwertheste, was der Mensch hat, was ihn zur Liebe an Arbeit reizt, wodurch er seine individuelle bürgerliche Existenz, seinen und den Wohlstand des ganzen Staats sichert. —

Endlich können sich viele auch noch gar nicht von dem Glauben loswinden: daß in der Idee des Geburtsadels etwas höheres, etwas edleres liege, wodurch das Individuum, welches diesen Vorzug fühle, in seiner eigenen Vorstellung gehoben werde. Leider ist es geradezu diese lächerliche und verkehrte Idee gewesen, vermöge der viele Adeliche, die ohne alles sonstige Verdienst waren, sich einbildeten, eine bessere Race von Menschen zu seyn und ein edleres Blut in ihren Adern zu haben, als andere Menschenkinder, wodurch aber auch eben der Adel dem Spotte, dem Hasse und der Verachtung Preis gegeben worden ist.

Der Adel ist eine schöne Eigenschaft, meint Montaigne, und ist mit Grunde eingeführt; aber gerade, weil er eine von andern abhängende Eigenschaft ist und auf einen nichtswürdigen Taugenichts fallen kann, so steht er an Würde sehr weit unter der Tugend. — Ein durch bloße Geburt erhaltener Vorzug ist — man betrachte die Sache, wie man wolle — immer ein Verstoß gegen die Vernunft und das Princip der Gerechtigkeit. Läßt es sich wohl zusammenreimen und denken, daß in der bloßen Abstammung des Menschen, so wie es bei Thierracen der Fall ist, sein höherer und vorzüglicherer Werth begründet seyn könne?

Werfen wir nur einige flüchtige Blicke auf die Vorzeit, so findet sich in der spätern Geschichte des freien Griechenlandes keine Spur von einem bevorzügten, mit ausschließenden Prärogativen und Familienrechten versehenen Geschlechte; wenn man nicht etwa das Königsgeschlecht der Herakliden als eine adeliche Familie betrachten will. Alles übrige Forschen der Art dürfte um so vergeblicher seyn, als es hinreichend bekannt ist, daß es keine Familiennamen gab, indem der Sohn den Namen des Vaters nicht fortführte.

In Rom gab es einen Adel des Rechts, einen erblichen Familienadel, ein jus imaginum; aber dieser Adel sollte keine persönlichen Vorrechte geben.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Ehrenwertheste, was der Mensch hat, was ihn zur Liebe an Arbeit reizt, wodurch er seine individuelle bürgerliche Existenz, seinen und den Wohlstand des ganzen Staats sichert. —

Endlich können sich viele auch noch gar nicht von dem Glauben loswinden: daß in der Idee des Geburtsadels etwas höheres, etwas edleres liege, wodurch das Individuum, welches diesen Vorzug fühle, in seiner eigenen Vorstellung gehoben werde. Leider ist es geradezu diese lächerliche und verkehrte Idee gewesen, vermöge der viele Adeliche, die ohne alles sonstige Verdienst waren, sich einbildeten, eine bessere Race von Menschen zu seyn und ein edleres Blut in ihren Adern zu haben, als andere Menschenkinder, wodurch aber auch eben der Adel dem Spotte, dem Hasse und der Verachtung Preis gegeben worden ist.

Der Adel ist eine schöne Eigenschaft, meint Montaigne, und ist mit Grunde eingeführt; aber gerade, weil er eine von andern abhängende Eigenschaft ist und auf einen nichtswürdigen Taugenichts fallen kann, so steht er an Würde sehr weit unter der Tugend. — Ein durch bloße Geburt erhaltener Vorzug ist — man betrachte die Sache, wie man wolle — immer ein Verstoß gegen die Vernunft und das Princip der Gerechtigkeit. Läßt es sich wohl zusammenreimen und denken, daß in der bloßen Abstammung des Menschen, so wie es bei Thierracen der Fall ist, sein höherer und vorzüglicherer Werth begründet seyn könne?

Werfen wir nur einige flüchtige Blicke auf die Vorzeit, so findet sich in der spätern Geschichte des freien Griechenlandes keine Spur von einem bevorzügten, mit ausschließenden Prärogativen und Familienrechten versehenen Geschlechte; wenn man nicht etwa das Königsgeschlecht der Herakliden als eine adeliche Familie betrachten will. Alles übrige Forschen der Art dürfte um so vergeblicher seyn, als es hinreichend bekannt ist, daß es keine Familiennamen gab, indem der Sohn den Namen des Vaters nicht fortführte.

In Rom gab es einen Adel des Rechts, einen erblichen Familienadel, ein jus imaginum; aber dieser Adel sollte keine persönlichen Vorrechte geben.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gervais, L.

Kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete zur Orientierung aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete

Bd.: 2

Leipzig (1822)
Pol.g. 358 q-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769188-5